



**NOVAK DJOKOVIĆ**  
Das falsche Spiel  
des Tennisstars

**DIE AKTE AHR**  
Wer versagt hat, als  
die Flut kam

**ASTROLOGIE**  
Der junge Hype um  
die Sterne

## EIN QUANTUM ANGST

Wie die **Impfpflicht** Land und Politik entzweit

Printed in Germany  
Tschechien Kč 210,-  
Ungarn Ft 2990,-  
Spanien € 7,10  
Spanien/Kanaren € 7,30  
Slowakei € 7,10  
Slowenien € 6,90  
Portugal (cont) € 6,90  
Schweiz sfr 8,50  
Norwegen NOK 92,-  
Österreich € 6,50  
Griechenland € 7,30  
Italien € 7,60  
Finnland € 8,70  
Frankreich € 7,10  
BeNeLux € 6,80  
Dänemark dkr 64,95



\*Kraftstoffverbrauch Citan Kastenwagen BASE 110 Standard innerorts/außerorts/kombiniert:  
6,2–8,0/5,8–7,3/6,7 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emissionen kombiniert: 152 g/km.<sup>2</sup>

# HARTER ARBEITER, EINFACH GELEAST.

**Der neue Mercedes-Benz Citan.** Der kompakte Citan vereint höchste Sicherheitsstandards mit wirtschaftlicher Effizienz. Der ideale Einstieg in die Welt von Mercedes-Benz Vans. #FeelsGiant  
Mehr erfahren unter [mercedes-benz.de/citan](http://mercedes-benz.de/citan)

Leasingbeispiel für Gewerbekunden<sup>1</sup>  
für einen Citan Kastenwagen BASE 110 Standard\*  
Hubraum: 1.332 cm<sup>3</sup>, 75 kW, Benzin

Kaufpreis ab Werk <sup>3</sup>	17.730,90 €
Leasing-Sonderzahlung	0,00 €
Laufzeit in Monaten	48
Gesamtlaufleistung	40.000 km
<hr/>	
48 mtl. Leasingraten à	249,00 €

<sup>1</sup>Ein Leasingbeispiel der Mercedes-Benz Leasing GmbH, Siemensstraße 7, 70469 Stuttgart, für Gewerbe-kunden. Alle Preise zzgl. gesetzlich geltender USt. Stand 11/2021.

<sup>2</sup>Die angegebenen Werte sind die ermittelten „WLTP-CO<sub>2</sub>-Werte“ i.S.v. Art. 2 Nr. 3 Durchführungs-verordnung (EU) 2017/1152. Die Kraftstoffverbrauchswerte wurden auf Basis dieser Werte errechnet. Als Bemessungsgrundlage für die Kraftfahrzeugsteuer kann ein höherer Wert maßgeblich sein. Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil eines Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugtypen. Die Werte variieren in Abhängigkeit von den gewählten Sonderausstattungen.

<sup>3</sup>Unverbindliche Preisempfehlung des Herstellers, zzgl. lokaler Überführungskosten und USt.



## HAUSMITTEILUNG

### Jens Spahn

| Seite 54

Vor einem Jahr war **Jens Spahn** (r.) für einen kurzen Moment der beliebteste Politiker Deutschlands, heute gilt er vielen als das Gesicht einer verfehlten Corona-politik. SPIEGEL-Reporter **Marc Hujer** begleitete Spahn in seinem letzten Amtsjahr als Gesundheitsminister und erlebte, wie der Politiker erst seine Popularität, dann auch die Macht verlor. Er traf Spahn im Ministerium in Berlin, reiste mit ihm nach Südafrika und besuchte ihn im Wahlkampf in seinem Wahlkreis. »Freiwillig gibt Spahn nichts von sich preis«, so Hujer. Erst als dem Politiker die Macht zunehmend entglitt, war mehr Nähe möglich. Am Ende lud Spahn Hujer in die Ottensteiner Gaststätte ein, in der er als Schüler gekennert hatte. »Der Druck auf ihn, keinen Fehler machen zu dürfen, hat nachgelassen«, sagt Hujer.



Peter Rigauf / DER SPIEGEL



Wilma Leskowitsch

### Verbrechen

| Seite 44

Wenn ein Kind verschwindet, ist dies für die Eltern eine der größten möglichen Katastrophen. Die zehnjährige Hilal Ercan aus Hamburg war am 27. Januar 1999 von zu Hause ins Einkaufszentrum gegenüber gegangen, um Süßes zu kaufen. Sie kehrte nie zurück. Seither sucht die Polizei das Mädchen und den Täter – vergebens. Wie kann das sein? Diese Frage stellten sich die SPIEGEL-Redakteurin **Annette Großbongardt** und ihr Kollege Ansgar Siemens. Die beiden werteten die Akten des Falles aus, sprachen mit Zeugen, trafen die Familie und stießen auf Versäumnisse der Polizei, die zunächst von einer Entführung in die Türkei ausging. »Es ist erschreckend, wie lange die Nationalität des Mädchens eine Rolle spielte«, sagt Siemens. Hinweise auf einen möglichen Täter, Dirk A., der inzwischen wegen mehrfachen Kindesmissbrauchs verurteilt ist, wurden vernachlässigt. Lösen lässt sich der Fall wohl kaum noch. Großbongardt: »Die Ungewissheit ist für die Familie unerträglich.«

### Esoterik

| Seite 110

Lange galt Astrologie als Hobby älterer Menschen, doch seit einiger Zeit suchen vor allem junge Frauen vermehrt Antworten in den Sternen. Verlage, Astrologen und sogenannte Sinnfluencerinnen verbuchten zuletzt überraschende Zugewinne in dieser Zielgruppe. SPIEGEL-Redakteurin **Elisa von Hof** fand heraus, warum Astrologie vor allem in den sozialen Netzwerken populär ist, und ließ sich auch selbst wahrsagen. Als »kreativer, freier Wassermann mit starker Kopfbetonung« arbeite sie aktuell noch im richtigen Beruf. Mit ihrem Aszendenten Krebs und »Venus in den Fischen« könnte sie in ein, zwei Jahrzehnten aber einem »spirituellen Beruf« nachgehen.



Julia Steinriegel / DER SPIEGEL

### SPIEGEL GESCHICHTE



Millionen Deutsche ließen ab dem 19. Jahrhundert ihre Heimat für immer hinter sich und flüchteten vor Armut, politischer oder religiöser Verfolgung, vor Chancenlosigkeit oder fehlender Freiheit ins Ausland. Die Fluchtursachen von damals klingen vertraut: Noch heute sind dies die Hauptgründe für Migration, nun jedoch ist Deutschland ein Einwanderungsland. Vor diesem Hintergrund blickt SPIEGEL GESCHICHTE zurück in eine Zeit, in der die Deutschen Zuflucht in anderen Ländern suchten. Wie erging es ihnen in der Fremde? Und wie prägten die Zugewanderten ihre neuen Heimatländer? Wanderungsbewegungen sind eine Grundkonstante der Geschichte. Wie sich konstruktiv damit umgehen lässt, auch darauf gibt dieses Heft Antworten. SPIEGEL GESCHICHTE erscheint am Dienstag.

**SPIEGEL**  
**COACHING**

Alles, Motivation, Strategien 1/2022

**EFFEKTIVE COACHING**

**Alles auf neu!**  
Sechs Trainingsprogramme für ein bewusstes Leben

## Start in den zufriedenen Alltag

- ✓ Beziehungskrisen lösen
- ✓ Genussvoll essen
- ✓ Finanzen planen
- ✓ Ängste meistern
- ✓ Schmerzen annehmen
- ✓ Widerstandskraft stärken

Jetzt  
im Handel

# INHALT

DER SPIEGEL 76. Jahrgang | Heft 3 | 15.1.2022



Andreas Chudowski

## Planlos in die Impfpflicht

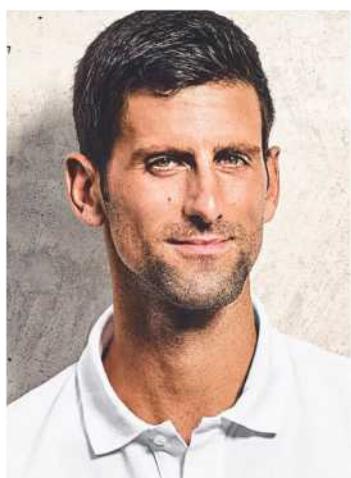
**PANDEMIE** Kanzler Olaf Scholz und Gesundheitsminister Karl Lauterbach drängen auf ein Gesetz, das Covid-19-Impfungen zur Pflicht macht – doch vorlegen sollen zuerst die Abgeordneten. Unterdessen sinkt dafür die Zustimmung in der Bevölkerung wieder leicht, und die Gegner bekommen auf ihren Demos Zulauf. | 8, 10, 13, 16



Pascal Bumann

### Saskia Rosendahl

Sehr gefragt, hoch talentiert – warum die Schauspielerin so viele fasziniert. | 114



Mikhail Lozovchuk / Redux / Jaff

### Novak Djoković

Der ungeimpfte Tennisspieler ist jetzt ein Weltstar der »Querdenker«-Szene. | 92



Mario Wezel / DER SPIEGEL

### Klaus Meine

Der Scorpions-Sänger spricht über das Leben als Ü-70-Rocker und »Wind of Change«. | 116

## TITEL

**8 | Pandemie** Kanzler Olaf Scholz kommt bei der Impfpflicht nicht in die Gänge

**10 |** Wäre eine Impfpflicht verfassungskonform?

**13 |** Die Organisatoren von Corona-»Spaziergängen« sind oft Rechtsextremisten

**16 | Virologie** SPIEGEL-Gespräch mit dem Immunologen und US-Präsidenten-Berater Anthony Fauci über die Endphase der Pandemie

## DEUTSCHLAND

**6 | Leitartikel** Der Westen sollte Wladimir Putin endlich wie einen Gegner behandeln

**20 | Noch mehr gefährliche Munition bei der Bundeswehr / Linke fordert Hilfe für Landwirte / Die Gegendarstellung / So gesehen: Mehr Parlament wagen**

**24 | Hochwasserkatastrophen** Die Überforderung der Verantwortlichen im Ahrtal

**32 | Lobbyismus** Der designierte Generalsekretär Mario Czaja und seine fragwürdigen Geschäfte

**35 | Linke** Die Alten rebellieren gegen die Parteiführung

**36 | Koalition** Die SPD fürchtet um die soziale Gerechtigkeit bei Robert Habecks Energieplänen

**38 | Zeitgeschichte** Historikerin Ramona Bräu über Reparationsforderungen Polens

**40 | Zivilgesellschaft** Proteste gegen »Querdenker«-Kundgebungen werden stärker

**42 | Ministerien** Relikte der alten Regierung

**44 | Verbrechen** Der rätselhafte Fall des vor 23 Jahren verschwundenen Mädchens Hilal Ercan

## DEBATTE

**50 | Medien** Was das Netflix-Phänomen »Don't Look Up« für den Journalismus lehrt

## REPORTER

**52 | Familienalbum / »Was haben Sie gegen Stempelständler?«**

**53 | Eine Meldung und ihre Geschichte** Was eine 36-Jährige sah, als sie im Sterben lag

**54 | Karrieren** Hat Jens Spahn sich verzockt?

**59 | Kolumne** Leitkultur

## WIRTSCHAFT

**60 | Hohe Boni bei Bertelsmann-Beteiligung / Aldi verärgert Bauern**

**62 | Unterhaltung** Die Konzertbranche ist ein Seismograf für das Auf und Ab in der Pandemie

**64 |** Die Rechtekataloge von Popstars als lukrative Geldanlage

**67 | Verschwendungen** Ein EU-Parlamentarier ließ sein Büro für 600 000 Euro umbauen

**68 | Gewerkschaften** IG-Metall-Chef Jörg Hofmann über seinen Kampf für neue Arbeitsplätze

**70 | Immobilien** Warum Eigentümerversammlungen derzeit keine Sanierungen beschließen können

**72 | Energie** Das dubiose Strom- und Gasimperium des Ömer Varol

## AUSLAND

**76 | Wachsender Druck auf britischen Premier Johnson / Freilassung der saudi-arabischen Prinzessin Basmah**

**78 | Russland** Der ungebrochene Kremlkritiker Alexej Nawalny

**81 | Geopolitik** Nato-Insider fürchten russischen Angriff auf die Ukraine und an anderen Fronten

**82 | Algerien** Viele junge Menschen fliehen nach Europa

**84 | Österreich** Kabarettist Josef Hader über das Wiener Regierungshaos

**86 | Kanada** Überlebende berichten von traumatischen Erfahrungen in Indigeneninternaten

## SPORT

**91 | Verjüngungskur in der Bundesliga / Warum wird der Afrika-Cup nicht in den Sommer verlegt?**

**92 | Tennis** Das Trauerspiel um Novak Djoković

**95 | Familie Djoković** schlachtet den Impffall nationalistisch aus

**96 | Handball** Ein Traditionssport kämpft gegen den Abstieg

## WISSEN

**98 | Durchbruch bei der Xenotransplantation / Analyse: Warum gut ausgebaute Radwege auch im Winter nützlich sind**

**100 | Ernährung** Befreiung von der Zuckersucht

**103 | Paläontologie** Die Turboevolution der Fischsaurier

**104 | Archäologie** Auf den Spuren des deutschen Freibeuters Felix Graf von Luckner

**107 | Corona** Was taugt der Billigimpfstoff für die Dritte Welt?

## KULTUR

**108 | Bildband zeigt das St. Pauli der Siebziger und Achtziger / Cate Blanchett im Kinofilm »Nightmare Alley«**

**110 | Esoterik** Die Wiederentdeckung der Astrologie

**114 | Kino** Saskia Rosendahls neue provokante Rolle

**116 | Rock** SPIEGEL-Gespräch mit Scorpions-Sänger Klaus Meine

**120 | Fernsehen** Wie darf man NS-Massenmörder zeigen?

**123 | Popkritik** Die britische Musikerin FKA twigs

SPIEGEL-TV-Programm | 37 Bestseller | 119 Impressum, Leserservice | 124 Nachrufe | 125 Personalien | 126 Briefe | 128 Hohlspiegel / Rückspiegel | 130



Michael Probst / AP

## Die Akte Ahrtal

Ermittlungen zum verheerenden Hochwasser zeigen: Der Krisenstab war überfordert, Anwohner wurden kaum gewarnt, und der entscheidende Politiker war zu Hause. | 24



Michi Reimers / Jazz Archiv / akg-images

## Der große Bühnenfrust

Konzerte werden verschoben, Tourneen abgesagt. Veranstaltern und Künstlern geht nach zwei Pandemiejahren die Luft aus. Auch Stars wie Udo Lindenberg zerrt das Auf und Ab an den Nerven. | 62



Mia Takahara / Plainpicture

## Böser Zucker, gutes Fett

Wer sich gesund ernähren und abnehmen will, so zeigen neuere Diätexperimente, muss bestimmte Kohlenhydrate meiden. Die frühere Verteufelung der Fette hingegen war ein Fehler. | 100

# Genug geredet

**LEITARTIKEL** Der Westen muss auf Konfrontation zu Kremlchef Putin gehen.

Nur so lässt sich eine Invasion in die Ukraine noch verhindern.



**Präsident Putin in einem Militärfahrzeug in Sibirien**

**W**ladimir Putin war 2003 gerade einmal drei Jahre im Amt, als er eine Entscheidung traf, die den weiteren Verlauf seiner Präsidentschaft prägen sollte: Er ließ den Oligarchen Michail Chodorkowski verhaften und dessen Ölkonzern Yukos zerschlagen. Chodorkowski war damals der reichste Mann Russlands, eng verbündet mit Entscheidungsträgern im Kreml und im Westen. Kaum jemand inner- und außerhalb Russlands hielt es für möglich, dass sich die Regierung an ihn herantraut. Chodorkowski selbst ging fälschlicherweise davon aus, dass ihm seine Freunde in Europa und in den USA im Notfall beispringen würden. Indem Putin den Unternehmer für zehn Jahre wegen Steuerhinterziehung und Betrug wegsperrten ließ, klärte er nicht nur die Machtfrage in Russland. Er nahm auch eine außenpolitische Erkenntnis mit: Wenn es hart auf hart kommt, knickt der Westen ein.

Putin ist bis heute traumatisiert vom Zerfall der Sowjetunion, den er als KGB-Offizier in Dresden erlebte. Er hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Russland als Weltmacht zu restaurieren. Unter anderem deshalb hat er 2014 völkerrechtswidrig die Krim annexiert und sich in den US-Präsidentenwahlkampf 2016 eingemischt. Deshalb hat er in Syrien Baschar al-Assad unterstützt, einen der schlimmsten Kriegsverbrecher des 21. Jahrhunderts. Europäer und Amerikaner unterschätzten Putins Zerstörungswut – und ließen ihn gewähren.

Nun heizt der russische Präsident den Konflikt mit dem Westen weiter an, indem er rund 100 000 Soldaten an der Grenze zur Ukraine zusammenzieht. Zwar sprachen russische und westliche Diplomaten diese Woche miteinander, doch die Anzeichen verdichten sich, dass die Verhandlungen für den Kremlchef nur ein Vorwand sind, um bald in die Ukraine einzumarschieren. Putin kann

nicht damit leben, dass sich in seiner unmittelbaren Nachbarschaft eine prowestliche Demokratie etabliert.

Amerikaner und Europäer haben lange versucht, den russischen Präsidenten durch Dialog einzuhegen. Vergebens. Es ist Zeit für einen radikalen Strategiewechsel: Der Westen muss den Preis für eine Invasion in die Ukraine in die Höhe treiben, so gewaltig, dass er selbst Putin zu hoch ist. Und das geht nur, indem er die Konfrontation sucht – diplomatisch, wirtschaftlich und indirekt auch militärisch.

Putin hat in Russland eine Autokratie errichtet. Er hat Presse und Justiz weitgehend gleichgeschaltet. Und doch ist es ihm wichtig, eine Fassade von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit aufrechtzuerhalten. So ist Russland nach wie vor eines von 47 Mitgliedern des Europarats. Die Regierung in Moskau hat das Gremium verhöhnt, indem sie Beschlüsse seines wichtigsten Organs, des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, etwa im Fall Nawalny ignorierte. Trotzdem konnte sich der Europarat bislang lediglich zu einer vorübergehenden Suspendierung Russlands durchringen. Putins Kriegsdrohungen gegen die Ukraine wären ein guter Anlass, ein Ausschlussverfahren gegen Moskau einzuleiten.

Schmerzhafter wären für den Kreml wirtschaftliche Sanktionen. Dabei müssten Amerikaner und Europäer deutlich weiter gehen als nach der Annexion der Krim. Es ist unverantwortlich, dass die Bundesregierung trotz der Ukrainekrise weiter an Nord Stream 2 festhalten will. Solange Putin seine Soldaten nicht von der ukrainischen Grenze abzieht, kann die Pipeline unmöglich in Betrieb genommen werden. Das müsste die unmissverständliche Botschaft aus Berlin sein. Die USA und die EU könnten zudem russische Staatskonzerne wie Gazprom ins Visier nehmen. Der weitreichendste Schritt wäre, Russland vom internationalen Zahlungsverkehrsdiestleister Swift abzukoppeln. All diese Maßnahmen würden auch Länder im Westen treffen – Deutschland beispielsweise importiert mehr als die Hälfte seines Gases aus Russland. Aber dieser Preis muss nun gezahlt werden. Denn es wäre naiv zu glauben, Putin mit bloßer Symbolpolitik beeindrucken zu können.

Schließlich sollte die Nato endlich letale Waffen an die Ukraine liefern. Dagegen sperrt sich vor allem Deutschland. Normalerweise warnen Sicherheitspolitiker zu Recht davor, Waffen in Krisengebiete zu exportieren, in diesem Fall geht es allerdings darum, einen Aggressor abzuschrecken. Putin dürfte weniger gewillt sein, in die Ukraine einzumarschieren, wenn er mit heftigem militärischem Widerstand rechnen muss.

Der russische Präsident will den Westen schwächen, indem er ihn spaltet. Umso wichtiger ist es, dass Europäer und Amerikaner in der Ukrainekrise zusammenstehen. Bislang gelingt das nur so halb. Nicht zuletzt Deutschland muss Putin endlich als das nehmen, was er ist – ein Gegner, kein Partner.

Maximilian Popp

Es ist unverantwortlich, dass die Bundesregierung an Nord Stream 2 festhält.

# Welchen Sinn haben Daten, wenn sie nicht zu besseren Entscheidungen führen?

Was auch immer auf Sie zukommt: Mit einem einzigen System für Finanzen, HR und Planung können Sie sich darauf einstellen. Mit Workday haben Sie ständig die neuesten Prognosen zur Hand und können Ihre Mitarbeiter und Prozesse entsprechend ausrichten. Planen Sie den Wandel mit einem System, das für den Wandel konzipiert wurde.

Workday. For a changing world.<sup>™</sup>



Minister Lauterbach



Andreas Chudowski

# Koalition der Wackligen

PANDEMIE

Olaf Scholz gibt sich führungsstark, doch in der Debatte um die allgemeine Impfpflicht blamiert sich seine Regierung. Der Kanzler und sein Gesundheitsminister Karl Lauterbach wollen das Gesetz – nur kümmern sollen sich darum andere. Scheitert das umstrittene Projekt?

**V**

ater, Mutter und zwei Kinder, auf den ersten Blick eine gewöhnliche Familie auf einem gewöhnlichen Spaziergang, an einem Montagabend in Rostock. Die Mutter hält ihre zwei Töchter an den Händen, der Vater schiebt sein Fahrrad neben sich her. Die ältere Tochter, um die zehn, hat einen Haarreif mit Katzenohren auf. Dann bläst die jüngere Tochter, vielleicht fünf, in eine Trillerpfeife und stampft mit ihren Winterschuhen auf den Asphalt. Proteststimmung selbst unter den Kleinsten, das ist dann schon eher ungewöhnlich.

In mehreren Städten der Republik finden an diesem Tag Demonstrationen statt, sie sind als »Spaziergänge« deklariert. Es geht gegen die Corona-maßnahmen, es geht gegen die geplante Impfpflicht, es geht gegen den Staat, seine Vertreterinnen und Vertreter. Bei vielen geht es aber auch um das Gefühl, nicht verstanden zu werden.

In Rostock sind es diesmal bis zu 4000, in Hamburg waren es zwei Tage zuvor mehr als 13 000. Es ist eine Minderheit, aber es werden von Woche zu Woche mehr.

Um die Familie herum: »Querdenker«, Alt-Hippies, Hooligans, Neonazis, Anhänger der rechtsextremen Kleinstpartei »Dritter Weg«. Aus einem Megafon tönt »Die Gedanken sind frei«.

Ein älterer Mann trägt ein Schild. »Lauterbach stoppen, Hände weg von unseren Kindern«, steht darauf. Er sagt: »Ich bin ungeimpft, weil ich nicht will, dass irgendein Zeug in meinen Körper reinkommt. Das können die noch so lange probieren, das lasse ich nicht zu.«

Es sind Menschen wie er, die Auslöser einer der größten gesellschaftlichen Debatten dieser Tage sind. Weil in Deutschland die Impfquote bei bloß 72 Prozent liegt und damit zu niedrig ist, um eine Herdenimmunität zu erreichen, will der Bundestag in den nächsten Wochen oder Monaten über eine Impfpflicht abstimmen.

Der Schritt könnte helfen, die Pandemie auf lange Sicht zu beenden. Er könnte die Gesellschaft aber zugleich weiter spalten, so aufgeheizt wie die Stimmung nach zwei harten Krisenjahren ist.

Auf der einen Seite stehen die wenigen, die eine solche Pflicht als Körperfverletzung begreifen würden. Sie nennen es einen Angriff auf ihre Unversehrtheit und berufen sich auf das Grundgesetz.

Auf der anderen Seite sind die vielen, die ihre Freiheit durch die hohe Zahl der Ungeimpften seit vielen Monaten eingeschränkt sehen, weil sie

weniger Freunde treffen dürfen, Masken tragen und sich immer wieder testen lassen müssen. Diese Leute erinnern daran, dass Operationen für geimpfte Patienten verschoben werden mussten, weil für ungeimpfte Covid-Erkrankte Intensivbetten freigehalten wurden. Sie wollen ihre Freiheit zurück.

So ist die Lage, und eigentlich würde man von einem Bundeskanzler erwarten, dass er jetzt einen Weg aufzeigt. Dass er einen konkreten Vorschlag macht, wie es weitergeht in dieser fünften Coronawelle, der irgendwann eine sechste folgen könnte. Es brauchte einen Kanzler, der erklärt, wie das Land zu seiner Impfpflicht kommt – oder eben nicht.

Am Mittwoch steht Olaf Scholz im Bundestag vor einem Mikrofon und erklärt, warum er für die Pflicht ist. Die Entscheidung, sich nicht impfen zu lassen, habe Konsequenzen für viele andere, für Nachbarn, für Freunde, für das ganze Land. »Es gibt keine Entscheidung, die man nur für sich alleine trifft, und deshalb ist die Impfpflicht auch richtig.«

Es sind starke Worte, Scholz trägt sie mit ungewohnt fester Stimme vor. Das Problem ist nur, dass ihnen keine Taten folgen. Der Kanzler hat entschieden, nicht selbst einen Gesetzentwurf vorzulegen. Er will abwarten, bis die Abgeordneten im Bundestag Vorschläge formulieren. Auch Karl Lauterbach, sein Gesundheitsminister, erklärt nun, selbst doch keinen Antrag vorzubereiten. Er, der auch Abgeordneter ist, fühlt sich als Minister der Neutralität verpflichtet. Es ist die Woche des Wegduckens.

»Deutschlands neue Nichtregierungsorganisation«, spottet die CSU auf Twitter. Scholz selbst erklärt seine Zurückhaltung zum »demokratischen Führungsstil«. Er freue sich darauf, als Abgeordneter für die Impfpflicht stimmen zu können.

In Wahrheit bleibt ihm nicht viel anderes übrig, er will Rücksicht nehmen auf die Partner. Die FDP hatte darauf gedrängt, die Initiative für die Impfpflicht dem Parlament zu überlassen. So verzichtet der Kanzler auf starke Führung, weil ihm der Koalitionsfrieden wichtiger ist.

Da es an beherzten Initiativen fehlt, verpasst die Bundesregierung möglicherweise ein entscheidendes Momentum, um mit breiter Zustimmung der Bevölkerung einen derart tiefgreifenden Schritt umzusetzen. Im November noch hatte Scholz ein Impfpflichtgesetz für »Ende Februar, Anfang März« angekündigt. Er stellt bald fest, dass es so schnell und so



ALENA BUYX



ANDREAS GASSEN

»Es wäre falsch, die Entscheidung übers Knie zu brechen. Es geht um übermorgen.«

»Hardcore-Impfverweigerer klagen lieber publikumswirksam gegen einen Bußgeldbescheid, als sich wegen einer Pflicht eine Spritze setzen zu lassen.«

einfach nicht geht. Es war der erste große Irrtum in seiner neuen Rolle.

Nach dem Hin und Her beginnt nun aber der Rückhalt in der Bevölkerung wieder leicht zu bröckeln. Waren in einer Civey-Umfrage für den SPIEGEL vor gut einem Monat noch 73 Prozent für die Einführung einer allgemeinen Impfpflicht, waren es am Dienstag nur noch 64 Prozent. Den Zeitpunkt der größten Zustimmung hat Scholz vielleicht versäumt.

Der Kanzler steht damit nicht nur ohne Gesetzesvorlage da, sondern auch als einer, dessen Wort der eigenen Regierungskoalition nicht viel wert zu sein scheint. Seine Strategie des Abwartens ist gefährlich, weil er beide Seiten gegen sich aufbringt. Die Gegner der Impfpflicht, die empört sind, weil er sich verbal so klar zu diesem Schritt bekennt. Und die Befürworter, weil sie das Gefühl haben, Scholz rede viel, aber handele nicht.

Die Zögerlichkeit des Kanzlers ist umso erstaunlicher, als er sich noch vor wenigen Wochen in der Rolle des Antreibers gefiel. Er ging ins Fernsehen, um für das Impfen zu werben, er gab ambitionierte Ziele vor – und setzte selbst die Impfpflicht auf die Agenda. Als Ende November die Ministerpräsidenten mit ihm und Angela Merkel tagten, ließ Scholz während der Sitzung an die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ein Papier verschicken mit dem Titel: »Was wir jetzt tun müssen.« Der Scholz-Plan gegen Corona umfasste 14 Punkte, darunter die Impfpflicht. Greifen könne sie »ab Anfang Februar 2022«, schrieb Scholz damals. Dieser Zeitpunkt jedenfalls dürfte jetzt unerreichbar sein.

Die Abgeordneten im Bundestag behandeln die Impfpflicht wie ein falsch adressiertes Paket: Kaum einer will es annehmen. In den Fraktionen

## Klares Ja

»Sollte es eine allgemeine Impfpflicht gegen Covid-19 in Deutschland geben?«, Zustimmung in Prozent



■ Quelle: Civey-Umfrage für den SPIEGEL vom 7. bis 13. Jan. 2022; Befragte: 5043; die statistische Ungenauigkeit der Umfrage liegt bei bis zu 4,0 Prozentpunkten; an 100 fehlende Prozent: »unentschieden/»nein«

# Eine Frage der Kontrolle

Wäre die allgemeine Impfpflicht verfassungswidrig? Auf jeden Fall müsste die Politik genau wissen, wie sie das Gesetz formuliert.

**Gefragt, wie ein konkreter Sachverhalt zu beurteilen ist, antworten Juristen gern:** »Das kommt darauf an.« Und zwar auf die Details. Nicht anders ist es bei der Frage danach, ob eine allgemeine Impfpflicht verfassungswidrig wäre.

Im Kern geht es darum, ob sie »verhältnismäßig« wäre. Dabei muss der Gesetzgeber zunächst den Zweck bestimmen: andere Bürger vor Ansteckung zu schützen zum Beispiel – oder eine Überlastung der Krankenhäuser zu vermeiden.

Theoretisch könnte ein Ziel auf dem Weg dahin die sogenannte Herdenimmunität sein. Sie würde auch Menschen schützen, die sich nicht impfen lassen können.

Dieser Gedanke ist Grundlage der Impfpflicht gegen Masern, die seit März 2020 für Kinder, Erzieherinnen, Lehrer, aber auch für Flüchtlinge in Gemeinschaftsunterkünften oder Beschäftigte im Gesundheitswesen gilt.

Doch spätestens seit Auftreten der Delta-Variante ist klar, dass auch Geimpfte weiterhin erkranken und andere anstecken können, wenn auch deutlich seltener als Ungeimpfte. Und sollte eine Impfung – etwa bei Omikron oder noch folgenden Varianten – die Gefahr, andere anzustecken, nur unwesentlich reduzieren, wäre eine allgemeine Impfpflicht nicht geeignet, diesen Zweck zu erreichen.

Um vor dem Bundesverfassungsgericht zu bestehen, müsste sie dann also vorrangig einen anderen legitimen Zweck erfüllen. Der Schutz der zu impfenden Personen selbst wäre kein solcher Zweck, denn es gibt eine »Freiheit zur Krankheit«. Es bliebe dann nur der Schutz des Gesundheitswesens.

Dann stellt sich zum einen die Frage, wie sehr die gesundheitliche Versorgung gefährdet sein muss, damit die Impfpflicht angemessen wäre. Zum anderen, wie man vor allem mit jüngeren Menschen umgeht, die ein eher geringes Risiko haben, schwer zu erkranken. Das könnte dazu führen, dass man die Impfpflicht erst ab einem gewissen Alter greifen lässt – oder bei anderen Risikofaktoren.

Geklärt werden muss auch, zu was genau die Deutschen verpflichtet würden: Nur zu einer zweifachen Impfung, wie es die Corona-Impfpflicht für Beschäftigte in der Pflege und im Gesundheitswesen vorsieht, die ab 15. März gilt. Oder – mit Blick auf Omikron – auch zum Boostern

und zum weiteren Auffrischen mit Impfstoffen gegen neue Varianten?

Entscheidend ist dann, ob es nicht »mildere Mittel« gäbe, um die Ziele zu erreichen. Falls ja, wäre die Impfpflicht wohl verfassungswidrig.

Die Ausweitung der Maskenpflicht auf nicht öffentliche Bereiche wie Treppenhäuser von Privatgebäuden könnte so ein Mittel sein, ebenso wie bessere Testmöglichkeiten. So gibt es in Österreich kostenlose PCR-Tests in Supermärkten und Apotheken.

Einer Überlastung der Intensivstationen könnte man zumindest auf längere Sicht auch begegnen, indem man dort die Kapazitäten erweitert, vor allem mit mehr und besser bezahltem Personal. Die Gießener Staatsrechtlerin Michaela Hailbronner rät deshalb, eine Impfpflicht – wenn sie denn überhaupt politisch gewollt wäre – in ein »übergeordnetes langfristiges Schutzkonzept« einzubetten.

Generell hat der Gesetzgeber einen großen Entscheidungs- und Ermessensspielraum. Er ist besonders weit, wenn die Politik es mit »tatsächlichen Unsicherheiten« zu tun hat, wie das Bundesverfassungsgericht neulich in seinen beiden ersten Grundsatzbeschlüssen zur Coronapolitik erklärt hat.

Eine zentrale Frage ist zudem aus verfassungsrechtlicher Sicht, wie sich eine allgemeine Impfpflicht durchsetzen ließe. Schon eine Prüfung, wer geimpft ist und wer nicht, ist schwierig, da es in Deutschland bislang kein nationales Impfregister gibt.

Zumindest müsste es Stichproben geben: Kann die allgemeine Impfpflicht gar nicht kontrolliert und durchgesetzt werden, könnte sie allein schon aus diesem Grund verfassungswidrig sein.

Als Alternative empfiehlt die Bochumer Staatsrechtlerin und Gesundheitsrechtsexpertin Andrea Kießling deshalb, die einrichtungsbezogene Impfpflicht einfach schrittweise auszudehnen: auf Kitas und Schulen, dann auf den öffentlichen Dienst, zumindest soweit die Beschäftigten dabei Bürgerkontakt haben. Schließlich könnte sie, falls nötig, auf alle Betriebsstätten ausgeweitet werden.

Die Impfung wäre dann dem Arbeitgeber nachzuweisen. »Das ließe sich leichter rechtfertigen«, sagt Kießling, »und viel effektiver kontrollieren.«

Dietmar Hipp ■

herrscht statt Tatendrang Ratlosigkeit. Noch liegen kaum Papiere vor, noch äußern sich nur wenige Parlamentarier konkret zur Umsetzung. Sie haben mehr Fragen als Antworten.

Für wen soll die Impfpflicht gelten, wie wird sie kontrolliert? Was geschieht mit den Impfverweigerern, welche Strafen wären gerecht? Wie oft muss geimpft werden, mit welchem Impfstoff? Und vor allem: Braucht man die Impfpflicht überhaupt, wenn sich dieser Tage so viele mit der Omikron-Variante infizieren? Wieg am Ende der Schaden den Nutzen auf?

Die große gesellschaftliche Debatte über ein Instrument der Krisenbewältigung droht im Chaos zu versinken. In jeder Partei gibt es Befürworter und Gegner, es schwirren kaum durchdachte Ideen durchs Parlament: Eine Impfpflicht ab 50, eine nur für bestimmte Berufe oder eine allgemeine Verpflichtung, die später kommt als geplant.

Eine klare Richtung zeichnet sich ebenso wenig ab wie eine eindeutige Mehrheit für oder gegen das Vorhaben. Die Politik erscheint in der Pandemie nicht zum ersten Mal orientierungslos.

Mittendrin steht Karl Lauterbach, er ist das neue politische Gesicht dieser Krise. Für alles, was schiefläuft, muss der Bundesgesundheitsminister geradestehen. So war es schon immer, so ist es auch diesmal. Auf ihn werden sich die Blicke richten, sollte das Projekt am Ende scheitern.

Lauterbach ist es gewohnt, im Fokus der Öffentlichkeit zu stehen. In den vergangenen zwei Jahren gab er als SPD-Abgeordneter und Epidemiologe in den Talkshows den Volks hochschullehrer, der die Deutschen ermahnt. Seit fünf Wochen gibt er den Minister und obersten Krisenmanager der Pandemie. Un gewohnt ist, dass Lauterbach nun an Dingen wie einem längst überholten Zeitplan gemessen wird, den ihm andere beschert haben, etwa sein Chef im Kanzleramt.

Am Donnerstagmittag ist es Lauterbach, der am Rednerpult des Bundestags steht. Er sieht noch schmäler und müder aus als gewöhnlich, er liest ab. Die anderen Regierungsmitglieder erklären in dieser Debatte die großen Linien ihrer Politik. Lauterbach redet ausschließlich über Corona. Die Pandemie könne nur durch Impfungen beendet werden, sagt er. »Der sicherste und schnellste Weg aus der Pandemie heraus ist die Einführung einer allgemeinen Impfpflicht.« Der Applaus unter der Kuppel bleibt verhalten.

Als Lauterbach auf der Regierungsbank Platz genommen hat, ätzt der gesundheitspolitische Sprecher der Unionsfraktion, Tino Sorge: »Eine Gesetzesvorlage sind Sie schuldig geblieben.«

Der Minister steckt im Dilemma. Einerseits hält Lauterbach eine baldige Umsetzung der Impfpflicht für nötig: »Wir wollen verhindern, dass wir im Herbst erneut vor einer Coronawelle stehen. Deshalb brauchen wir eine Impfpflicht.« Eine Durchseuchung mit Omikron



OLAF SCHOLZ



MANUELA ROTTMANN

»Die Entscheidung, sich nicht impfen zu lassen, hat Konsequenzen für viele andere. Es gibt keine Entscheidung, die man nur für sich alleine trifft.«

»Die Frage ist: Haben wir eine Idee, wie wir mit einer Impf- pflicht die Impfquote erhöhen?«

wäre zu gefährlich. »Und außerdem«, so Lauterbach, »rechnen wir mit weiteren Varianten.« Der Gesundheitsminister will deshalb, dass alle Erwachsenen ab 18 Jahren zur Impfung verpflichtet werden. Auf ein aufwendiges Impfregister, in dem die Daten abrufbar wären, will er verzichten.

Andererseits muss Lauterbach als Minister in einer fraktionsoffenen Debatte alle Abgeordneten, die Gruppenanträge vorbereiten, in Rechts- und Fachfragen beraten. Seine Beamten schreiben Formulierungshilfen, wenn gewünscht – egal wie ihr Ressortchef zu einem Antrag steht.

Deshalb will Lauterbach auch nicht, wie anfangs angedacht, als Abgeordneter einen eigenen Antrag erarbeiten. »Meine Neutralität ist wichtig, um die Hilfe des Bundesgesundheitsministeriums gleichermaßen allen Abgeordneten anbieten zu können«, sagt er jetzt. Natürlich werde er sich am Ende einem Vorschlag anschließen. »Aber ich werde ihn nicht federführend erarbeiten.«

Lauterbachs Vorgänger Jens Spahn (CDU) hatte die Sache mit der Neutralität entspannter gesehen. Er hatte einen Gruppenantrag für eine Neuregelung der Organspende angeschoben. Sein Partner war dabei der SPD-Abgeordnete Lauterbach, der damals mit diesem Verfahren offenbar noch kein Problem hatte.

In den Ampelparteien bleibt die Stimmungslage zur Impfpflicht unübersichtlich, allein in der SPD-Fraktion gibt es mindestens vier Gruppen. Die Mehrheit der Abgeordneten ist offenbar dafür, aber unsicher, wie die Regelung umgesetzt werden kann. Eine Minderheit weiß noch nicht, ob sie einer Impfpflicht zustimmen sollte, Generalsekretär Kevin Kühnert gehört dazu. Eine weitere Gruppe

liebäugelt mit der Impfpflicht ab 50, und dann gibt es noch Abgeordnete, denen alles viel zu langsam geht.

Juso-Chefin Jessica Rosenthal kämpft seit Wochen für die allgemeine Impfpflicht. Mitte Dezember setzte Rosenthal einen Parteitagsbeschluss durch. Sie hatte nie Zweifel. Als Lehrerin in Bonn musste sie eine Masernimpfung nachweisen, das fand sie richtig.

»Ich will nicht, dass wir im Herbst wieder über Schulschließungen reden, weil ich erlebt habe, was das heißt: Da wird das Fundament des Lebens kaputt gemacht«, sagt Rosenthal. Die Angst vor einer weiteren Radikalisierung der Impfgegner hält sie für übertrieben. »Wir machen das nicht, um jemanden zu ärgern, sondern um endlich in die endemische Phase zu kommen.«

Ähnlich sehen es die SPD-Chefs Saskia Esken und Lars Klingbeil. Eine offensive Positionierung der gesamten Partei wollen sie aber vermeiden. Je mehr die Impfpflicht mit der Sozialdemokratie verknüpft wird, fürchten sie, desto größer wäre die Gefahr, im Falle eines Scheiterns den politischen Schaden ausbaden zu müssen. Feigheit scheint das Leitmotiv in diesem Prozess zu sein.

Die Grünen sind noch ratloser als die SPD. Sie haben bislang nur über das Prozedere gesprochen, kaum über Inhalte. Als die Fraktion im Herbst darüber diskutierte, waren viele Abgeordnete bereits für eine allgemeine Impfpflicht. Damals standen die Parlamentarier noch unter dem Eindruck der Delta-Welle. Krankenhäuser schlugen Alarm, weil sie kurz vor dem Kollaps standen. Heute wäre die Stimmung möglicherweise nicht so eindeutig.

Janosch Dahmen, Notfallmediziner und gesundheitspolitischer Sprecher der Grünenfraktion, arbeitet

bereits an einem fraktionsübergreifenden Antrag zur Impfpflicht mit. Unterstützt wird er von Fraktionschefin Katharina Dröge. »Mein Eindruck ist, dass sehr viele Kolleginnen und Kollegen in meiner Fraktion diese Haltung teilen«, sagt sie.

Einige allerdings zweifeln, ob eine gesetzliche Pflicht der richtige Weg ist, etwa der Wirtschaftspolitiker Dieter Janecek. »Verändert Omikron die Ausgangslage? Das alles muss gründlich besprochen werden«, sagt er. Auch Manuela Rottmann zögert, sie war in der vergangenen Legislaturperiode als Rechtspolitikerin viel mit der Pandemie befasst: »Die Frage ist: Haben wir eine Idee, wie wir mit einer Impfpflicht die Impfquote erhöhen, oder geht es nur darum, Entschlossenheit zu behaupten?«

Die größte Gefahr für eine krac- chende Abstimmungsniederlage der Regierung über die Impfpflicht geht von der FDP aus. Die Liberalen fah- ren in der Impffrage einen Schlinger- kurs. Noch im Wahlkampf hatte sich Parteichef Christian Lindner klar gegen eine allgemeine Impfpflicht ausgesprochen, zwischendurch zeigte er sich offen. Zuletzt klang er wieder verhaltener.

Der FDP-Abgeordnete Andrew Ullmann wirbt jetzt für eine Impfpflicht, die nach Alter gestaffelt ist. Vorbild dafür ist Italien, wo sich seit Kurzem alle Bürgerinnen und Bürger ab 50 Jahren den Piks holen müssen. Ullmann hält verpflichtende Beratungsgespräche und Bußgelder bei Verstößen für möglich.

Gerhart Baum, der Altliberale und ehemalige Innenminister, befürwortet dagegen eine allgemeine Impfpflicht und ärgert sich über den Kurs seiner Partei: »Freiheit heißt Verantwor- tung, und das heißt im konkreten Fall, nicht den Schutz von Leben und Gesundheit zugunsten einer unbe- schränkten Freiheit aufzugeben.«

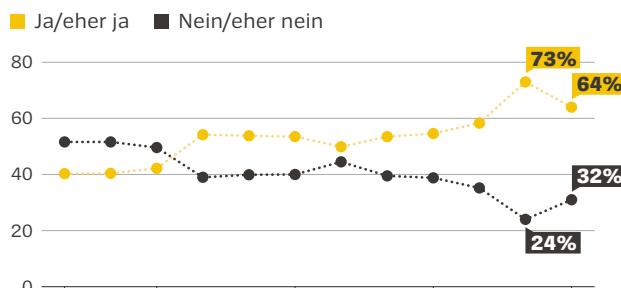
Und dann wäre da noch Wolfgang Kubicki, der zuverlässig das freide- mokratische Enfant terrible gibt: Er legte als Erster einen Antragsentwurf gegen die allgemeine Impfpflicht vor. Außer ihm haben bislang 31 FDP-Par- lamentarier unterschrieben, zudem 2 aus der CDU.

So konfus die Lage in der Ampel ist, in der größten Oppositionspartei ist sie nicht besser. Daran dürfte die fraktionsoffene Sitzung von CDU und CSU am Dienstag wenig geändert haben. Im Austausch mit Experten hätten sich eher noch mehr Fragezeichen ergeben, berichten Teilnehmer.

Fraktionschef Ralph Brinkhaus und sein Erster Parlamentarischer

## Schwankender Rückhalt

»Sollte es Ihrer Meinung nach eine Impfpflicht gegen Covid-19 in Deutschland geben?«, Angaben in Prozent



• Quelle: Civey-Umfragen für den SPIEGEL; jeweils der 9. eines Monats; Befragte: rund 5000; an 100 fehlende Prozent: »unentschieden«; die statistische Ungenauigkeit liegt bei bis zu 2,5 Prozentpunkten.



J. Große / Adobestock

**Demonstrant bei erkennungsdienstlicher Behandlung in Freiburg:** »Freiheit heißt Verantwortung«

Geschäftsführer Thorsten Frei piesackten die Koalition tagelang und forderten einen Gesetzentwurf der Regierung, dann bot Brinkhaus den Ampelfaktionen am Dienstag Gespräche an. Zuvor allerdings hatte der CSU-Gesundheitspolitiker Stephan Pilsinger für Verwirrung gesorgt, als er einen eigenen Entwurf seiner Fraktion ankündigte und kurz darauf zurückrudern musste. Das Chaos war perfekt.

Hendrik Wüst, CDU-Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, versuchte unterdessen, sich in der Bund-Länder-Runde als Gegenspieler des Kanzlers zu profilieren. Als es um den Zeitplan für die Impfpflicht ging, verhakte er sich mit Scholz derart, dass der Kanzler sich den Christdemokraten vorknöpfte. »Sie sind hier der Vorsitzende der Ministerpräsidentenkonferenz«, wird Scholz zitiert. »Machen Sie mal einen Vorschlag, der für alle 16 Länder funktioniert.«

Wüst, der mit Scholz in einem Raum saß, wirkte auf manche Teilnehmer überrumpelt. Den Kompromiss, dass die Länder »bald« von einem »Zeitplan ausgehen«, formulierten dann andere Ministerpräsidenten. Scholz, der den sanften K.-o.-Schlag beherrscht wie kaum ein anderer, soll kurz nach der Sitzung in einer internen Runde über den »Amateur im Ministerpräsidentenkostüm« gespottet haben.

Die Machtspielen offenbaren die Unsicherheit, mit der sich Politikerinnen und Politiker dem herausfordernden Thema nähern. Alena Buyx kann das vermutlich nachvollziehen. Die Vorsitzende des Deutschen Ethikrats sagt, das Gremium habe sich in seiner bisherigen Geschichte mit kaum einer Entscheidung schwerer getan als mit der Stellungnahme zur allgemeinen Impfpflicht.

Anfang Dezember wurden die 24 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Fachrichtungen von der Bundesregierung um eine Einschätzung gebeten, erst am 22. Dezember präsentierten sie das Ergebnis ihrer Beratungen. Sie brauchten drei

volle Tage für die Diskussion, üblich ist höchstens einer.

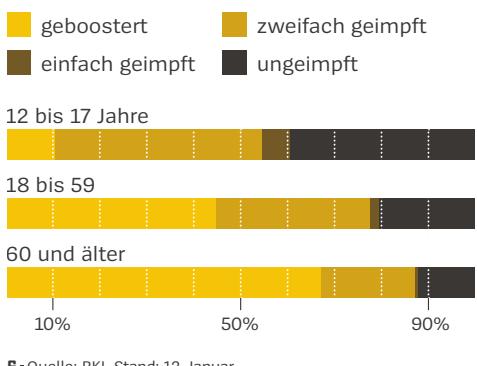
Am Ende stand zwar eine Empfehlung für die Impfpflicht. Doch eindeutig war sie nicht. 4 der 24 Mitglieder votierten dagegen, von den 20 anderen plädierten 7n dafür, die strenge Regel nur auf ältere und besonders vulnerable Vorerkrankte zu beschränken. Nur 13 der 24 Ratsmitglieder befürworteten die Ausweitung auf alle impfbaren Erwachsenen. Und auch dieses Plädoyer haben die Ratsmitglieder an große Hürden geknüpft.

So soll eine Impfpflicht erst dann eingeführt werden, wenn noch viel mehr niedrigschwellige Impfangebote unterbreitet wurden. Solange selbst Impfwillige zum Teil stundenlang vor Praxen warten müssen, kann von Niedrigschwelligkeit keine Rede sein.

»Es wäre falsch, die Entscheidung übers Knie zu brechen«, sagt Ethikratvorsitzende Buyx. »Eine Impfpflicht bräuchte ohnehin vier Monate Minimum, bis sie wirkt. Es geht nicht um morgen, sondern um übermorgen. Und deshalb halte ich es für angemessen, sorgfältig zu diskutieren, auch wenn es Zeit kostet.« Außerdem müsse man dafür offen

## Die Impflücke

Impfstatus nach Altersgruppen in Deutschland, in Prozent



sein, die eigene Haltung zu revidieren. Es könnten sich wichtige Faktoren verändern, beispielsweise könnte die bisherige Impfquote doch ausreichen, um die Bevölkerung gegen harmlosere Mutanten zu wappnen.

Auch Deutschlands einflussreichste Ärztevertreter gelten nicht als glühende Verfechter einer schnellen Impfpflicht. Klaus Reinhardt, Präsident der Bundesärztekammer, hält sie für eine »Ultima Ratio«, die in der Abwägung zwischen dem Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen und dem Gesundheitsschutz gerechtfertigt sein könne. Jedenfalls dann, wenn es anders in den nächsten Wochen nicht gelingen sollte, die Impfquote zu steigern.

Wichtig ist Reinhardt, dass am Ende höchstens eine Pflicht stehe, kein Zwang. Wer den Impfnachweis nicht erbringe, müsse mit Restriktionen rechnen, sagt Reinhardt. »Er darf aber nicht zur Impfung gezwungen werden.« Dies würde auch dem ärztlichen Berufsethos fundamental widersprechen.

Der Vorstandsvorsitzende der Kassenärztlichen Bundesvereinigung (KBV), Andreas Gassen, hält die Impfpflicht für überflüssig. Bei den besonders gefährdeten Älteren sei die Impfquote ohnehin vergleichsweise hoch, bei den über 60-Jährigen liege sie bei rund 88 Prozent. »Und diejenigen, die sich bis jetzt noch nicht haben impfen lassen, überzeugen wir mit anderen Mitteln wahrscheinlich besser.« Menschen mit Migrationshintergrund beispielsweise erreiche man eher über direkte Ansprache und Aufklärung. »Hardcore-Impfverweigerer dagegen würden im Zweifel lieber publikumswirksam gegen einen Bußgeldbescheid klagen, als sich wegen einer Pflicht eine Spritze setzen zu lassen«, glaubt der KBV-Chef.

Vor allem zweifelt er daran, dass sich die Pflicht kurzfristig umsetzen lasse. »Die Impfpflicht hat das Potenzial, krachend zu scheitern«, sagt er. Die Einführung eines Impfregisters würde lange dauern. Am Ende käme es möglicherweise wieder auf den öffentlichen Gesundheitsdienst an, der das Register pflegen, Ungeimpfte anschreiben und einladen müsse, dazu Impftermine organisieren – und nachfragen, wenn keine Rückmeldung erfolge. »Ich wüsste nicht, wie das bundesweit einheitlich funktionieren soll«, sagt Gassen. »Die Gesundheitsämter sind jetzt schon überfordert damit, verlässlich die aktuellen Infektionszahlen zu melden.«

Tatsächlich gibt es bislang eine große Leerstelle in der Debatte: Wie soll eine Impfpflicht durchgesetzt werden? »Wenn man kein Impfregister will, muss man sagen, wie sie sonst kontrolliert werden soll«, sagt der Gießener Staatsrechtler Steffen Augsberg, Mitglied des Deutschen Ethikrats. Stichprobenartige Kontrollen würden kaum ausreichen.

In der Politik ist man sich dieser juristischen Finessen bewusst. Viele Fragen sind offen, auch die scheinbar einfachen: Haben nur Geboosterte ihre Pflicht erfüllt? Wie oft muss nachgeimpft werden? Sind die herkömmlichen Impfstoffe passend – oder muss es ein neues, auf Omikron oder andere Varianten angepasst

# Rechte Profis

Die Demonstranten geben sich bürgerlich, doch vielerorts stecken Radikale hinter den sogenannten Spaziergängern gegen die Regierungsmaßnahmen.

**Immer wieder montags** ziehen Hunderte Menschen durch die Straßen Erfurts, die meisten unauffällig gekleidet, nur wenige tragen Plakate. Sie wollen bürgerlich wirken und nennen es »Spaziergang«. Doch sie rufen »Frieden, Freiheit, keine Diktatur«, als würde die Bundesrepublik gerade autoritär regiert. Oder »Finger weg von unseren Kindern«, als würden die Regierenden ihren Nachwuchs mit der Corona-impfung krank- oder totspritzen. Die »Spaziergänger« verabreden sich zudem vorab über soziale Netzwerke.

Eine Gruppe, die maßgeblich bei der Mobilisierung hilft, nennt sich »Erfurt zeigt Gesicht«. Auf Facebook hat sie mehr als 30 000 Followerinnen und Follower, auf Telegram rund 7000. Sie schreiben, sie würden sich gegen die »irrsinnigen Coronamaßnahmen« einsetzen. Doch die Gruppe existierte schon vor der Pandemie. 2018 agitierte sie gegen den Bau einer Moschee in Erfurt und organisierte Straßenproteste. Die angeblich »überparteiliche Bürgerbewegung« steht der AfD nahe und teilt entsprechende Beiträge auf ihren Seiten. Laut Verfassungsschutz in Thüringen gibt es Kontakte zu Rechtsextremisten.

So oder so ähnlich passiert es nach SPIEGEL-Recherchen vielerorts in der Bundesrepublik, besonders in Ostdeutschland: Dem Anschein nach »spazieren« Bürgerliche, während in Wahrheit extrem rechte Rädeführer die Proteste anfangen und am Laufen halten. Die Coronamaßnahmen und eine mögliche Impfpflicht sind den Rechtsaußen hochwillkommen. Sie versuchen, damit viele Leute auf die Straße zu locken, um Misstrauen an den Regierenden zu säen und letztendlich den Staat zu delegitimieren. Es geht nicht um Corona, es geht um den Systemsturz.

Der Vorteil der extrem Rechten: Sie kennen sich aus mit Demonstrationen, waren bereits Treiber hinter Protesten gegen Geflüchtete, grüne Klimapolitik oder die angebliche Islamisierung des Abendlandes. Viele von ihnen sind gewalterfahren und kennen die Auseinandersetzung mit der Polizei. Es ist auch Teil ihrer Strategie, an möglichst vielen Orten in kleineren Gruppen zu demonstrieren, um die Polizei zu überfordern. Mit dem Etikett der friedlich spazierenden Bürgerinnen und Bürger versuchen sie zudem, Erinnerungen an die Montagsdemonstrationen von 1989 zu wecken.

Im mecklenburg-vorpommerschen Neubrandenburg wurde entsprechend zum Protest aufgerufen: »In Anlehnung an die Montagsdemonstrationen 89 bitten wir euch, Gesicht zu zeigen!« Tatsächlich ziehen dort montags bis zu 2400 Menschen durch die Straßen der Vier-Tore-Stadt.

In der größten regionalen Telegramm-Gruppe gibt man sich harmlos und behauptet, keinen Antisemitismus oder nichts Verschwörungsideologisches von QAnon zu dulden. Dabei finden sich Beiträge, in denen über eine »Neue Weltordnung« fabuliert wird, oder über Impfstoffe, die heimlich dem Trinkwasser beigemischt würden.

Eine Administratorin der Gruppe und Mitorganisatorin der Proteste unterzeichnete jüngst einen offenen Brief an Ministerpräsidentin Manuela Schwesig, in dem es heißt: »Jeder von uns kann sich seit der Ausgrenzung durch die 2G-(+)-Regel hineinversetzen, wie sich die Juden gefühlt haben müssen, als ihnen im ›Dritten Reich‹ plötzlich Grundrechte verwehrt wurden«. Zudem forderte die Frau bei Facebook Freiheit für einen international bekannten Rechtsextremen und schrieb in der Telegram-Gruppe, dass sie an Aktionen der rechtsextremen »Identitären Bewegung« (IB) teilgenommen habe und deren prominentesten Kopf persönlich kenne.

All das spielt vor Ort allerdings kaum eine Rolle, jüngst empfing der Bürgermeister sogar Organisatoren der Proteste offiziell zu einem Gespräch. Die Inszenierung der »Spaziergänger« funktioniert.

Im brandenburgischen Cottbus, das eine besonders aktive rechtsextreme Szene hat, verstecken sich die Rädeführer inzwischen gar nicht mehr. Dennoch zogen rund 3000 Menschen am Montag durch die Straßen. Der Anmelder ist kein Unbekannter bei den Behörden. Er ist Chef der AfD Cottbus und eng verbandelt mit der »Identitären Bewegung«. Während er dies früher kleinredete, um seinen Job im Bundestagsbüro eines AfD-Abgeordneten zu behalten, zeigt er seine Verbindungen nun offen. Er gibt etwa dem rechtsextremen Verein »Ein Prozent« aus dem IB-Umfeld immer wieder Interviews und hat schon bei Pegida auf der Bühne geredet.

Der AfD-Politiker ist auch verbandelt mit »Zukunft Heimat«. Dem rechtsextremen Verein attestiert das Landesamt für Verfassungsschutz in Brandenburg in einem vertraulichen Vermerk, der dem SPIEGEL vorliegt, dass er vor allem durch »Islam- und Fremdenfeindlichkeit und die Ablehnung der repräsentativen parlamentarischen Demokratie« geprägt sei.

Das Hauptgeschäft des Vereins: Demos organisieren.

Maik Baumgärtner, Ann-Katrin Müller ■





JESSICA ROSENTHAL



ULRICH KELBER

»Ich will nicht, dass wir wieder über Schulschließungen reden, weil ich erlebt habe, was das heißt: Da wird das Fundament des Lebens kaputt gemacht.«

tes Vakzin sein? Und: Wie will man herausfinden, wer den schützenden Piks tatsächlich erhalten hat?

In Deutschland gibt es bislang keinen zentralen Datenpool, aus dem sich der Impfstatus jedes Bürgers ablesen lässt. Gäbe es ein nationales Impfregister, wären die relevanten Daten abrufbar: Impfstoff, Impfdaten und Chargennummern. Deutschlands aktueller Impfstand könnte endlich digital und zentral erfasst werden. Die Menschen könnten automatisch an die nächsten Impfungen erinnert werden. Und man wüsste, wer sich der Pflicht entzogen hat.

Bundestagspräsidentin Bärbel Bas (SPD) hat sich deshalb für ein solches Register ausgesprochen, Unionsmann Thorsten Frei hält es für »zwingend notwendig«. Der Bundesverband mittelständische Wirtschaft und der Ethikrat sind dafür. Lauterbach hingegen ließ erst mal prüfen.

Tatsächlich zweifelt nicht nur der Minister daran, dass sich so ein Projekt schnell organisieren lasse. Gesundheitsexperten erinnern sich mit Grausen an das neue Implantate-Register, dessen Umsetzung sich seit Jahren zieht. Und dann ist da noch der Datenschutz.

Am Dienstag sprach Ulrich Kelber, Bundesbeauftragter für den Datenschutz, vor der SPD-Fraktion. Unmöglich sei ein solches Register nicht, erklärte er den Abgeordneten. Aber für Gesundheitsdaten gälten besonders strenge Auflagen.

Ein Register allein für die Überprüfung der Impfpflicht sei »sicherlich nicht verhältnismäßig«, sagte Kelber am Tag darauf, das ginge auch anders. Daher müsse ein Gesetz die übrigen Ziele, die man erreichen wolle, gleich mit festschreiben: etwa zusätzliche Erkenntnisse über die Pandemie ge-

»Ein Register allein für die Überprüfung der Impfpflicht ist sicherlich nicht verhältnismäßig.«

winnen zu wollen oder eine mögliche persönliche Ansprache der Impflinge. Dann sei ein »gut begründetes, gut ausgeführtes Gesundheitsregister« denkbar, sagt Kelber. Schnell zu haben sei es sicher nicht.

Wie aber könnte sonst geprüft werden, wer geimpft ist und wer nicht?

Die Bochumer Gesundheitsrechts-expertin Andrea Kießling regt an, statt einer allgemeinen Impfpflicht die bereits beschlossene Pflicht für Einrichtungen wie Krankenhäuser schrittweise auszuweiten: zunächst auf Beschäftigte in Kitas, Schulen und Unis, auf Polizei und Feuerwehr und den restlichen öffentlichen Dienst. Danach könnten alle Arbeitgeber einzbezogen werden, wie es jetzt schon bei der Testpflicht der Fall ist. Wer dann noch nicht berücksichtigt ist, etwa Solo-Selbstständige oder Hartz-IV-Empfänger, könnte bei einer weiteren Ausdehnung »wesentlich leichter identifiziert und gezielt ange-schrieben werden«, glaubt Kießling.

Theoretisch denkbar wäre auch, dass alle Erwachsenen jedes Mal, wenn sie am öffentlichen Leben teilhaben wollen, einen Impfnachweis vorlegen müssen – in Bus und Bahn, am Arbeitsplatz, im Einzelhandel, Restaurant oder Kino. Italien hat früh ein solches System eingeführt, mit dem »Grünen Pass«.

Wie schwer die Durchsetzung einer flächendeckenden Impfpflicht ist, zeigt ein Vorhaben aus den vergangenen Jahren. Gegen heftige Widerstände hatte der damalige Bundesgesundheitsminister Jens Spahn die Masern-Impfpflicht eingeführt, die seit März 2020 in Gemeinschaftseinrichtungen wie Kitas, Schulen und Flüchtlingsunterkünften gilt. Der Grund auch damals: eine viel zu niedrige Impfquote.

Nun aber gibt es Medizinerinnen und Mediziner, die Eltern bei ihrem Widerstand gegen diese Impfpflicht unterstützen. Sie haben sich organisiert, ihr eingetragener Verein nennt

sich »Ärztinnen und Ärzte für individuelle Impfentscheidung«.

Um die Pflicht zu umgehen, fordern manche Eltern beim Kinderarzt »Impfunfähigkeitsbescheinigungen« ein. Sie sind eigentlich für schwer kranke Kinder gedacht, etwa für solche mit Immunschwächen.

Ein Kinderarzt aus Baden-Württemberg bot einen ganz besonderen Service an, wie das ZDF recherchierte: Gegen eine Gebühr von zehn Euro, »eingewickelt in Silberpapier«, mit einem frankierten Rückumschlag, verschickte er die Bescheinigung auch direkt per Post – ohne das betreffende Kind gesehen zu haben.

Für den Soziologen Heinz Bude von der Universität Kassel wäre es ein Fehler, Rücksicht auf die Minderheit der Gegner einer Impfpflicht zu nehmen. Für ihn steht hier die »kollektive Handlungsfähigkeit der Deutschen im Krisenfall« in Frage. Dafür bedürfe es der politischen Autorität an der Spitze. Deshalb sei der Bundeskanzler am Zug, der »nach vorne kommen« müsse, sagt Bude und verweist auf Italien, das mit dem »Grünen Pass« und der Impfpflicht ab 50 Jahren klare Maßnahmen durchgesetzt hat. Regierungschef Mario Draghi habe es geschafft, sagt Bude, »durch eine beherzte Darstellung politischer Autorität« in der Coronapolitik die Gesellschaft wieder zu einen.

Treibt die Bundesregierung ihr Vorhaben weiter so verzagt voran, könnte sich die Lage so entwickeln wie in Österreich: Dort hatte sich im November zum ersten Mal eine Regierung in der Europäischen Union für eine Impfpflicht ausgesprochen. Alle Parteien, außer der rechtspopulistischen FPÖ, waren sich einig. Die Pflicht soll von Februar an gelten.

Doch je mehr Zeit vergeht, desto stärker bröckelt die Front der Befürworter: Ein Landtagsabgeordneter verließ die Regierungspartei ÖVP, bei den Grünen stemmen sich Kommunalpolitiker gegen das Vorhaben. Mehr als 100 000 Menschen und Organisationen schickten Petitionen.

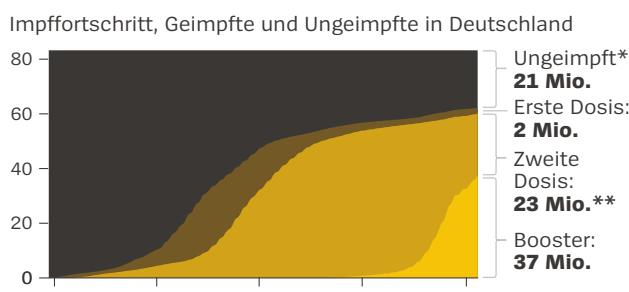
Die Koalition in Wien hält trotzdem an ihren Plänen fest.

Noch.

Jelena Berner, Oliver Das Gupta, Markus Feldenkirchen, Sophie Garbe, Florian Gathmann, Valérie Höhne, Katharina Horban, Martin Knobbe, Veit Medick, Miriam Olbrisch, Marcel Rosenbach, Jonas Schaible, Cornelia Schmargal, Christian Teevs, Severin Weiland

**Lesen Sie auch ▶** Wie die Vernünftigen sich gegen die Wutbürger formieren | 40

## Geht da noch was?



# »» DER BESTE SERVICE? INTELLIGENTE LÖSUNGEN!



SATURN Business Solutions vereint intelligente Lösungen mit passendem Equipment und dem besten Service für Ihr Unternehmen. Damit Sie sich auf Ihren Erfolg konzentrieren können.

**SATURN Business Solutions**  
**Einfach naheliegend.**

[www.saturn.de/businesssolutions](http://www.saturn.de/businesssolutions)

Jetzt als Geschäftskunde  
registrieren



 **SATURN**  
Du kannst mehr!

# »Wer die Wissenschaft leugnet, leugnet die Realität«

**SPIEGEL-GESPRÄCH** Die Omikron-Fallzahlen schießen in die Höhe, aber die Krankheitsverläufe sind milder als zuvor. Wie geht es jetzt weiter? Anthony Fauci, Berater des US-Präsidenten, erklärt, warum es keine Garantie dafür gibt, dass Covid-19 bald eine harmlose Krankheit sein wird.

*Im zerstrittenen Amerika gilt Fauci, 81, vielen als Hassfigur, anderen als Heiland. Der Arzt und Immunologe ist Chef des National Institute of Allergy and Infectious Diseases – mit einem Jahresbudget von mehr als sechs Milliarden Dollar ein Gigant der Aids-, Tuberkulose-, Malaria- und Autoimmunforschung. Seit Ronald Reagan hat Fauci jeden US-Präsidenten beraten. Joe Biden ist sein siebter.*

**SPIEGEL:** Herr Dr. Fauci, in Ihrem letzten Interview mit uns im August 2020 sagten Sie voraus, dass die Pandemie mit einem wirksamen Impfstoff bis Ende 2021 beendet sein würde. Was ist passiert?

**Fauci:** Nun, das Virus hat getan, was Viren zu tun pflegen: Es hat uns überrascht. Zum Beispiel haben wir nicht erwartet, dass eine Variante wie Delta auftauchen würde, die sowohl ansteckender ist als auch schwerere Krankheitsverläufe verursacht. Zudem haben sich in den USA viele Menschen gegen die Impfung gewehrt, sodass es jetzt eine gefährdete Bevölkerungsgruppe gibt, die die Ausbreitung des Virus vorantreibt. In Deutschland ist es ja ähnlich. Dann haben wir herausgefunden, dass der Impfschutz nach einigen Monaten wieder nachlässt. Also begannen wir mit Boosterimpfungen. Und gerade als wir das gut im Griff hatten – kam Omikron!

**SPIEGEL:** Die neue Variante, die noch besser übertragbar ist als Delta.

**Fauci:** Ja, wirklich außergewöhnlich gut. Aber wir fangen an, in Studien aus Südafrika, Großbritannien und in neueren Untersuchungen aus den Vereinigten Staaten zu sehen, dass der Krankheitsverlauf bei Omikron tatsächlich deutlich milder ist. Das ist die gute Nachricht. In den USA geht der überwiegende Anteil der Krankenhauseinweisungen und Todesfälle zudem auf ungeimpfte Personen zurück oder auf Geimpfte mit ausgeprägten Immundefekten. Nur infizieren sich so viele Menschen, dass die schiere Menge der Fälle, selbst wenn nur ein kleiner Prozentsatz ernsthaft erkrankt, eine große Herausforderung für die Gesundheitssysteme darstellen könnte.

**SPIEGEL:** Sie haben in dieser Woche prognostiziert, dass sich fast jeder Mensch mit Omikron infizieren wird. Erleben wir die letzten Schritte auf dem Weg zur Endemie, in der es nur noch zu kleineren regionalen Ausbrüchen kommt?

**Fauci:** Da kann man nur Vermutungen anstellen. Ich denke, wir erleben die Entwicklung zu einer viel häufigeren, aber weniger schweren Infektion. Zumindest hoffen wir das, aber es gibt keine Garantie. Um das Ziel zu erreichen – nämlich eine Situation, in der sich Menschen zwar infizieren, aber nur eine

Erkältung bekommen –, müssen sehr viele Menschen geimpft oder genesen sein. Und sie müssen gelegentlich einen Booster bekommen. Dann würden wir im kommenden Jahr einen Rückgang der Fälle und einen starken Rückgang der Krankenhausaufenthalte erleben. Wir könnten diese Krankheit als eine weitere Atemwegserkrankung betrachten, die für den größten Teil der Bevölkerung kein Problem darstellt. Ich hoffe, dass wir uns in diese Richtung bewegen. Aber wir dürfen nicht den Fehler machen zu sagen: »So, Omikron ist weniger schlimm, wir sind durch mit der Pandemie.« Vielleicht ist dies bald der Fall, aber sicher ist das noch nicht.

**SPIEGEL:** Wird es nach Omikron noch weitere Varianten geben?

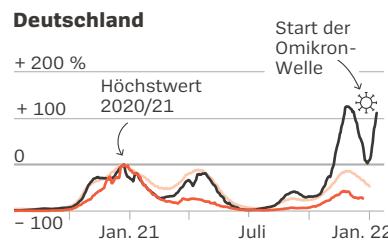
**Fauci:** Es gibt immer noch viele Länder, insbesondere solche mit einem großen Bevölkerungsanteil mit niedrigem und mittlerem Einkommen, in denen die Impfrate sehr niedrig ist. Es wird also weiterhin ein schwelendes Infektionsgeschehen geben. Damit geben wir dem Virus die Möglichkeit zu mutieren – und es ist denkbar, dass die nächste Variante nicht nur ansteckender ist, sondern auch schwere Krankheitsverläufe verursacht.

**SPIEGEL:** Wahrscheinlich können sich neue Varianten ja in immungeschwächten Patienten entwickeln. Sie sind HIV-Experte. Welche

## Das Turbo-Virus

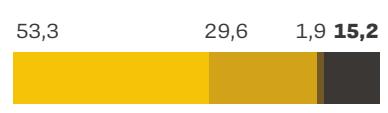
Veränderung gegenüber den Höchstwerten der Winterwelle 2020/21, in Prozent

- Corona-Neuinfektionen\*
- Intensivpatienten
- Todesfälle\*



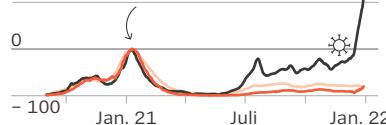
Impfstatus ab 18 Jahren, in Prozent

- geboostert
- zweifach geimpft
- einfach geimpft
- ungeimpft



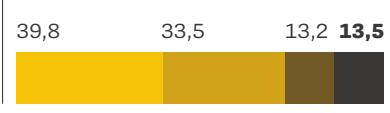
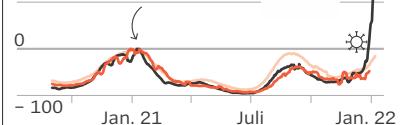
## Vereinigtes Königreich

+ 200 %  
+ 100  
0  
- 100



## USA

+ 200 %  
+ 100  
0  
- 100



\* 7-Tage-Durchschnitt; Intensivpatienten und Todesfälle zurückversetzt, um den zeitlichen Verzug zur Meldung der Neuinfektionen auszugleichen  
Quellen: RKI, NHS, CDC, Our World in Data, eigene Berechnungen; Stand: 13. Januar; Stand Impfstatus: 12. Januar

Rolle spielen schlecht behandelte HIV-Infektionen in dieser Pandemie?

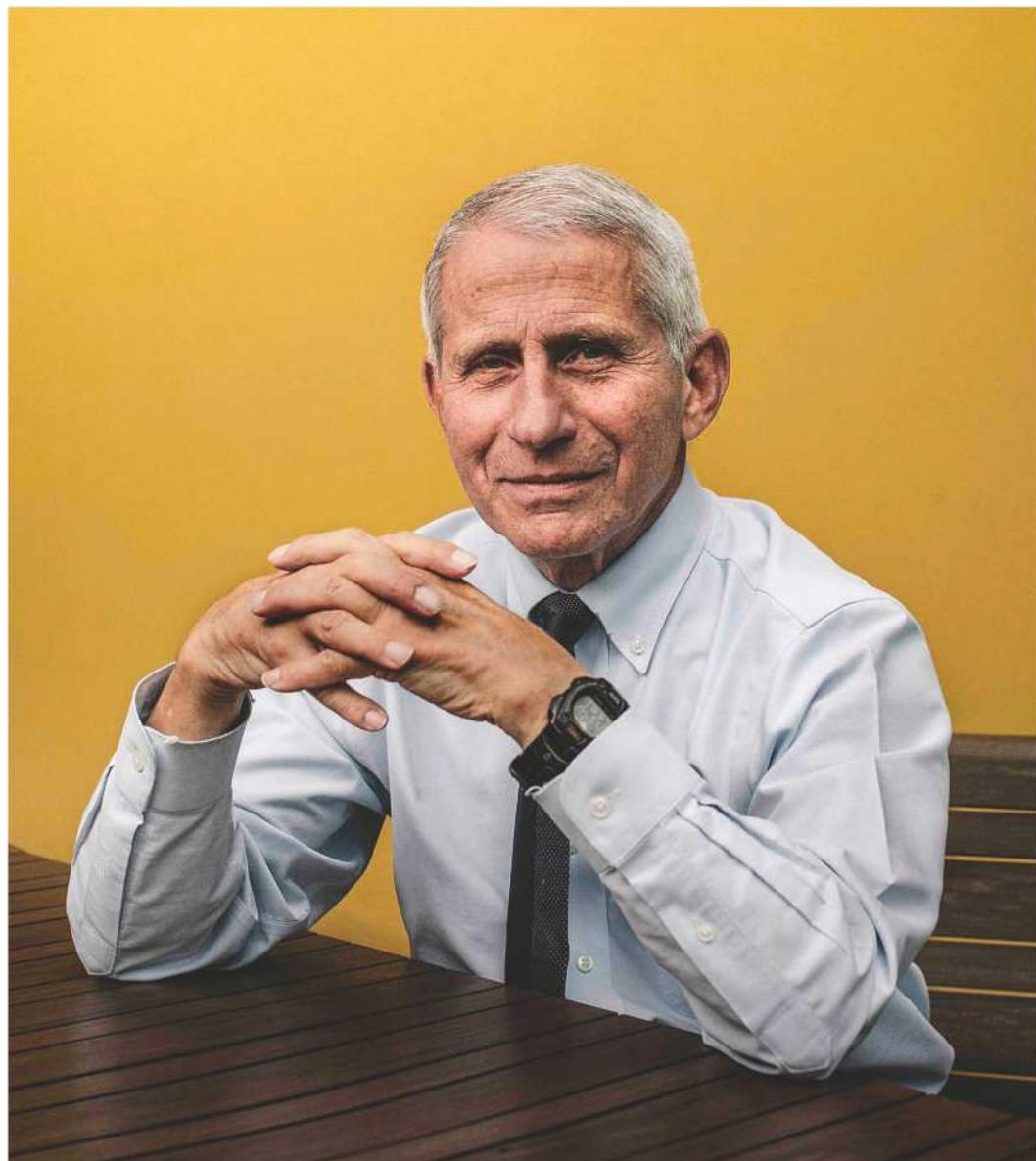
**Fauci:** Wenn man eine solche Frage stellt, muss man sich davor hüten, HIV-Infizierte an den Pranger zu stellen. Das wäre wirklich ungerecht. Es ist ja nicht nur HIV, das die Immunantwort beeinträchtigt. Genau das Gleiche passiert bei einer Chemotherapie gegen Krebs oder durch Medikamente gegen eine Autoimmunerkrankung. Das Virus hat in Menschen, deren Immunsystem es nicht eliminieren kann, die Möglichkeit, sich so anzupassen, dass es sich gegen die Immunreaktion verteidigen kann. Denn das ist es, was Viren tun. Wenn diese Person dann jemand anderen ansteckt, hat man bereits ein Virus, das sich der Immunreaktion entziehen kann. Wir müssen also unbedingt dafür sorgen, dass immungeschwächte Menschen geimpft werden; und wir müssen ihnen Antikörper geben, um sie vor einer Ansteckung zu schützen. Alle HIV-Infizierten müssen Zugang zur Gesundheitsversorgung erhalten und behandelt werden. So beseitigen wir viele der Möglichkeiten, die das Virus hat, um sich zu einer neuen Variante zu entwickeln.

**SPIEGEL:** Die deutsche Regierung ist derzeit gegen noch strengere Coronamaßnahmen, obwohl die Zahl der Fälle stark ansteigt. Halten Sie das für einen Fehler?

**Fauci:** Ich möchte keine Kritik daran üben, was ein einzelnes Land tut. Sie müssen die speziellen Bedingungen in Ihrem eigenen Land berücksichtigen. In den Vereinigten Staaten herrschen ganz besondere Umstände, denn wir haben eine enorme politische Spaltung. So viele Menschen wollen sich nicht impfen lassen – nicht aus medizinischen, sondern fast nur aus politisch-ideologischen Gründen.

**SPIEGEL:** Kurz vor Weihnachten hat die Polizei einen Mann verhaftet, der auf dem Weg nach Washington, D.C., war. Er hatte eine halb automatische Waffe im Auto, Munition und eine Abschussliste, auf der auch Ihr Name stand. Wie konnten Sie, ein Arzt und Forscher, zum Ziel solchen Hasses werden?

**Fauci:** Es gibt Leute, die Zwietracht in unserem Land politisch instrumentalisieren. So bin ich zu einer polarisierenden Figur geworden – dazu habe ich mich nicht selbst gemacht. Extremisten greifen mich persönlich an; sie behaupten, ich hätte das Virus erschaffen, was natürlich vollkommen



Jason Andrew / The New York Times / Redux / Jaf

**Arzt Fauci:** »Wenn man eigentlich ein Heiler ist, aber die Patienten sterben, hat das eine sehr tiefgreifende Wirkung«

men absurd ist. Sie sagen, dass ich in die persönliche Freiheit der Menschen eingreife, indem ich ihnen sage, sie sollten sich impfen und boostern lassen, Masken tragen, überfüllte Orte meiden. Allein dadurch, dass ich mich für öffentliche Gesundheit einsetze, bin ich für manche Leute zum Feindbild geworden. Sie erfinden Lügen über mich, und wenn man die in den sozialen Medien oft genug wiederholt, bekommen Menschen, die ein bisschen durchgeknallt sind, das Gefühl, sie müssten sich dieser Person entledigen, die ihnen da angeblich die Freiheit raubt. Ich finde das sehr, sehr beunruhigend. Wenn es um unser aller Gesundheit geht, sollten alle an einem Strang ziehen, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Und der gemeinsame Feind ist das Virus – es sind nicht die Gesundheitsbehörden, die versuchen, die Pandemie in den Griff zu bekommen.

**SPIEGEL:** Kürzlich haben Sie in einem Dokumentarfilm gesagt, Sie hätten in Ihrem Kampf gegen HIV eine posttraumatische Belastungsstörung entwickelt, weil er so lange erfolglos blieb. Hat die Coronapandemie Sie in gewisser Weise auch traumatisiert?

**Fauci:** Was mich damals belastet hat, war, dass ich mich als Arzt um Tausende von HIV-Infizierten kümmerte und in den ersten Jahren die meisten von ihnen starben, egal was ich tat. Und wenn man eigentlich ein Heiler ist, aber alle Patienten sterben, hat das eine sehr tiefgreifende Wirkung. Das, was ich heutzutage erlebe, würde ich eher als Frustration bezeichnen.

**SPIEGEL:** Worin besteht der Frust?

**Fauci:** Nun, die Wissenschaft hat uns hochwirksame Impfstoffe zur Verfügung gestellt, die uns schützen können, auf jeden Fall vor schweren Verläufen. Die Frustration röhrt daher, dass wir also wissen, dass wir die Mit-



Mark Peterson / Getty / laif

tel haben, um Menschenleben zu retten, diese Mittel aber aus politischen Gründen nicht eingesetzt werden. Und dass die Menschen, die die Bevölkerung schützen wollen, dämonisiert werden. Das ist eine andere Art von Belastung als jene, die man erlebt, wenn man vergebens um das Leben seiner Patienten kämpft.

**SPIEGEL:** Letztes Mal haben wir Sie gefragt, ob der damalige Präsident Donald Trump Corona verharmlost und sogar gefährliche Ratschläge gibt, weil er schlicht keine Ahnung von Wissenschaft hat. In der Zwischenzeit hat Trump in Bob Woodwards Buch »Wut« zugegeben, bewusst über die Pandemie gelogen zu haben. Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen Wissenschaftsleugnung und Demokratieverständnis?

**Fauci:** Ich denke schon, denn wer die Wissenschaft leugnet, leugnet auch die Realität. Viele der antidemokratischen Aktivitäten, die wir jetzt beobachten, sind Realitätsverweigerung. Man will der Tatsache nicht ins Auge sehen, dass der Präsident der Vereinigten Staaten ordnungsgemäß gewählt wurde. Oder dass es absolut nicht in Ordnung ist, das Kapitol der Vereinigten Staaten von Amerika anzugreifen.

**SPIEGEL:** Einige glauben, dass Sars-CoV-2 in einem Labor durch sogenannte Gain-of-Function-Experimente entstanden sein könnte, mit denen Wissenschaftler untersuchen, welche genetischen Veränderungen einen Erreger gefährlicher machen. Sie haben vor dem Kongress unter Eid ausgesagt, dass die amerikanische Gesundheitsbehörde NIH niemals solche Experimente in Wuhan finanziert habe. Später förderten Journalisten

ein Dokument zutage. Es belegt, dass die NIH ein großes Projekt finanziert hat, zu dem Experimente mit genetisch veränderten Viren und Mäusen gehörten. War das nicht doch Gain-of-Function-Forschung?

**Fauci:** Der Ausdruck »Gain of Function« ist sehr irreführend. Die Tatsache, dass wir jedes Jahr Grippeimpfstoffe herstellen, beruht auf solcher Forschung; aber die Leute werfen mit dem Begriff um sich, ohne zu wissen, was er bedeutet. In den USA gab es ein dreijähriges Projekt, von 2014 bis 2017, in dem festgelegt wurde, welche Forschung zulässig ist und welche nicht. Und diese Leitplanken wurden nicht von mir bestimmt, sondern vom Office of Science and Technology Policy der Vereinigten Staaten, also auf Regierungsebene.

**SPIEGEL:** Und diese Bestimmungen ließen es zu, das Forschungsvorhaben der Nichtregierungsorganisation Eco Health Alliance zu fördern?

**Fauci:** Dieser geringe Förderbetrag wurde Eco Health für die Überwachung der Fledermaus-Situation und für die Suche nach der Herkunft des ursprünglichen Sars-Virus bewilligt. Dabei kamen Techniken zum Einsatz, die nach Einschätzung erfahrener Leute innerhalb der Leitplanken zulässiger Forschung lagen. Es handelte sich um hervorragende Arbeiten, die tatsächlich zeigten, woher Sars stammt. Einige Leute interpretierten das als Gain-of-Function-Forschung. Als ich also gefragt wurde, ob wir jemals Vorhaben in Wuhan finanziert haben, die über die Grenzen des Erlaubten hinausgingen, lautete die Antwort: absolut nicht!

**SPIEGEL:** Die Debatte über die Gain-of-Function-Forschung ist deshalb so

#### Covid-19-Teststation in New York City

aufgeheizt, weil der Verdacht dahintersteht, dass Sars-CoV-2 im Labor entstanden sein könnte.

**Fauci:** Jeder, der sich mit evolutionärer Virologie und viraler Phylogenie auskennt, wird wissen, dass die Viren, an denen im Rahmen der von der NIH finanzierten Forschung gearbeitet wurde, sich unter keinen Umständen zu Sars-CoV-2 hätten entwickeln können.

**SPIEGEL:** Wären Sie offen für eine Debatte über strengere Richtlinien für solche Forschung?

**Fauci:** Auf jeden Fall! Wenn die Öffentlichkeit die Bestimmungen noch einmal überprüfen will, bin ich gern bereit, das zu tun.

**SPIEGEL:** Wenn Sie auf die zwei Jahre der Pandemie zurückblicken, gibt es etwas, das Sie bedauern? Oder müssen Sie vielleicht gar nicht so weit zurückblicken? Am Dienstag konnte die Welt hören, wie Sie bei einer Live-Anhörung im Senat murmelten: »Was für ein Schwachkopf!« – gemeint war der republikanische Senator Roger Marshall. Sie dachten offenbar, Ihr Mikro wäre aus.

**Fauci:** Wissen Sie, es tut mir leid, dass ich das gesagt habe, aber der Senator hat mich beschuldigt, mit Pharmaunternehmen unter einer Decke zu stecken, um an Insider-Informationen zu kommen, damit ich mein Portfolio schön aufstocken kann. Ihm war nicht klar, dass meine Finanzen öffentlich bekannt sind. Ich hätte das nicht sagen sollen, das ist nicht mein Stil. Aber es war sehr frustrierend zu sehen, dass ein Senator der Vereinigten Staaten eine so lächerliche Frage stellt.

**SPIEGEL:** Ein anderer republikanischer Senator hat Sie bei der Anhörung heftig angegriffen, in den sozialen Medien läuft eine Hasskampagne gegen Sie. Ist das Ihre Vorstellung von einem erfüllten, zufriedenen Arbeitsleben? Warum liegen Sie nicht am Strand und genießen das Leben?

**Fauci:** Ich bin Arzt und Wissenschaftler, und es ist meine Aufgabe als Leiter einer wissenschaftlichen Einrichtung, Impfstoffe und Therapien zu entwickeln, um uns auf Pandemien vorzubereiten. Wir befinden uns mitten in einem Ausbruch von historischem Ausmaß, und ich hatte in den vergangenen zwei Jahren keinen einzigen Tag frei, aber das ist vollkommen egal: Wir müssen diese Pandemie beenden. Wenn sie vorbei ist, werde ich über einen Strandurlaub nachdenken. Aber jetzt noch nicht.

**SPIEGEL:** Herr Dr. Fauci, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■

**»Ich hatte in den letzten zwei Jahren keinen einzigen Tag frei. Aber das ist egal.«**

FORTUNE  
FAVOURS  
THE  
BRAVE



crypto.com

Trading cryptocurrencies carries risks, such as price volatility and market risks.  
Before deciding to trade cryptocurrencies, consider your risk appetite.



Lukas Barth / REUTERS

Für den Bayerischen Flüchtlingsrat ist dieses grau-kahle Gebäude am Flughafen München ein »überteuerter Symbol bayerischer Abschreckung«. Für Innenminister Joachim Herrmann (CSU) ein »wichtiger Baustein der bayerischen Asylpolitik«. Offiziell wird der Bau Transit- und Abschiebungshafteinrichtung genannt; hier können Menschen landen, die nicht in Deutschland bleiben dürfen und abgeschoben werden sollen. 17 Millionen Euro hat der Bau gekostet. Es gibt WLAN und einen Fitnessraum. Eingezäunt ist das Gebäude mit Stacheldraht.

## Verschimmelte Raketen

**BUNDESWEHR** In den Beständen der Armee lagert noch mehr Munition, die hochexplosiven Stoff absondert.

**I**m Bestand der Streitkräfte gibt es weitere Munition, die wegen ihres Alters gefährlich werden könnte. Das geht aus einem vertraulichen Bericht des Verteidigungsministeriums an Rüstungsstaatssekretär Benedikt Zimmer hervor. Sie soll potenziell ähnlich gefährlich sein wie die 32 641 alten Raketen vom Typ LAR 110 Millimeter, die hochexplosives Nitroglycerin ausschwitzen (SPIEGEL 2/2022). Der Umgang mit ihnen musste schon untersagt werden. In dem vierseitigen Schreiben vom 3. November 2021 werden drei weitere Raketentypen aufgelistet. So befänden sich im Lager im baden-württembergischen Wermutshausen etwa 2500 Flugkörper »Strela«, die in Holzkisten aufbewahrt würden und »oxidieren/korrodieren mit teilweiser Schimmelbildung, die zur Schädigung

der Munitionslagerhäuser sowie zur Beeinträchtigung des Personals« führen könnten. Die Entsorgung sei »ins Stocken« geraten, selbst Nachfragen hätten »keine Beschleunigung des Entsorgungsprozesses« erwirken können. 139 Raketen vom Typ »Scheinziel« würden zwar »grundsätzlich der gleichen Alterungsproblematik« wie die der LAR-Raketen unterliegen, Auffälligkeiten seien hingegen noch nicht festgestellt worden. Bei den mehr als 4000 »Leinenschleppraketen DM59« sei allerdings auch ein »Ausschwitzen von Nitroglycerin« festgestellt worden, sie seien für die Nutzung gesperrt worden, heißt es in dem Bericht. Sobald die technischen Untersuchungen abgeschlossen seien, werde die Entsorgung »unverzüglich« eingeleitet. HAM

## Gasleitung als Druckmittel

**AUSSENPOLITIK** Angesichts der Eskalation im russisch-ukrainischen Konflikt fordert der Chef des Auswärtigen Ausschusses, Michael Roth (SPD), die Bundesregierung zu einer »neuen europäischen Ostpolitik« auf. Die Sicherheitsinteressen der mittelosteuropäischen Partner müssten auch von Deutschland künftig stärker mitgedacht werden, so Roth. Er stellte in diesem Zusammenhang die umstrittene Gaspipeline Nord Stream 2 infrage. »Nord Stream 2 stößt fast überall in Europa nach wie vor auf Kritik und Be-

denken. Davor dürfen wir nicht einfach die Augen verschließen.« Anders als SPD-Generalsekretär Kevin Kühnert – er forderte ein Ende des Streits um die Gasleitung – will Roth die ausstehende Zulassung notfalls als Druckmittel gegenüber Moskau benutzen. Russlands Präsident Putin drohte immer wieder damit, den Energiehahn zuzudrehen, so Roth. »Wir sind aber nicht erpressbar. Sollte Russland die militärische Eskalation gegenüber der Ukraine wirklich fortsetzen, gehören alle Optionen auf den Tisch«, sagt er. Über Sanktionen entscheide am Ende die Europäische Union, nicht Deutschland allein. VME

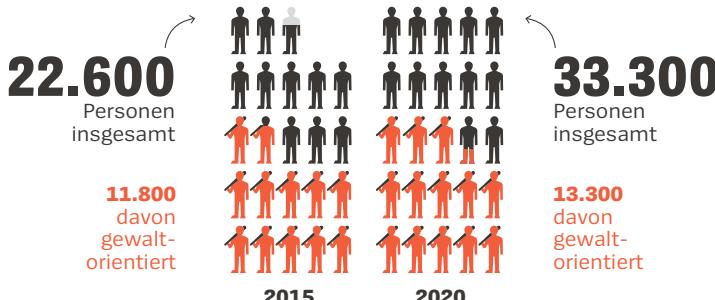
## Anzeige gegen DEB-Präsident

**VERBÄNDE** Der seit Monaten andauernde Konflikt zwischen dem Deutschen Eishockey-Bund (DEB) und mehreren Landesverbänden über den DEB-Präsidenten Franz Reindl geht in eine weitere Runde. Am Donnerstag hat Hendrik Ansink, Vorsitzender des Eishockeyverbands Hessen, bei der Staatsanwaltschaft München I Strafanzeige gegen Reindl erstattet – unter anderem wegen des Verdachts der Vor teilsgewährung und der Untreue zum Nachteil des DEB. Im Juni hatten der SPIEGEL (23/2021) und die »Augsburger Allgemeine« über undurchsichtige Geld flüsse zwischen dem DEB, dessen Tochtergesellschaft DEB Eishockey-Sportgesellschaft mbH

und dem Sportvermarkter In front berichtet. Drei Landesverbände waren daraufhin beim DEB mit einem detaillierten Franken katalog zu den Geschäften vorstellig geworden. DEB-Präsident Reindl hatte im Gegenzug massiv gegen seine Kritiker mobil gemacht. Weil Reindl eine mit Ansink vereinbarte Aussprache platzen ließ und auch der Schrift satz eines Vereinsrechtsexperten ohne Folgen blieb, sah Ansink – wie er Vertrauten sagte – keinen anderen Weg mehr, als die Staatsanwaltschaft einzuschalten. Der DEB teilte mit, »weder Inhalt noch Existenz einer Anzeige« zu kennen. Die gegen Reindl erhobenen Vorwürfe seien »unzutreffend«. Überdies hätten Ansink und Mitstreiter »Auskunftsange bote« unbeantwortet gelassen oder abgelehnt. AMP, GLA

## Nachgezählt

Personen in Deutschland, die der Verfassungsschutz als potenziell rechtsextrem einstuft:



S=1 Icon = 1000 Personen

## DIE GEGENDARSTELLUNG

### Das Schlossgespenst



Von Alexander Neubacher

In Berlin wird demnächst der Bundespräsident gewählt. Der Aufwand ist groß, doch das Ergebnis steht schon fest. Von den 1472 Wahlmännern und -frauen werden die allermeisten für den Amtsinhaber stimmen. SPD, Grüne, FDP, CDU, CSU: Offenbar wollen alle Frank-Walter Steinmeier. In der Bundesversammlung wird es harmonisch zugehen wie bei Steinmeiers Sommerfest.

Aber warum? Es heißt, Bundespräsidenten wirkten über ihre Worte, doch bei Steinmeier verlieren sie sich oft im Nichts. Seine Botschaft der ersten fünf Jahre? Irgend was mit Nicht-nur-sondern- auch, Das-eine-tun-das-andere-nicht-lassen und »Brücken bauen« wird es wohl gewesen sein. In der Pandemie tauchte der Bundespräsident zeitweilig kaum auf; manchmal kam er einem vor wie das Schloss gespenst von Bellevue.

Das Machtgeschäft beherrscht Steinmeier. Indem er sich voriges Frühjahr selbst für eine zweite Amtszeit vor schlug, hielt er ernst zu nehmende Konkurrenten fern. In Deutschland gilt es als unfein, das Staatsoberhaupt politisch zu attackieren. Es gibt einen Paragraphen im Strafgesetzbuch, wonach man bis zu fünf Jahre ins Gefängnis kommen kann, wenn man den Bundespräsidenten verunglimpft. So wurde selbst Friedrich Merz zum Steinmeier-Unterstützer, auch wenn man sich in der CDU darüber beklagt, dass der Präsident in seiner Rede zu 30 Jahren Einheit den Namen Helmut Kohls nicht erwähnt hat.

Milde Kritik ist aber erlaubt. So darf man daran erinnern, dass sich Steinmeier aus tagespolitischen Fragen he raushält, in der Debatte über

die russische Pipeline Nord Stream 2 jedoch Position bezog. Im Interview mit der »Rheinischen Post« forderte er gute »Energiebeziehungen«. Man müsse auch an die vielen sowjetischen Opfer des Zweiten Weltkriegs denken. Putins Gasröhre, ein Projekt für Frieden und Völker verständigung: Man ahnt, wie sich Russlands Präsident über seinen deutschen Amtskollegen gefreut hat.

Vergangenen Sommer reiste Steinmeier zusammen mit dem CDU-Spitzenkandidaten Armin Laschet ins Flut gebiet nach Erftstadt. Als Steinmeier vorn redete, ga

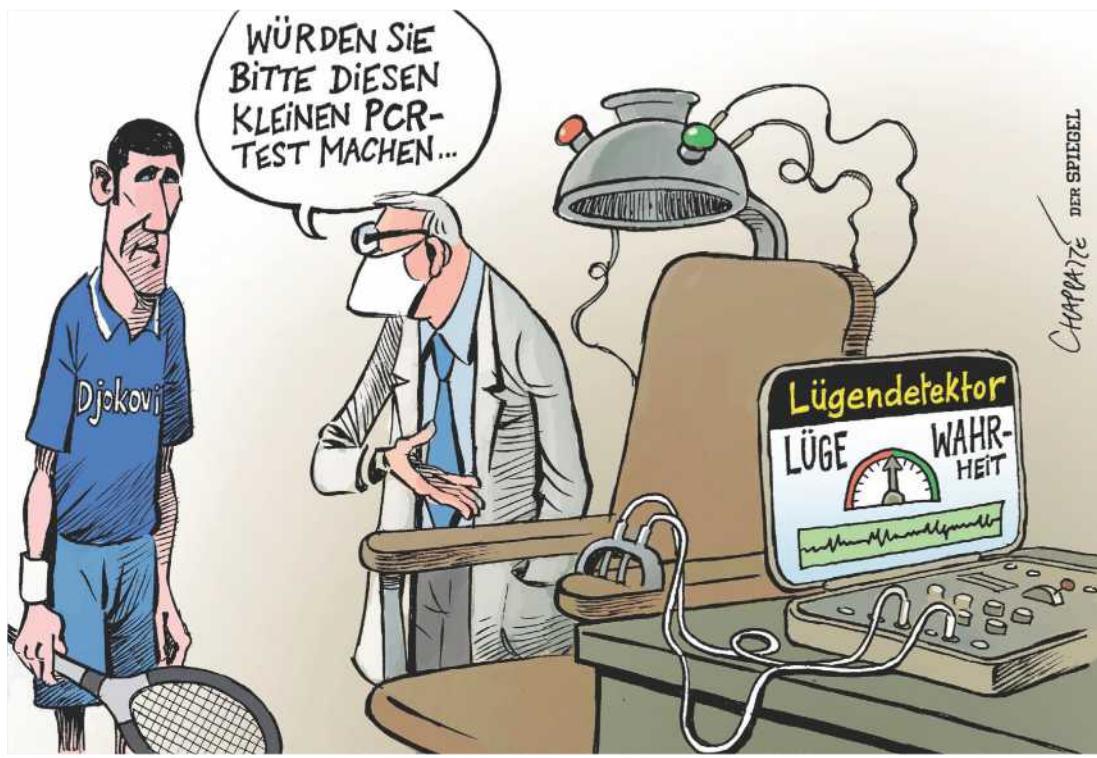
**Über Laschets Gegacker regten sich alle auf, über Steinmeiers Grinsen sah man gnädig hinweg.**

ckerte Laschet hinten über einen Witz. Bei einer Gedenkveranstaltung! Im Katastrophen gebiet! Deutschland war empört. Laschet stürzte in den Umfragen ab.

Die Veranstaltung in Erftstadt ging allerdings noch weiter. Irgendwann redete Laschet, und Steinmeier stand im Hintergrund. Und siehe da: Auch der Präsident grinste. Von beiden Szenen gibt es Fotos. Doch nur für einen wurden sie zum Skandal; über Steinmeier regte sich praktisch niemand auf. Pech für Laschet, dass Steinmeier auch nichts tat, um den Sachverhalt aufzuklären.

Die Partei Die Linke hat diese Woche angekündigt, bei der Präsidentenwahl einen eigenen Kandidaten aufzustellen, den parteilosen Sozialmediziner und Obdachlosenarzt Gerhard Trabert. Der Mann hat keine Chance, aber ich wünsche ihm ein achtabares Ergebnis.

An dieser Stelle schreiben Alexander Neubacher und Markus Feldenkirchen im Wechsel.



Chappatte DER SPIEGEL

## Streit um Wiederaufnahme von Mordprozessen

**STRAFRECHT** Eine Gesetzesänderung der Großen Koalition sorgt für Diskussionen: die Wiederaufnahme von Strafverfahren. Das Gesetz ermöglicht es, Verfahren bei bestimmten Straftaten wie Mord wieder aufzurollen, wenn es neue Tatsachen oder Beweise gibt, mit denen ein zuvor freigesprochener Angeklagter mit hoher Wahrscheinlichkeit verurteilt werden kann. Beim Deutschen Anwaltverein (DAV) sieht man das kritisch. Stefan Conen, Mitglied im Strafrechtsausschuss des DAV, fürchtet, dass Freigesprochene immer mit dem Stigma eines mutmaßlichen Verbrechers leben müssten. »Wenn Leute freigesprochen werden, haben sie für die Zukunft als unschuldig zu gelten«, sagt er. Das neue Gesetz war Ende Dezember in Kraft getreten. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hatte bei der Unterzeichnung selbst verfassungsrechtliche Bedenken angemeldet. Die neue Regelung widerspricht dem Rechtsgrundsatz, dass niemand zweimal für dieselbe Straftat verfolgt werden darf. Der neue Bundesjustizminister Marco Buschmann (FDP) kündigte nun an, das Gesetz zu überprüfen. Opferanwälte wie der Jurist Wolfram Schädler begrüßen die Änderung: »Für Betroffene ist das ein wichtiges Signal.« SOG

## Operation Wintergarten

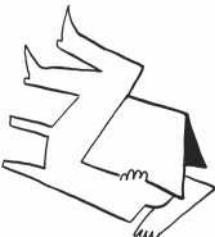
**FLUTKATASTROPHE** Das Verteidigungsministerium ermittelt im eigenen Haus wegen möglicher Unregelmäßigkeiten bei der Fluthilfe der Bundeswehr im Sommer 2021. Internen Hinweisen zufolge soll eine Abteilungsleiterin Mitte Juli durch mehrere Anrufe eine Hilfseinheit der Bundeswehr samt Notstromaggregat zu ihrem Privathaus in Kirchsahr im Ahrtal gelöst haben. Dort sollten die

Soldaten den Wintergarten des beschädigten Gebäudes von Schlamm reinigen und konnten deswegen bei deutlich stärker beschädigten Häusern in der Region nicht helfen. Die Rechtsabteilung führt wegen der Hinweise bereits seit Ende Oktober Befragungen durch; nach einer ersten Einschätzung könnte der Vorgang sogar strafrechtlich relevant sein. Die Ministerialdirigentin ist im Ressort für die Versorgung der Kasernen und für die Bundeswehr-Infrastruktur zuständig. Das Ministerium

wollte den Fall nicht im Detail kommentieren. Eine Sprecherin teilte nur mit, »dass bei jedem Verdacht zu einem möglichen Fehlverhalten im Amt Ermittlungen eingeleitet werden«. Die Beamte selbst wollten Fragen zu dem Fall nicht beantworten. Die Bundeswehr ermittelt in einem anderen Fall (SPIEGEL 50/2021) bereits wegen Unregelmäßigkeiten bei der Fluthilfe: Ein Oberstleutnant soll seinem vorgesetzten General eine Vorzugsbehandlung verschafft haben. MGB

## Mehr Parla- ment wagen

**SO GESEHEN** Die Ampelkoalition will nur noch zuhören.



Die Ampelkoalition hat sich auf eine bisher unübliche Vorgehensweise bei der Gesetzgebung verständigt: Künftig, so heißt es aus Kreisen von SPD, Grünen und FDP, wolle man komplett auf eigene Gesetzesinitiativen verzichten.

In der Debatte um die Impfpflicht habe sich herausgestellt, dass es doch schwieriger sei als angenommen, sich auf eine gemeinsame Koalitionsposition zu einigen und diese durchzusetzen. Auch würden sich notwendige, aber unpopuläre Gesetzesvorhaben womöglich negativ auf die Beliebtheit der

Bundesregierung auswirken. »Warum sollten wir uns das antun?«, heißt es in einem internen Strategiepapier: »Dem Dilemma, dass wir zwar gemeinsam die Regierung bilden, aber sehr verschiedene unterschiedliche Vorstellungen haben, müssen und können wir uns stellen, indem wir mehr Parlament wagen.«

Nun sollen auch alle weiteren Regelungen zur Coronabekämpfung und darüber hinaus auch solche zur Klima-, Verkehrs- und Energiepolitik vollständig der Initiative des Parlaments überlassen werden:

»Wer bei uns Gesetze bestellt, bekommt sie.« Zu diesem Zweck werde der Fraktionszwang abgeschafft, jeder und jede Abgeordnete sei nur noch dem verpflichtet, was er oder sie für »richtig und wichtig« halte. Demnächst soll ein »Mitmach-Aufruf« an alle Mitglieder des Bundestages verschickt werden: »Wir freuen uns auf mutige Ideen, die das Land in die Zukunft führen. Ihr schafft das!« Versprochen wird eine »Kultur des Zuhörens«: »Wir sind schon im Amt, da müssen wir nicht auch noch regieren.« Stefan Kuzmany

## Linke fordert Hilfe für Landwirte

**ERNÄHRUNG** Die Linke drängt die Bundesregierung, Soforthilfen für Landwirte auf den Weg zu bringen, um die Mehrausgaben durch teuren Dünger auszugleichen. »Hier sind umgehend und kurzfristig staatliche Soforthilfen nötig, um die Preiserhöhungen abfedern zu können«, sagte die linke Bundestagsabgeordnete Ina Latendorf. »Mit den stark gestiegenen Preisen für Dungemittel können die Landwirtinnen und Landwirte nicht alleingelassen werden.« Die Bundesregierung

müsste zügig handeln. Latendorf brachte etwa steuerliche Entlastungen ins Spiel. Die Agrarpolitikerin hatte von der Regierung die Preisentwicklung von Dungemitteln der vergangenen beiden Jahre erfragt. Die Preise für zwei wichtige Stickstoffdünger, Kalkammonsalpeter und Harnstoffdungemittel, seien »mit Jahresbeginn 2021 zunächst leicht und ab Jahresmitte stark angestiegen«, teilte das Bundeswirtschaftsministerium mit. Sie haben sich in zwei Jahren jeweils gut verdreifacht. Das liege »in dem exorbitant gestiegenen Energiepreis vor allem für Erdgas begründet«. JOS

## »Sorgen um die Mitarbeiter«

**Erik Bodendieck, 55, ist Präsident der Sächsischen Landesärztekammer. Er betreibt eine allgemeinmedizinische Praxis in Wurzen im Landkreis Leipzig.**

**SPIEGEL:** Herr Bodendieck, fühlen Sie sich bedroht?

**Bodendieck:** Ja, aber nicht so, dass ich jeden Tag eine Anzeige erstatten muss. Die Stimmung ist aggressiver geworden, auch in meinem Praxisalltag. Erst diese Tage hatten wir einen Patienten in der Praxis, der wegen eines Notfalls auf seinen Impftermin warten musste und der dann ausfällig wurde.

**SPIEGEL:** Wie ist die Situation in Sachsen für einen impfenden Mediziner?

**Bodendieck:** Der Fokus der Impfverweigerer hat sich über die Feiertage von den impfenden Medizinern auf eine mögliche Impfpflicht verschoben, da ist es nach meinem Eindruck etwas ruhiger geworden. Aber wir bekommen nach wie vor täglich Post mit schlimmen Beschimpfungen oder auch Bedrohungen.

**SPIEGEL:** Wie reagieren Sie darauf?

**Bodendieck:** Zuletzt haben wir Anzeige erstattet. Was wir nicht in jedem Fall tun.

Ich habe in Sachsen auch eine Schwierigkeit mit der Durchsetzung des Rechtsstaates. Unsere Strafverfolgungsbehörden sind nicht die, die hier die Zähne zeigen.



FOTOGRAFISCH / SLAK

**SPIEGEL:** Sie wünschen sich mehr Unterstützung?

**Bodendieck:** Ja. Von der aktuellen Justizministerin hört man dazu gar nichts. Das war unter ihrem Vorgänger anders, der hat sich deutlich schneller positioniert. Ich mache mir Sorgen um die Mitarbeiter in meiner Praxis und die Mitarbeiter hier in der Landesärztekammer in Dresden. Das ist eigentlich ein offenes Haus – jetzt kommt das Landeskriminalamt zur Gefährdungsbeurteilung. Solche Folgen hat die Post, die wir bekommen – übrigens auch von Ärzten.

**SPIEGEL:** Überrascht Sie das?

**Bodendieck:** Ärzte gehören auch zum Querschnitt der Bevölkerung. Es gibt Post von Kollegen, die sich zum Beispiel über die Maskenpflicht in Praxen aufregen. Aber das ist nur ein geringer Teil, vielleicht fünf Prozent der 26 000 in Sachsen approbierten Mediziner. Ärzte brummeln und maulen gern. Doch damit kann ich umgehen, das ist nicht das große Problem.

**SPIEGEL:** Wer oder was ist das große Problem?

**Bodendieck:** Menschen, die sich nicht aus ihren Blasen herausbewegen und nicht aus ihren Denkmustern herauskommen. Ich will sie gar nicht alle als Querdenker bezeichnen, ich

nenne sie eher die Nichtüberzeugbaren. Und was uns grundsätzlich als Gesellschaft fehlt: die Toleranz für Notwendigkeiten. Das hat nichts mit Corona zu tun, das gab es vorher schon. TGK



Dieter Mayr / DER SPIEGEL

## »Am ersten Tag infiziert«

**DIE AUGENZEUGIN** Lisa Schmidhuber, 24, ist Medizinstudentin im elften Semester. Sie hilft auf einer Intensivstation am Klinikum der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

»Ich bin da, wenn irgendwo eine helfende Hand gebraucht wird. Seit der ersten Welle arbeite ich auf der Intensivstation. Damals gab es einen Aufruf meiner Uni. Gesucht wurden Studierende mit Vorerfahrung. Ich habe nach dem Abitur als Rettungssanitäterin gearbeitet und mich gemeldet.

Aktuell mache ich meist zwei Schichten pro Woche, jeweils acht Stunden. Ich darf keine Patienten übernehmen, kann aber bei allen Tätigkeiten drum herum helfen. Wir haben fünf Patienten im Covid-Bereich und fünf mit anderen Krankheiten. Wenn die Ärzte und Pfleger im Covid-Bereich etwas brauchen, geben sie mir per Walkie-Talkie Bescheid. Dann bringe ich Medikamente und anderes Material in die Schleuse, nehme Essensreste, Urin und Stuhl mit raus. Im Covid-Bereich bin ich selten, habe aber schon geholfen, Patienten zu drehen. Bei den Patienten ohne Covid bin ich viel dabei: Ich helfe beim Waschen oder assistiere, wenn der Arzt einen neuen Katheter legt.

Besonders gefällt mir der Kontakt mit Patienten und Angehörigen. Neulich habe ich für einen Patienten ein Videotelefonat mit seiner Frau organisiert. Sie hatten sich

seit Wochen nicht gesehen und waren einfach nur glücklich. Das hat mich sehr berührt.

Mein Job im Sanitätsdienst auf Messen brach weg, als der Lockdown anfing, und ich fand es wichtig zu helfen. Gleich am ersten Tag der Einarbeitung habe ich mich mit Corona infiziert. Mir ging es aber gut, nach zwei Wochen Isolation konnte ich weitermachen. Seitdem wird mein Vertrag als studentische Hilfskraft alle drei Monate verlängert.

Für mich ist das eine Win-win-Situation. In höheren Semestern ist es wichtig, am Patienten zu arbeiten – gerade als alle Veranstaltungen online stattfanden. Anfangs waren wir mehr als zehn Studierende hier auf der Station, inzwischen sind wir nur noch drei. Seit ich hier bin, haben auch einige Kolleginnen und Kollegen aufgehört. Aktuell fallen vermehrt Leute aus, weil sie sich infiziert haben oder in Quarantäne sind. Wenn jemand bei einer Schicht fehlt, merken wir das massiv.

Bei mir steht im Frühling das zweite Staatsexamen an. Danach will ich den Facharzt für Anästhesie machen. Die Arbeit hier hat meinen Berufswunsch verstärkt. Ich habe bemerkt, dass mir das taugt. Aufgezeichnet von Kathrin Fromm

# »Totales Führungsversagen«

**HOCHWASSERKATASTROPHEN** Wer trägt die Schuld am Tod von 134 Menschen, die vor einem halben Jahr im Ahrtal ertranken? Die Staatsanwaltschaft ermittelt, Polizeiakten zeigen das desaströse Krisenmanagement. Und ein wichtiger Politiker blieb lieber zu Hause.



**Suchmannschaften der Polizei in Rech im Ahrtal:** »Da wussten wir, es wird schlimmer als 2016«

**E**s ist der 19. August 2021, fünf Wochen nach der Flut. Seit einer knappen Stunde vernimmt ein Kripobeamter in Bad Neuenahr einen Polizisten, der in der Nacht im Einsatz war. Der Zeuge sei »emotional sehr angegriffen«, vermerkt der Vernehmer, er bietet an abzubrechen. Doch der Zeuge will weitermachen. Auch seine Kollegen seien »alle fertig«, sagt er. »Die ersten Tage haben wir alle funktioniert.« Jetzt aber weine er sehr viel, wenn er nach dem Dienst zu Hause sei.

Der Polizist ist einer von 23 Männern und Frauen, die am 14. Juli im Krisenstab des Kreishauses von Ahrweiler die Rettungsaktionen steuern und das Schlimmste verhindern sollten. Aber es nicht konnten. Die Ahr, ein kleiner Nebenfluss des Rheins in einem lieblichen Tal zwischen Weinbergen und Felshängen, hatte sich in einen reißenden Strom verwandelt, der meterhoch über die Ufer schoss und alles mitriss. Das Hochwasser vom Juli 2021, das neben Rheinland-Pfalz Teile Nordrhein-Westfalens und weitere Bundesländer traf, war eines der bisher schlimmsten in Deutschland. 134 Menschen starben allein im Ahrtal, dort gab es die meisten Opfer.

Warum? Lag es daran, dass der Kreis Ahrweiler zu spät gewarnt und evakuiert hatte? Hätten Menschen gerettet werden können, die ahnungslos von der Flut in ihrem Keller oder Schlafzimmer überrascht wurden? Die Staatsanwaltschaft Koblenz ermittelt deshalb seit August gegen den damaligen Landrat Jürgen Pföhler und seinen Einsatzleiter im Krisenstab des Kreishauses, der Vorwurf: fahrlässige Tötung und Körperverletzung durch Unterlassen. Es sei ein Anfangsverdacht, betonen die Ermittler. Ihre Arbeit ist noch nicht abgeschlossen.

Bisher war nur wenig bekannt darüber, was in jener Nacht vor einem halben Jahr alles schiefliel. Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft, die der SPIEGEL einsehen konnte, ergeben ein erschütterndes Bild. Es zeigt hilflose Helfer und Bürgermeister, Feuerwehrleute kleiner Dörfer, die auf sich gestellt waren. Ein Zeuge sagt aus, dass der Landrat zu der Zeit, als es ahraufwärts schon um Leben und Tod ging, zu Hause mit dem Hund Gassi ging. Anhand der Protokolle und des Einsatztagebuchs wird ersichtlich, dass jene, die warnen und retten sollten, lange gar nicht verstanden, womit sie es zu tun hatten.

In Deutschland ist der Katastrophenschutz dezentral organisiert. Zunächst ist die unterste Behörde vor Ort zuständig. Die Idee dahinter ist, dass die Menschen dort die Lage am besten beurteilen können und sich bei Bedarf Hilfe holen. Im Ahrtal scheiterte das fatal. Die Flut traf auf einen überforderten Krisenstab, der Landrat tauchte ab. Ohne dass jemand eingriff.

Nach Lage der Akten versagte auch das Katastrophenmanagement beim Innenminister und seinen Behörden. Seine Kollegin im Umweltministerium beruhigte die Öffentlichkeit noch, es drohe »kein Extremhochwas-



## Im Griff der Krise

### Krisenstab in Bad Neuenahr-Ahrweiler am 14. Juli 2021



ser«, als ihre eigene Fachbehörde längst katastrophale Pegelstände prognostiziert hatte.

Keiner hatte einen Überblick über die dramatische Lage, weil keiner ihn sich verschaffte. Das Land übernahm erst die Einsatzleitung, als die Flut schon vorbei war. Der Minister besuchte zwar den Krisenstab in Ahrweiler, begriff aber nicht, dass der wie in einer Blase operierte.

Sieben lange Stunden brauchte die Flutwelle von Müsch an der Oberahr bis Sinzig nahe der Mündung in den Rhein. Rund 60 Flusskilometer, dazwischen mehr als ein Dutzend Orte. Und genug Zeit, um die Bürger flussabwärts in Sicherheit zu bringen.

Wenn sie denn rechtzeitig und klar gewarnt worden wären.

### Dienstag, 13. Juli, der Tag vor der Flut

Am Vormittag schreibt Katastrophenschutzinspekteur Michael Z., jener Mann, der später den Krisenstab leiten wird, eine E-Mail an die Feuerwehren im Landkreis Ahrweiler. Betreff: »Gefahr durch ergiebigen Dauerregen, durchsetzt mit Gewittern«. Den Ermittlungen zufolge ist die Mail die erste Warnung, die der Kreis an die Rettungsdienste schickt. Angehängt hat Z. die Nachricht eines Meteorologen eines Wetterdienstes: »Flächig hohe Niederschlagsmengen möglich. Betrifft das komplette Einzugsgebiet der Ahr!«

Am Vortag hatte der Deutsche Wetterdienst anhaltenden Starkregen vorhergesagt. Das Europäische Hochwasserwarnsystem Efes warnte bereits seit dem Wochenende vor möglichen massiven Überflutungen, auch an der Ahr.

Doch Katastrophenschützer Michael Z. schreibt in einer Mail an die Feuerwehren, er wolle keine Panik schüren. Die Nachricht des Meteorologen sei »gegebenenfalls« ein Anlass, »mal die Ausrüstung zu checken, Pläne einzusehen«, sich ein paar Gedanken zu machen.

Zumindest über die App Katwarn, deren Meldungen allen Nutzern im Landkreis zugestellt werden, will Michael Z. die Bevölkerung vor dem möglichen Hochwasser warnen. Doch er sei unschlüssig, so schreibt Z. in einer E-Mail an Kollegen der Kreisverwaltung, für welchen Bereich gewarnt werden solle. Formulierungsvorschläge wandern hin und her. Die Bevölkerung solle Bäche und Flüsse meiden, bei Gefahr nicht in den Keller gehen, das würde Michael Z. gern schreiben. Gesendet wird die Katwarn-Nachricht an diesem Tag nicht. Warum, bleibt unklar.

Vom Landkreis Mayen-Koblenz gebe es bereits eine Presseerklärung zum herannahenden Hochwasser, meldet die Pressestelle des Kreises Ahrweiler, ob man vielleicht Ähnliches herausgeben wolle? Michael Z. »woll-

## Katastrophenfall

Die Flut im Ahratal und Ereignisse am 14. Juli 2021

### Todesopfer

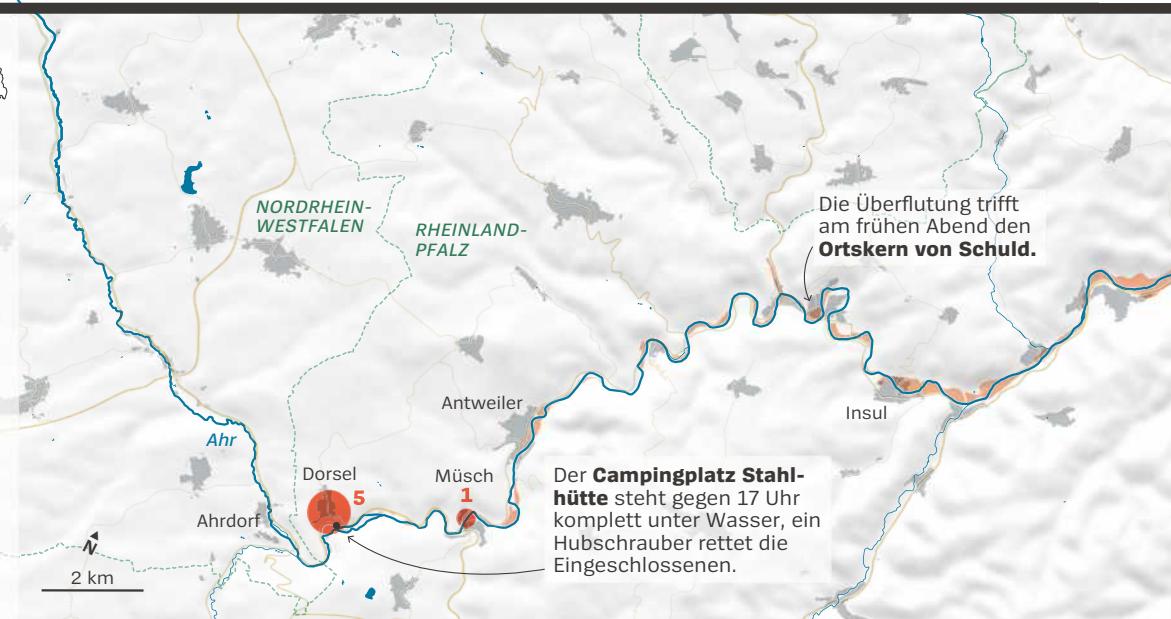
Insgesamt sind 134 Menschen bei der Flutkatastrophe 2021 in Rheinland-Pfalz gestorben, 121 lebten im Ahratal\*.

### Überflutungsgebiete

Durch den EU-Notfallmanagementdienst Copernicus EMS anhand von Satellitenbildern grob ermittelte Überflutungsgebiete im Umfeld der Ahr zwischen Ahrdorf und Sinzig.

\* 13 Flutopfer hatten einen anderen Wohnort.

■ Quelle: Landesamt für Soziales, Jugend und Versorgung Rheinland-Pfalz; OpenStreetMap



te eher davon absehen«, sagt eine Pressesprecherin später aus, er habe Unruhe vermeiden wollen, weil Bürger dann spätere Warnungen vielleicht nicht mehr ernst nähmen.

### Mittwoch, 14. Juli, das Wasser kommt

An der Ahr beginnt es am Morgen zu regnen. Um 11.17 Uhr warnt der Hochwassermeldedienst über Katwarn, in den nächsten 24 Stunden sei an der Ahr mit schnell steigenden Wasserständen zu rechnen, Überflutungen seien möglich. Vielleicht, schreibt Michael Z. um 12.01 Uhr an seine Kollegen, sollte der Kreis jetzt auch warnen. Wieder wandert sein Textvorschlag hin und her. Eine Fachbereichsleiterin in der Kreisbehörde merkt um 13.43 Uhr widersprüchliche Ratschläge an, der Text geht zurück in den Verteiler. Erneut versandet die Meldung.

Laut Einsatztagebuch des Krisenstabs, das die Staatsanwaltschaft sicherstellt, ist ab 14.51 Uhr das Lagezentrum besetzt. Der Krisenstab, der sich Technische Einsatzleitung (TEL) nennt, sitzt in einem Kellerraum neben der Tiefgarage der Landkreisverwaltung in Bad-Neuenahr-Ahrweiler.

Die Tische stehen in Hufeisenform, Monitore hängen an den Wänden, die Pegelstände werden mit einem Beamer an die Wand projiziert. Hier treffen nach und nach die Leute des Krisenstabs ein. Die meisten sind ehrenamtliche Helfer, die Z. zum Einsatz gerufen hat, viele haben schon einen Arbeitstag hinter sich. Sie sollen die Verbindung zu Polizei, Feuerwehr, Technischem Hilfswerk (THW), Rotem Kreuz und Bundeswehr halten. Dabei sind auch Beamte der Kreisverwaltung sowie Techniker für den Funkverkehr zu den Einsatzzentralen. Auf einem Computer läuft das Programm »Cobra«, das die Einsatzmeldungen der Feuerwehr anzeigt. Ein Funker sagt später aus, er habe gar keine Zeit gehabt, die Meldungen zu verfolgen.

Zu klein, zu wenig Leute, zu wenig Information – so beschreiben die Mitglieder den Ermittlern ihren Krisenstab in der Katastro-

phennacht. Der Handyempfang in der Tiefgarage ist oft gestört, wer telefonieren will, muss nach draußen gehen. Als wegen der Flut Strom und Handynetze ausfallen, bekommen die Notfallhelfer im Keller immer weniger von dem mit, was draußen los ist.

Landrat Pföhler hat Michael Z. offenbar die Einsatzleitung überlassen. Z. ist Chef einer Freiwilligen Feuerwehr. Kollegen beschreiben ihn als zupackend. 2018 hat Pföhler ihn zum Kreisfeuerwehrinspekteur (KFI) ernannt. Z. habe alles versucht, um Menschenleben zu retten, sagen Kollegen später. Er habe »verzweifelt« versucht, Hubschrauber zu organisieren, die Menschen von den Dächern bergen sollten. Am Ende lässt Z. es seine Leute sogar bei der Nato versuchen. Doch das schlechte Wetter verhindert viele Hubschraubereinsätze.

Zunächst geht es laut Einsatztagebuch aber um Sandsäcke. »16 000 vom THW angefordert und sind unterwegs«, heißt es um 15.12 Uhr. Um 16.14 Uhr werden 900 Sandsäcke nach Altenahr gebracht. Doch diese Flut ist mit Sandsäcken nicht zu stoppen. Später werden Helfer mitansehen, wie ganze Container mit Sandsäcken an ihnen vorbeischwimmen.

Bis 14.30 Uhr hat das Landesamt für Umwelt (LfU), die amtliche Hochwasserwarnstelle in Mainz, Pegel der Ahr unter drei Metern vorhergesagt, weniger als beim letzten Hochwasser 2016. Doch um 15.26 Uhr meldet

das LfU: 5,19 Meter, ein Schock. Einsatzleiter Z. kann das offenbar kaum glauben, nach Zeugenaussagen bittet er seinen Stab, eine Bestätigung einzuholen. Als die eintrifft, sagt später ein Kreisbeamter, »wussten wir, dass was kommt und dass es schlimmer wird als 2016«.

### Altenahr, 16 Kilometer flussaufwärts

Um 16.28 Uhr versucht Cornelia Weigand, Verbandsbürgermeisterin von Altenahr mit seinen gut 11 000 Einwohnern, Landrat Pföhler per Telefon zu erreichen. Sie hat mit ihren Feuerwehrleuten über die Fünf-Meter-Prognose beraten, der stellvertretende Feuerwehrchef sagt ihr, so erinnert sie sich: »Frau Weigand, lassen Sie den Katastrophenalarm ausrufen.«

Nun will sie bei Pföhler drängen, dass er das tut, damit ein Rettungsprogramm anläuft, sie sieht Menschenleben in Gefahr. Aber der Landrat ist nicht da, Weigand erreicht nur einen Mitarbeiter. Den habe sie »ganz deutlich« aufgefordert, unverzüglich Katastrophenalarm auszulösen, so Weigand. Das müsse erst mit dem Landrat besprochen werden, habe der sinngemäß geantwortet. Etwas später habe sie dann einen Rückruf aus dem Landratsamt bekommen. Man müsse noch einige Daten überprüfen. Dann habe sie von dort nichts mehr gehört.

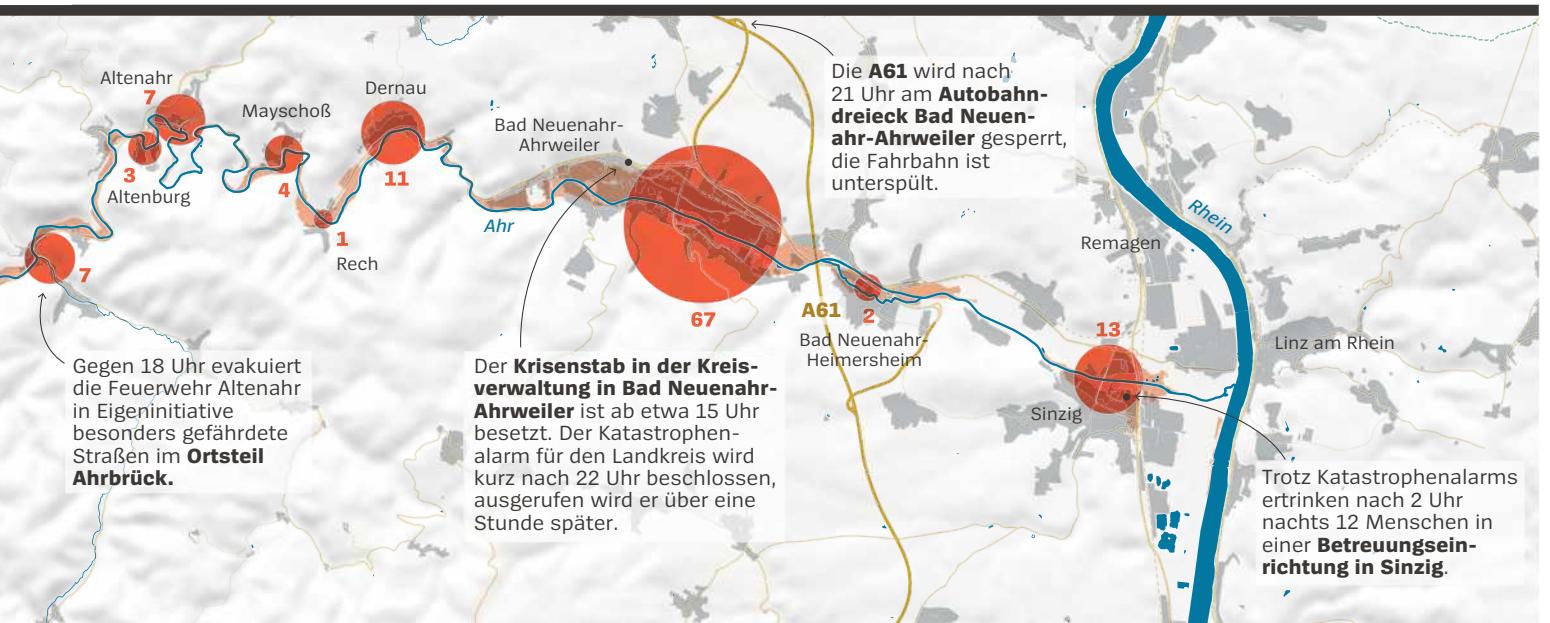
Weigand und ihre Mitarbeiter versuchen fiebig, bei verschiedenen Landesbehörden herauszufinden, wie belastbar die Prognosen sind. Ein Mitarbeiter des Umweltamts bestätigt ihr, das Wasser könne nach neuesten Zahlen sogar noch deutlich höher steigen, auf sechs oder sieben Meter. Weigand habe gesagt, notiert der Beamte, sie benötige die Bestätigung, um den Landrat zu überzeugen, Katastrophenalarm auszulösen.

Etwa um 22 Uhr habe Weigand nochmals angerufen, schildert der Mitarbeiter. Sie habe »verzweifelt« geklungen, Autos würden vorbeischwimmen, Häuser seien bis in den ersten Stock überflutet. In Weigands Privathaus steigt das Wasser bis über die Fenster im zwei-



Politiker Pföhler

Thomas Frey/dpa



ten Stock. Sieben Menschen werden in Altenahr in dieser Nacht sterben.

Gegen 17 Uhr ist am Oberlauf der Ahr die Lage schon schlimm. Ein Rettungshubschrauber der Johanniter, der mit einem anderen Auftrag unterwegs ist, wird von der Rettungsleitstelle in Koblenz nach Dorsel im Westen des Ahrkreises umgeleitet. Der Campingplatz Stahlhütte steht komplett unter Wasser, Feuerwehrleute kämpfen um das Leben eingeschlossener Wohnwagenbewohner. Wegen der starken Strömung kommen sie nicht zu ihnen durch. Unter den Eingeschlossenen ist auch eine junge Feuerwehrfrau.

Im Hubschrauber zeigt sich ein weiteres Problem der Retter in dieser Nacht: Der Heli hat keine Seilwinde, mit der Menschen aus dem Wasser hochgezogen werden könnten. Und die Bundeswehrhelikopter, die solche Winden haben, starten wegen des Wetters nicht.

Die Besatzung des Johanniter-Hubschraubers entschließt sich zu einer mutigen Aktion: Mit Fangleinen, Rettungsgurten und den Feuerwehrleuten am Boden gelingt es ihr, nacheinander fünf Menschen anzubinden und von den Dächern ihrer Mobilheime durch das rasant steigende Wasser ans Ufer zu ziehen. Die junge Feuerwehrfrau finden sie nicht. Erst Tage später wird ihre Leiche flussabwärts entdeckt. Sie ist vermutlich das erste Todesopfer in Rheinland-Pfalz.

### Die nächste Warnstufe – der Landrat gibt sich die Ehre

Der Krisenstab sieht die Fünf-Meter-Prognose offenbar inzwischen bestätigt, um 17.40 Uhr ruft Z. die zweithöchste Alarmstufe 4 aus, damit übernimmt der Landkreis offiziell die Einsatzleitung der Rettungsmaßnahmen. Die Bürgermeister sind nicht mehr zuständig. Der Krisenstab soll nun den Einsatz der örtlichen Rettungsdienste koordinieren, so beschreibt es der Rahmenplan Hochwasser von Rheinland-Pfalz, ein Gesamtflagebild erstellen und die Medien informieren.

Um diese Zeit kommt der Landrat zum ersten Mal vorbei, so erinnert sich ein Zeuge. Der CDU-Mann, 63, ist promovierter Jurist und schon seit 2000 im Amt. Ein Kollege sagt, er sei »eigentlich der geborene Krisenmanager«, jetzt duckt er sich weg. Schon beim Hochwasser 2016 saß Pföhler zwar im Krisenstab, habe sich aber komplett herausgehalten und die Einsatzleitung dem damaligen Kreisbrandinspektor überlassen, so schildert es ein Zeuge.

In der Flutnacht des 14. Juli lässt sich Pföhler nur zweimal im Krisenstab blicken. Er sei erreichbar, sagt er den Kollegen. Will der Landrat den Krisenstab sprechen, ruft er seinen Mitarbeiter in der Verwaltung an, der dann als Kurier nach unten läuft und sein Handy an Einsatzleiter Z. übergibt. Laut Handyauswertung haben Pföhler und der Beamte am 14. Juli 17-mal miteinander telefoniert.

Die Pressestelle der Kreisverwaltung war zwar mit zwei Mitarbeiterinnen besetzt. Doch die kümmern sich offenbar erst einmal um eine Meldung zum späteren Besuch des Innenministers, die sie mit Pföhler abstimmen. Frühzeitige Warnmeldungen über die Medien, vor allem den Rundfunk, mit denen der Krisenstab die Menschen flussabwärts hätte erreichen können, bleiben aus.

Schon ab dem Nachmittag, so der Verdacht der Staatsanwaltschaft, sei die Bevölkerung womöglich nicht ausreichend gewarnt worden. Seit 17.17 Uhr gilt die höchste Warnklasse Lila, der Hochwassermeldedienst sendet eine Meldung über Katwarn, in der ausdrücklich vor »Sturzfluten« und »Überflutungen« gewarnt wird. Inzwischen gilt die höchste Hochwasserwarnklasse. Diese Information wird der Kreis erst um 20 Uhr per Pressemitteilung verbreiten.

Auch in Altenahr flussaufwärts bekommen die Feuerwehrleute gar nicht mit, dass der Kreis Ahrweiler die Einsatzleitung übernommen hat. Thorsten G., stellvertretender Wehrleiter der Verbandsgemeinde, ist irgendwann klar, dass er evakuieren muss. So erzählt er es später den Ermittlern. Aus Ahrweiler hat

er nichts gehört, so weist er seine Kollegen an, Menschen in zwei besonders gefährdeten Straßen in der Ortsgemeinde Ahrbrück aus den Häusern zu holen. Sie können die Leute nicht zwingen, dazu haben sie keine Handhabe. Aber die Helfer sind bekannt im Ort, viele hören auf die Warnungen, verlassen ihre Häuser – und retten damit mutmaßlich ihr Leben.

Nicht einmal eine Stunde später geht es für die Feuerwehr in Altenahr schon um Leben und Tod: Menschen hocken auf Dächern, andere sind eingeschlossen, die Decke eines Hotels stürzt ein, ganze Ortsteile werden überflutet, solche Meldungen prasseln herein. Die Feuerwehr in Altenahr ist auf sich allein gestellt. Um 22.10 Uhr setzt der Wehrleiter einen Funkspruch an alle Feuerwehren der Verbandsgemeinde Altenahr ab. Man habe die Lage nicht mehr im Griff und könne die Menschen nicht mehr retten. Und dann: »Ich rufe dringend den BKI des Landkreises Ahrweiler dazu auf, den Katastrophenfall auszurufen, um Hubschrauber anzufordern.«

Der BKI, das ist Feuerwehrmann Z., der den Krisenstab leitet.

### 19 Uhr, Schuld, ein Ort versinkt

Die kleine Gemeinde liegt malerisch an der Ahrschleife, am frühen Abend sind bereits weite Teile des Ortskerns überflutet. Um 20 Uhr ist der Strom weg, der Handyempfang auch. Vom Krisenstab Ahrweiler habe er keine Informationen bekommen, sagt Bürgermeister Helmut Lussi.

Was er unternommen habe, wollen die Ermittler später von ihm wissen. Na, eine mobile Flutschutzwand vor dem Dorfgemeinschaftshaus und die Brücke hochgezogen, sagt er, sonst habe er nichts machen können. Als Ortsbürgermeister sei er gegenüber der Feuerwehr nicht weisungsbefugt, zuständig sei der Wehrleiter der Verbandsgemeinde Adenau, knapp acht Kilometer entfernt.

Im Krisenstab hat sich hoher Besuch angekündigt, »Innenminister kommt«, steht im

Einsatztagebuch. Gegen 19.30 Uhr trifft Roger Lewentz (SPD) zu einer Kurzvisite in der Kreisverwaltung ein. Er habe zeigen wollen, »dass die Landesebene für die Verantwortlichen vor Ort ansprechbar ist«, erklärt sein Ministerium in Mainz später auf Nachfrage.

Zu dem Termin erscheint auch Landrat Pföhler. Er habe »einen ruhig und konzentriert arbeitenden Krisenstab erlebt«, sagt Lewentz hernach. Man habe ihm gesagt, »dass alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen worden sind«. Um 19.38 Uhr stellen sich Lewentz und Pföhler zu einem Foto im Einsatzraum auf.

Dafür habe der Landrat »noch genug Zeit« gehabt, gibt ein Feuerwehrmann später zu Protokoll, »da ist bei uns in Ahrbrück ja schon die Welt untergegangen«.

Nach etwa 15 Minuten verlässt Lewentz den Krisenstab und lässt sich in sein privates Büro im Westerwald bringen. »Ich habe mich zurückgezogen, um erreichbar zu sein«, sagt Lewentz. »Für mich war klar: Wenn sich die Lage verschärft, wird man sich an mich wenden.« Danach hätten sich die Ereignisse jedoch offenbar so überschlagen, »dass es keinen Anruf mehr gab«. Bevor er geht, bedankt er sich noch bei den Helfern im Krisenraum: »Sie haben alles im Griff«, sagt er, so erinnern sich Zeugen.

Etwa um diese Zeit, gegen 20 Uhr, beginnt Linda P. ihre Schicht im Krisenstab. Die Funkerin, 40, ist hauptberuflich Autosattlerin. Ehrenamtlich hilft sie in einer freiwilligen Feuerwehr, im Kreis bildet sie die Funker aus. Sie wird in die »Funkbude« eingeteilt, ihre Aufgabe: Informationen der im Landkreis eingesetzten Feuerwehren aufnehmen, auf einen Meldezettel mit vier Durchschlägen schreiben, in die Durchreiche legen und klopfen, damit jemand sie abholt und verteilt.

Laut Einsatztagebuch hagelt es fast im Minutentakt Funksprüche:

19.54 Uhr – »Campingplatz Sahrtal Leute eingeschlossen«

20.39 Uhr – »Strömungsretter nach Bad Neuenahr«

20.42 Uhr – »Münstereifelerstraße Kreuzberg Explosion Gastank«

20.46 Uhr – »Die Häuser in Schuld in der Hauptstraße sind derzeit nicht mehr bewohnbar«

20.57 Uhr – »In Dorsel Stahlhütte Haus eingestürzt, Feuerwehrfrau vermisst und eventuell 6 Personen vermisst«

Nur gelangen wichtige Informationen nicht immer zu jenen, die doch den Überblick haben sollten. Ein im Krisenstab eingesetzter THW-Mann sagt: »Wir haben von der Flutwelle nichts gewusst.«

Sogar der Feuerwehrmann, der das Einsatztagebuch führt, sagt hinterher: Er habe das »Ausmaß« erst festgestellt, als er morgens nach Hause kam. Sonst hätten sie doch »frühzeitig« und »größräumig« evakuiert. »Wir wussten nicht, dass Brücken und Häuser weggerissen wurden, wir haben diese Informationen nicht gehabt.«

Im Einsatztagebuch finden sich diese Informationen jedoch, etwa dass um 20.57 Uhr in Schuld »mehrere Häuser zusammengebrochen und eingestürzt« seien.

### Pföhler warnt seine Nachbarn

Landrat Pföhler ist da längst wieder zu Hause in Bad Neuenahr-Ahrweiler. Er habe persönlich sehr betroffen gewirkt, sagen später Zeugen. Aber zwischen 20.30 und 20.45 Uhr sieht ein Nachbar, wie Pföhler mit seiner Frau und dem Hund am Haus vorbeigeht. Der Landrat habe ihn nach draußen gerufen und gesagt, dass es ein höheres Hochwasser geben werde als 2016.

Gegen 21.30 Uhr habe Pföhler noch mal vor der Haustür gestanden und gewarnt, diesmal sei er noch »deutlich nervöser« gewesen.

Eine andere Nachbarin berichtet, Pföhler habe gegen 22 Uhr plötzlich vor der Tür gestanden. »Er hat gesagt, dass in der Ortschaft Schuld sechs massive Häuser vom Hochwasser mitgerissen worden seien«, erinnert sie sich. Pföhler und seine Frau würden jetzt »abhauen«.

Um diese Zeit hatte sich der Landrat immerhin wohl entschieden, endlich Katastrophenalarm auszurufen.

Um kurz nach 22 Uhr ruft Pföhler im Kreishaus an, so erinnert sich der Beamte, der mit seinem Handy wieder zum Einsatzleiter Z. in den Keller geht. Tatsächlich ist um 22.04 Uhr im Einsatztagebuch vermerkt: »Erhöhung auf Alarmstufe 5 durch KFI«, also Einsatzleiter Michael Z. Doch es dauert noch über eine Stunde, bis die Warnung über Katwarn, Facebook und per Pressemitteilung veröffentlicht wird.

Wieder verstreckt wertvolle Zeit. Erst um 23.15 Uhr wird die Pressemitteilung versendet: »Landrat Dr. Jürgen Pföhler hat Alarmstufe 5 und damit den Katastrophenalarm ausgerufen.« Jetzt könne »Unterstützung durch die Bundeswehr« angefordert werden. Dabei versucht ein Verbindungsmann der Bundeswehr im Krisenstab das bereits seit Stunden, erfolglos.

In den Nachbarkreisen wurde schon Stunden zuvor Katastrophenalarm ausgelöst. Ein Wehrleiter, der die ersten Stunden mit im Krisenstab in Bad Neuenahr sitzt, sagt: »Als der Landkreis den Katastrophenfall ausgerufen hat, war es auf jeden Fall viel zu spät. Der Landrat hätte

viel früher das Heft in die Hand nehmen müssen.«

Spätestens ab 20.36 Uhr, als ein Pegelstand von 6,90 Metern prognostiziert wurde, sei im Ahrtal nicht ausreichend gewarnt und evakuiert worden, so der Verdacht der Staatsanwaltschaft.

Nach dem Rahmenplan Hochwasser des Landes, auf den sich die Ermittler stützen, muss die Bevölkerung so früh wie möglich gewarnt werden, damit sich die Menschen in Sicherheit bringen können. In den Gemeinden flussabwärts, wo in der Nacht noch so viele Menschen sterben sollten, sagt der Ortsbürgermeister von Altenahr, Rüdiger Fuhrmann, »hätte niemand mehr ins Bett gehen dürfen.«

Der Katastrophenschutzexperte Wolfgang Grambs, ein ehemaliger Bundeswehroberst, sieht ein »totales Führungsversagen« des Landrats: »Er hätte sich am Tag der Katastrophe frühzeitig ein sauberes Lagebild verschaffen müssen. Die Prognosen waren ja da. Er hätte sich mit den Gemeinden an der oberen Ahr vernetzen, alarmieren und evakuieren müssen. Katastrophenmanagement ist Chefsache.«

Für die Eltern eines Ingenieurs aus Sinzig kommt der Katastrophenalarm zu spät. Gegen 23 Uhr, berichtet der Mann der Polizei, seien seine Eltern offenbar »panikartig« im Schlafanzug aus ihrer Wohnung in Ahrweiler geflüchtet. Beide seien ertrunken.

Ein Kölner, dessen Mutter in Dernau an der Ahr ertrank, hat Strafanzeige erstattet wegen fahrlässiger Tötung. Mit einer rechtzeitigen Warnung hätte seine Mutter überleben können, glaubt er – so wie viele Menschen flussabwärts.

### Nacht im Krisenstab

Im Keller des Kreishauses ist zum zweiten Mal der Strom weg, diesmal seien wichtige Systeme ausgefallen, berichtet die Funkerin Linda P. später. Die Einsatzleitung konnte niemanden mehr alarmieren. Auf dem jetzt genutzten Analogfunk überschlagen sich die Funksprüche der Retter. In der Funkbude läuft alles über einen Lautsprecher. Angestrengt lauschen P. und ihre Kollegen, sie hören Fetzen wie: »Wir geben den Ort auf.« Um 5.52 Uhr wird laut Einsatztagebuch die erste Leichensammelstelle eingerichtet.

Zuletzt, gegen 2.30 Uhr, erreicht die Flut das Städtchen Sinzig, von hier ist es nicht mehr weit bis zur Stelle, wo die Ahr in den Rhein mündet. In den Ahrwiesen liegt das Haus der Lebenshilfe, eine Einrichtung für geistig und körperlich behinderte Bewohner. Zwölf Menschen werden in dieser Nacht dort ertrinken. Die Staatsanwaltschaft geht der Frage nach, wie es dazu kommen konnte.

Tatsächlich erreicht die Lebenshilfe um 23.34 Uhr eine ziemlich präzise Beschreibung der Lage flussaufwärts. »Müssen eventuell die Bewohner evakuiert werden?«, fragt eine besorgte Angehörige in einer WhatsApp-Nachricht an eine Betreuerin, »Bad Neuenahr



**Innenminister Lewentz**

Thomas Frey/picture alliance/dpa



gesetz das Land die Einsatzleitung übernehmen müssen, da die Gefahren mehrere Landkreise betrafen und zentrale Abwehrmaßnahmen erfordert hätten.

### Wo war die Landesregierung?

Tatsächlich übernimmt erst drei Tage nach der Flut das Land die Regie. Am 17. Juli bekommt der Präsident der Aufsichts- und Dienstleistungsdirektion (ADD), der für den Katastrophenschutz zuständigen Landesbehörde, die Einsatzleitung. Landrat Pföhler habe das Land darum gebeten, heißt es in einer Pressemitteilung der ADD.

Innenminister Lewentz sagt, ab dem 15. Juli habe der Krisenstab der Landesregierung getagt. Man habe dem Kreis angeboten, die technische Einsatzleitung zu übernehmen. Doch erst am 17. Juli habe Landrat Pföhler der ADD schließlich mitgeteilt, dass er bereit sei, diese abzugeben, so das Innenministerium. In der Hochwassernacht hätte eine Einsatzübernahme keinen Sinn ergeben, so Lewentz: »Sie können nicht mitten in der Nacht in unbekanntem Terrain eine Lage übernehmen.« Pföhlers Anwalt erklärt, die Äußerung des Innenministers gehe an der Sache vorbei. Die Zuständigkeit sei im Gesetz klar geregelt.

Die damalige rheinland-pfälzische Umweltministerin Anne Spiegel (Grüne), inzwischen Bundesfamilienministerin im Kabinett von Olaf Scholz, hielt am Tag der Flut noch eine Rede im Landtag, in der sie die Hochwasservorsorge des Landes lobte – genau zu der Zeit, als Bürgermeisterin Weigand an der Ahr verzweifelt Katastrophenalarm forderte. Auch mit einer anschließenden Presseerklärung setzte Spiegel den fatalen Ton: wird schon nicht so schlimm werden.

Katastrophenschutzexperte Wolfgang Grambs sieht in Rheinland-Pfalz ein fundamentales Problem: Es gebe keine vernünftigen Strukturen für einen Landeskrisenstab, eine Koordinierung auf oberer Ebene sei im Notfall dadurch gar nicht möglich. »Hier besteht dringender Handlungsbedarf.«

Die Staatsanwaltschaft hat mehr als 200 Zeugen vernommen, Zigmarsende Seiten Dokumente gesichtet. Was hätten die Verantwortlichen voraussehen müssen? Wo und wann haben sie ihre Pflichten verletzt? Es sei keine leichte Aufgabe, darauf Antworten zu finden, sagt ein Ermittler. Selbst das Einsatztagebuch des Krisenstabs ist nach Ansicht der Staatsanwaltschaft »lückenhaft« und »nicht schlüssig«.

Fest steht, an welchen Orten die Toten gefunden wurden. Die Staatsanwaltschaft führt sie alle auf einer Liste. Die Bewohner des Heims aus Sinzig stehen darauf, die Mutter des jungen Mannes, der Anzeige erstattet hat, die Eltern des Ingenieurs aus Sinzig. Ein Flutopfer trug einen Notrufknopf am Körper, er hat ihm nichts mehr genutzt.

Matthias Bartsch, Annette Großbongardt, Hubert Gude, Roman Lehberger

### Zerstörungsspuren in der Gemeinde Schuld: »Wir haben von der Flutwelle nichts gewusst«

säuft gerade ab und in Ahrweiler steht das Wasser auf dem Markt.«

»Oh mein Gott«, antwortet die Betreuerin. Sie werde direkt in der Lebenshilfe anrufen. Die Nachtwache dort beruhigt sie. Die Feuerwehr sei da gewesen. Alles okay.

Ein beteiligter Feuerwehrmann widerspricht der Darstellung des Mitarbeiters, er will empfohlen haben, ein zum Fluss hin gelegenes Nebengebäude zu räumen.

Doch lange passiert nichts. Als der Nachtbetreuer schließlich doch Leute aus dem Nebenhaus holt, schafft er es nicht mehr zurück ins Haupthaus – das Wasser ist schon da. Nur ein Bewohner des Erdgeschosses kann sich auf ein Fenstersims retten, wo ihm das Wasser bis zum Hals steigt. Die anderen ertrinken in ihren Zimmern.

### Der Landrat zieht sich aus der Affäre

Schon bald nach der Flutnacht gerät Pföhler in die Kritik. Bevor die Staatsanwaltschaft eine Presseerklärung zu den Ermittlungen gegen den Landrat und seinen Krisenstabsleiter veröffentlicht, warnen Polizisten die beiden. Das ist üblich, wenn nicht ausgeschlossen werden kann, dass sich wütende Menschen an jemandem vergreifen wollen.

Z. habe sich deutlich betroffen über die Ermittlungen gezeigt, notierten die Beamten. Er habe sie in den Keller zum Krisenstab geführt, Handy, Laptops und Einsatztagebuch übergeben. Pföhler soll zunächst »verhindert« gewesen sein. Dann sprach er mit den Fahndern, sagte aber, er könne sein Diensthandy nicht finden. Schließlich übergab er es doch.

In einem sichergestellten Chatprotokoll legt ihm ein Vertrauter nahe, sich krankzu-

melden. Er rate ihm, Abstand zu gewinnen. »Niemand wird es dir in der aktuellen Situation zulassen legen, wenn du dich krankschreiben lassen würdest.«

Pföhler schreibt an seine Frau: »Ich habe gute Nachrichten. Ich werde wahrscheinlich schon nächste Woche über Krankmeldung aussteigen.« Ihre Antwort: »Sehr schlau.«

Inzwischen ist Pföhler in den Ruhestand versetzt, bald soll ein neuer Landrat gewählt werden. Warum ist er nicht zurückgetreten? Es habe kein Anlass dafür bestanden, sagt sein Anwalt Olaf Langhanki. »Hätte es Pflichtverletzungen gegeben, so hätte Herr Dr. Pföhler die Verantwortung übernommen und die erforderlichen Konsequenzen gezogen.« Langhanki sagt, sein Mandant habe sich in keiner Hinsicht strafbar gemacht, seine ununterbrochene Anwesenheit im Krisenstab sei nicht erforderlich gewesen. Außerdem hätte laut Brand- und Katastrophenschutz-

### Wer trägt die Verantwortung für die Fluttoten?

Die vier SPIEGEL-Autoren dieser Geschichte, Matthias Bartsch, Annette Großbongardt, Hubert Gude und Roman Lehberger, waren schon kurz nach der Flut im Ahrtal unterwegs. Sie sprachen mit Betroffenen, die sie immer wieder aufforderten: »Klären Sie auf, warum wir nicht gewarnt wurden.« Jetzt konnten die Reporter mehr als 5000 Seiten vertraulicher Ermittlungsaufnahmen einsehen, um dieser Frage nachzugehen, darunter Einsatztagebücher, Zeugenaussagen und Vernehmungen von Mitgliedern des Krisenstabs – sie liefern Antworten.

# UNSERE NEUE SPEZIALITÄT: SPEZIALITÄTEN.

DIE MELITTA® MANUFAKTUR-  
KAFFEES GIBT'S  
AB SOFORT ONLINE.

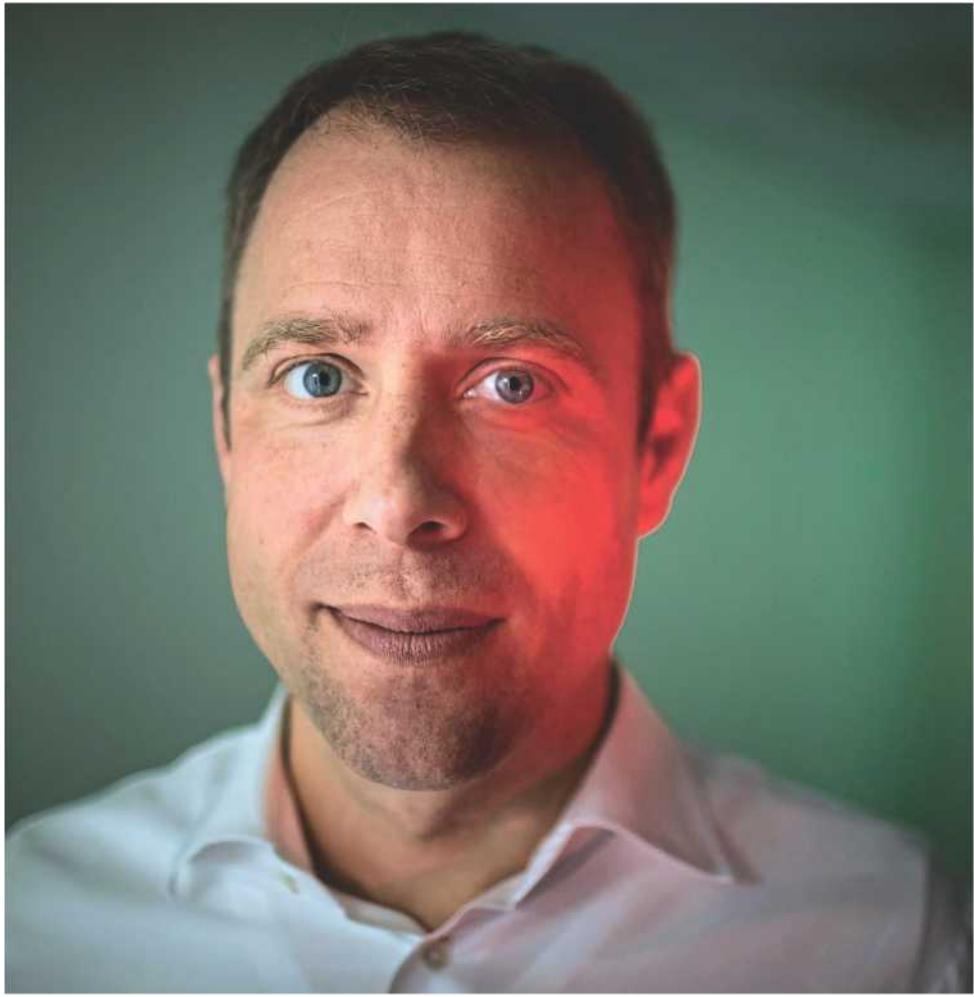
In unserer neuen Melitta® Manufaktur  
rösten wir in limitierten Mengen und mit  
viel Leidenschaft Spezialitätenkaffees.  
**Weil's Freude macht.**



Mehr erfahren!







**CDU-Politiker Czaja:** Vom Manager zum Herz-Jesu-Sozialisten

ständigen Herz-Jesu-Sozialisten passt. Im Jahr 2017 heuerte er als Geschäftsführer bei der Brückenköpfe GmbH an, nur drei Monate nachdem er sein Amt als Berliner Gesundheitssenator verloren hatte. Das Unternehmen investiert, ausgerechnet, im Gesundheitssektor.

Czaja war auch als Lobbyist für die Firma tätig. Nach SPIEGEL-Informationen traf er sich im Dezember 2018 mit dem damaligen Bundesgesundheitsminister Jens Spahn, ebenfalls CDU, zu einem diskreten Gespräch. Czaja und die Brückenköpfe arbeiteten zu jener Zeit daran, einen potenziellen Milliardenmarkt zu öffnen. Sie forderten, dass digitale Produkte von Start-ups leichter an das Geld der Krankenkassen kommen sollten. Im Jahr nach dem Termin trat das Digitale-Versorgung-Gesetz in Kraft, in dem sich Czajas Vorschläge teilweise wiederafanden.

In einen Fonds des Unternehmens haben auch einige Superreiche und Prominente investiert. Zur illustren Runde gehören der SAP-Gründer Dietmar Hopp, die Eigentümer des Bierbrauers Krombacher und weitere Familienunternehmer. Fußballweltmeister Philipp Lahm und der Medizinkabarettist Eckart von Hirschhausen sind sogar direkt an den Brückenköpfen beteiligt, zudem eine weitere Person aus dem Dunstkreis von Friedrich Merz: Der Schatzmeister aus Merz' Kreisverband Hochsauerland hält Anteile an einer Unterfirma der Agentur.

Als Geschäftsführer war es Czajas Job, das Vermögen der Investoren zu mehren. Seine Arbeit für die Brückenköpfe ließ er sich fürstlich entlohnen. Allein im Jahr 2020 gab er gegenüber dem Berliner Parlament an, bis zu 150 000 Euro kassiert zu haben.

Anders als auf Bundesebene gibt es für Berliner Ex-Senatoren kein Gesetz, das eine Abkühlphase vorschreibt, wenn sich aus ihren neuen Tätigkeiten Interessenkonflikte ergeben könnten. Doch fragwürdig war Czajas Handeln allemal. Wie es sich darstellt, hat der Politiker seine Kontakte aus der Amtszeit erstaunlich schnell versilbert – und mit dem Geld womöglich seinen opulenten Wahlkampf kofinanziert.

Das Verhalten Czajas erinnert an die jüngsten CDU-Skandale. Da war zum Beispiel der Bundestagsabgeordnete Philipp Amthor, der sich im Wirtschaftsministerium für das New Yorker IT-Unternehmen Augustus Intelligence einsetzte. Und dann kassierten mehrere Unionsleute satte Provisionen für die Vermittlung von Coronaschutzmasken.

Was die moralischen, ethischen und möglicherweise rechtlichen Verfehlungen anbelangt, sind die Fälle höchst unterschiedlich gelagert. Gemein ist ihnen eine fragwürdige Vermischung von politischem Einfluss und finanziellen Interessen. Der schwarze Filz war einer der Gründe, warum die CDU heute auf der Oppositionsbank sitzt.

Friedrich Merz, der als Aufsichtsrat beim Vermögensverwalter Blackrock selbst eine

## Die Brücke zum großen Geld

**LOBBYISMUS** Der designierte CDU-Generalsekretär Mario Czaja soll die Parteispitze moderner und linker machen. Seine privaten Geschäfte erinnern jedoch eher an den schwarzen Filz der vergangenen Jahre.

**F**ür die Adventszeit hatte sich Mario Czaja mal wieder etwas Besonderes einfallen lassen. Tag für Tag besuchte der CDU-Bundestagsabgeordnete im Dezember einen anderen Ort in seinem Ost-Berliner Wahlkreis. Czaja überreichte den Vereinen, Geschäften und Bürgerinitiativen hübsche Bäumchen und stellte sie mit einem Video auf Instagram vor.

Aktionen wie der digitale Adventskalender haben den CDU-Mann in seiner Heimat populär gemacht. Bei der Bundestagswahl im September schaffte Czaja, 46, eine kleine Sensation. Er gewann den Wahlkreis Marzahn-Hellersdorf, der seit 1990 auf die Linke abonniert

war. Als einziger CDU-Direktkandidat in ganz Deutschland konnte Czaja das Ergebnis im Vergleich zum Votum vor vier Jahren verbessern.

Der designierte CDU-Vorsitzende Friedrich Merz schlug Czaja anschließend für den Posten des Generalsekretärs vor. Auf dem Bundesparteitag in der kommenden Woche gilt seine Wahl als sicher. Bei der Vorstellung im November forderte Czaja ein »klares Wertefundament« für die CDU. Man müsse auch die »soziale Frage stärker ins Auge nehmen«, sagte er. »Wir haben eine immer größere Schere von Arm und Reich.«

Doch es gibt eine andere Seite an Mario Czaja, die nicht so gut zum Image des boden-

Nähe zum großen Geld pflegte, muss den Eindruck vermeiden, dass unter seiner Führung weitergekungelt wird. Er braucht einen Neuanfang mit frischen, unbelasteten Köpfen in seinem Team. Ist Mario Czaja der richtige Mann dafür?

Mit 24 Jahren zog Czaja 1999 ins Berliner Abgeordnetenhaus ein und kümmerte sich fortan um die Gesundheitspolitik. Wenige Jahre später wurde er für das Kompetenzteam des CDU-Spitzenkandidaten gehandelt – bis ihn eine Titelaffäre ausbremste.

Czaja hatte sich mit einem Abschluss als Diplom-Ökonom der Freien Universität Teufen aus der Schweiz geschmückt. Auch durch Indiskretionen aus der CDU kam heraus, dass die Hochschule in Deutschland nicht anerkannt war. Sie galt unter Experten als Titelmühle, die gegen Bezahlung wohlklingende Abschlüsse vergab.

Anfangs verteidigte der Nachwuchspolitiker den Titel aus der Schweiz. Doch als der Schmu nicht mehr zu leugnen war, löschte Czaja das Diplom aus seinem Lebenslauf: »In meinen stürmischen Jugendjahren habe ich es versäumt, das Gymnasium mit dem Abitur zu verlassen«, sagte Czaja. Mit dem Fernstudium habe er es sich dann »zu leicht gemacht«. Sein Parlamentsmandat behielt er.

2011 wurde Czaja zum Senator für Gesundheit und Soziales ernannt. In der rot-schwarzen Landesregierung gehörte er zu den beliebteren Politikern. Das änderte sich mit der Flüchtlingskrise 2015/16. Bilder von Menschenmassen vor dem Landesamt für Gesundheit und Soziales, das Czaja unterstand, gingen durch die Republik. Das »Lageso« wurde zum Synonym für Berlins Inkompetenz.

Bei der anschließenden Wahl flog die CDU aus der Regierung. Czaja zog zwar wieder mit gutem Ergebnis ins Abgeordnetenhaus ein, spielte in der Landespolitik aber keine große Rolle mehr. Fortan kümmerte er sich offenbar mehr um seine unternehmerische Karriere. Am 2. März 2017 wurde Czaja zum Geschäftsführer der Brückenköpfe GmbH berufen. Zudem erwarb er Anteile an mehreren Firmen aus dem verzweigten Unternehmensnetzwerk.

Was sich genau hinter den Brückenköpfen verbirgt, wird auf den ersten Blick nicht ganz klar. Auf seiner Website bezeichnete Czaja die 2015 in Berlin gegründete Firma als »think-tank« und »Konzeptagentur«, die ausgewählte Start-ups »begleitet«. Seinem neuen Arbeitgeber gehe es

darum, »guten Ideen im Gesundheitswesen zum Durchbruch zu verhelfen«.

Etwas schärfer wird das Bild, wenn man sich das übrige Personal der Brückenköpfe ansieht. Der Gründer Jürgen Graalmann war zuvor Cheflobbyist der AOK in Berlin. Ein Vermögensverwalter, der sich sonst auch um das Geld wohlhabender Familien kümmert, gehörte ebenfalls zu den ersten Gesellschaftern. In einer Präsentation warb die Firma mit ihrem »senioren Zugang zum passenden Partner«.

Am besten lassen sich die Brückenköpfe wohl als Mischung aus Consulting-, Lobby- und Investmentfirma beschreiben. Ein wichtiger Geschäftszweig ist die Beratung von Start-ups, die den Gesundheitsmarkt digitalisieren wollen. An vielen jungen Unternehmen sind die Brückenköpfe selbst beteiligt. Zum Portfolio gehört eine Firma, die Sensoren für intelligente Inkontinenzhosen entwickelt. Ein anderes Unternehmen arbeitet an einer App zur Überwachung des Herz-Kreislauf-Systems. Mittlerweile hat die Agentur Geld in mehr als 20 Start-ups gesteckt.

Die Macher der GmbH sind zudem als Lobbyisten tätig. Und Mario Czaja mit seiner politischen Erfahrung und seinen Kontakten war für diesen Zweck Gold wert. Kurz nach seinem Einstieg schrieb der ehemalige Gesundheitssenator an einem »Diskussionspapier« mit, wie die Krankenkassen ihr »Innovationsdilemma« überwinden könnten. Czaja und seine Co-Autoren schlugen unter anderem schnellere Zulassungsverfahren für digitale Produkte wie Apps vor, die später den Patienten zugutekommen sollten. Profitiert hätten von diesen

## Czaja bekam einen exklusiven Zugang zu Minister Jens Spahn.

Ideen womöglich auch Gründer, die von den Brückenköpfen vertreten wurden.

Czajas Parteifreund Jens Spahn wurde Anfang 2018 zum neuen Bundesgesundheitsminister ernannt. Zuvor war er Parlamentarischer Staatssekretär beim Finanzminister, hatte sich in dieser Funktion um die Förderung von Start-ups bemüht und war privat als Investor tätig. Als Minister wollte er die Digitalisierung des Gesundheitswesens vorantreiben.

Gleich im ersten Amtsjahr lud Spahn die Gründerszene zu Veranstaltungen ins Ministerium ein. Mit dabei waren mehrere Start-ups, in die Czajas Truppe investiert hatte. Brückenköpfe-Gründer Graalmann saß später im Kuratorium des »Health Innovation Hub«, einer Ideenschmiede, die von Spahn ersonnen wurde. Zudem organisierte der ehemalige AOK-Lobbyist den Deutschen Pflegetag, bei dem der Minister als Schirmherr auftrat. Graalmann erhielt zwei Termine bei Spahn und einen bei dessen Staatssekretär Lutz Stroppe.

Im Dezember 2018 wurde Czaja eine Audienz gewährt. Zuvor kämpfte Spahn um den Parteivorsitz gegen Annegret Kramp-Karrenbauer – und Friedrich Merz. Czaja sprach sich in der »Berliner Zeitung« für Spahn aus: »Ich schätze Jens Spahns Gedanken zur Erneuerung der Bundesrepublik Deutschland.«

Aus Spahns Parteivorsitz wurde nichts. Doch ob Zufall oder nicht: Eine Woche nach Erscheinen des Artikels, am 13. Dezember, empfing der Minister seinen Parteifreund Czaja zum Gespräch, wie das mittlerweile von Karl Lauterbach (SPD) geführte Gesundheitsministerium auf Anfrage bestätigt. Bei dem diskreten Termin sei es um einen »allgemeinen Austausch« gegangen. Es lägen »leider keine weiteren Informationen« vor.

In jener Zeit wurde in Spahns Resort das Digitale-Versorgung-Gesetz (DVG) auf den Weg gebracht, das erstmals die Verschreibung von Apps auf Rezept ermöglichte. Die Brückenköpfe brüsteten sich auf ihrem Firmenblog damit, dass sich in dem entsprechenden Gesetzentwurf »eine Reihe an Ansätzen« aus jenem Diskussionspapier wiederfänden, an dem Czaja mitgearbeitet hatte. Eines der Start-ups, an dem die Brückenköpfe beteiligt sind, lobte später die »enorme Relevanz« und das »Potenzial« des neuen Regelwerks.

Hatten auch Spahn und Czaja über das DVG gesprochen? Anfragen hierzu lassen beide unbeantwortet. Die Brückenköpfe weisen den Eindruck

**Screenshot von  
Website der  
Brückenköpfe,  
Ausziss aus einem  
Protokoll der  
Gesellschafter-  
versammlung aus  
dem Jahr 2017:**  
Digitalisierung des  
Gesundheitswesens

Mario Czaja als weiterer Geschäftsführer ab März einstimmig bestellt

Die Geschäftsführer hatten in der Gesellschafterversammlung im Dezember die Notwendigkeit einer Erhöhung der Kapazitäten durch einen weiteren operativ tätigen Gesellschafter angekündigt. Die geschäftsführenden Gesellschafter schlagen der Gesellschafterversammlung den Berliner Gesundheitssenator a.D. Mario Czaja für diese Position vor, der die Brückenköpfe-Philosophie zu 100% teilt. Mario Czaja stellt sich persönlich den Gesellschaftern vor, die Wert auf die Feststellung legen, dass die Brückenköpfe ein parteipolitisch unabhängiges Unternehmen bleiben. Mario Czaja wird sein Mandat im Abgeordnetenhaus Berlin beibehalten.

zurück, sie hätten das Diskussionspapier geschrieben, um damit Start-ups aus ihrem Portfolio zu befördern. Sie würden auch keine politischen Kontakte gegen Honorar vermitteln.

Ihre Nähe zum Gesundheitsministerium unter Jens Spahn ist dagegen unbestreitbar. Das Geschäftsmodell der Agentur hatte offenbar auch den deutschen Geldadel überzeugt. Die Firma legte einen Fonds auf, an dem sich die Allianz-Versicherung und viele Vermögende beteiligten. Auch Czaja kaufte sich über ein verschachteltes Firmenkonstrukt ein.

Der Investmentfonds residierte anfangs in einem Geschäftshaus im Zentrum von Berlin. Die Immobilie gehört dem sauerländischen Unternehmer Andreas Bremke, der bei einer Unterfirma der Brückenköpfe einstieg. Bremke kennt auch Czajas neuen Chef Friedrich Merz gut: Er ist Schatzmeister in dessen CDU-Kreisverband und spendete voriges Jahr 60 000 Euro an die Bundespartei.

Merz lässt über seinen Sprecher ausrichten, er habe »erst durch die SPIEGEL-Anfrage erfahren, dass sich Herr Czaja und Herr Bremke kennen«. Bremke teilt mit, er habe »weder die Brückenköpfe noch Mario Czaja über Friedrich Merz kennengelernt«. Der Kontakt zur Agentur sei über seine Investments in die Gründerszene zustande gekommen.

Die Geschäfte der Brückenköpfe entwickelten sich erfreulich. Und Czaja ließ sich für seine Arbeit gut bezahlen. Für das Jahr 2020 gab er gegenüber dem Berliner Abgeordnetenhaus Einkünfte der Stufe drei an, was einem Betrag zwischen 75 001 und 150 000 Euro entspricht. Genauer müssen Berliner Abgeordnete ihre Nebenverdienste nicht offenlegen.

Dazu kamen seine Diäten, die damals im Zuge einer Parlamentsreform von knapp 4000 Euro auf 6250 Euro monatlich erhöht wurden. Seitdem ist das Abgeordnetenhaus kein Teilzeitparlament mehr, auch wenn es in Czajas Fall manchmal so aussah. Aus den eigenen Reihen wurde Kritik laut, dass er sich zu wenig in der CDU-Fraktion eingebracht habe.

Im November 2020 ließ Czaja sich von seinem Kreisverband zum Direktkandidaten für die Bundestagswahl aufstellen. Etwa zur gleichen Zeit legte er seinen Posten als Geschäftsführer bei den Brückenköpfen nieder und trat der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft bei, die den linken Parteiflügel der CDU vertritt. Aus dem Manager Czaja wurde quasi über Nacht der Arbeitnehmervertreter Czaja.

## Unternehmen Brückenköpfe



Benjamin Schmidt

Philippe Lahm,  
Gründer

Christoph Hardt / Future Image / IMAGO

Eckart von  
Hirschhausen,  
Gründer

Nils Starnick / Sport Bild

Dietmar Hopp,  
Investor

Hartmut Müller-Stauffenberg / Ulstein bild

Jürgen Graalmann,  
Gründer

**Für seine  
Lobbyarbeit  
wurde  
Mario Czaja  
fürstlich  
entlohnt.**

Da er von seiner Partei keinen aussichtsreichen Listenplatz bekam, konnte er nur über die Erststimme ins Parlament einziehen. Czaja musste vor allem um den Norden des Bezirks bangen, wo Plattenbauten das Stadtbild prägen. Im bürgerlichen Süden hingegen, wo Czaja selbst aufgewachsen ist, war ihm die Mehrheit der Stimmen fast sicher.

Czaja entwarf eine Kampagne unter dem Motto »Der Kiezmacher«. Mit Slogans wie »Mein Kiez. Dein Kiez. Jugendliebe lebt« warb er mit seiner Verwurzelung im Stadtteil. Czaja kann auf Menschen zugehen und hat ein Gespür für die Befindlichkeiten im Osten. Entgegen der Parteilinie betonte er sein unverkrampftes Verhältnis zur Linken und veröffentlichte ein Foto, auf dem er mit Gregor Gysi Skat spielt.

Mitentscheidend dürfte auch sein opulenter Wahlkampf gewesen sein. Der Kandidat hängte in seinem Wahlkreis auffällig viele Plakate auf. Er ließ Unterstützerbriefe verschicken und verteilte Flyer, auf denen prominente Ostdeutsche wie der Ex-Keyboarder der Kultband Puhdys für ihn warben. In der heißen Phase des Wahlkampfs schaltete Czaja mehrfach große Anzeigen auf der Titelseite der lokalen Wochenzeitung. Zudem veranstaltete er Bürgerfeste mit Rahmenprogramm und Hüpfburg.

Das alles muss viel gekostet haben. Woher kam das Geld?

Czaja sagt auf Anfrage, sein Wahlkampf sei »sowohl von Einzelpersonen als auch von etlichen kleinen und mittelständischen Unternehmen aus dem Bezirk und darüber hinaus unterstützt« worden. Auch er habe an seinen Kreisverband gespendet. Wie viel, sagt er nicht.

Es liegt nahe, dass Czaja zumindest einen Teil seiner Einkünfte von den Brückenköpfen einsetzte. Bis April 2021 arbeitete er weiter auf Honorarbasis für die Firma, für »einige wenige Projekte«, wie er beteuert. Er kassierte aber nicht nur seine üppigen Bezüge, sondern veräußerte vor der Wahl auch Firmenanteile. Fragwürdig erscheint insbesondere der Verkauf seiner Beteiligung an der Brückenköpfe Diamonds GmbH, die ebenfalls in Start-ups investiert.

Laut Handelsregister gehören diese Anteile seit Juli 2021 dem Modeunternehmer Christian Busch aus Düsseldorf. Er leitet die Firma Walbusch, die vielen Deutschen durch ihre Werbekampagne mit dem »Tatort«-Kommissar Klaus Behrendt bekannt sein dürfte. Ein solcher Verkauf drei Monate vor der Wahl würde die

Frage aufwerfen, ob es sich dabei um eine verdeckte Wahlkampfspende handeln könnte.

Czaja bezeichnet eine Verbindung zu seinem Wahlkampf als »völlig abwegig«. Er behauptet, die Anteile bereits im Oktober 2020 im Zuge seines Ausstiegs als Geschäftsführer an eine Brückenköpfe-Firma veräußert zu haben. Daraufhin habe Busch aber ein bestehendes Vorkaufsrecht gezogen. Das habe »zu einem späteren Vollzug geführt«, so Czaja. Wie viel Geld er auf diesem Wege einnahm, beantwortet er nicht.

Es ist nicht die einzige Ungereimtheit. Czaja sagt, er habe alle Beteiligungen an den Brückenköpfe-Unternehmen vor 15 Monaten veräußert. Doch als der SPIEGEL diese Woche anfragte, hielt er laut Handelsregister noch mittelbar Anteile am Investmentfonds. Wie kann das sein? Czajas Erklärung hierfür: Die Eintragung im Register obliege nicht ihm, sondern dem Käufer.

Am Ende triumphierte Czaja jedenfalls in Marzahn-Hellersdorf. Er gewann den Wahlkreis mit 29,4 Prozent der Erststimmen vor Petra Pau von den Linken und wurde stellvertretendes Mitglied im Gesundheitsausschuss des Bundestags. Wenig später schlug Friedrich Merz den Hoffnungsträger für den Posten des Generalsekretärs vor.

In den kommenden Monaten wird sich zeigen, ob Czaja dem Amt gewachsen ist. Bislang war er reiner Landespolitiker. In Berlin hat er sich zudem mit vielen Leuten in seiner Partei überworfen, vor allem im Westen. Zwar müssen auch seine Kritiker neidvoll anerkennen, was sich Czaja in Marzahn-Hellersdorf aufgebaut hat. Selbst in ehemaligen CDU-Hochburgen wie am Wannsee war das Wahlergebnis schlechter.

Doch bei vielen Berliner CDU-Leuten wird Czaja als jemand gesehen, dem es im Zweifel nur um sich selbst geht – und weniger um die Partei. Sie haben genau registriert, dass auf einigen Flyern im Wahlkampf nicht einmal das CDU-Logo zu finden war. Und so einer soll als neuer Generalsekretär die Bundespartei aufrichten?

Merz hat eine riskante Wahl getroffen. Aber immerhin scheint Czaja auch so einiges von Geld zu verstehen.

Sven Becker, Rafael Buschmann, Florian Gathmann, Theresa Locker, Nicola Naber, Christoph Winterbach ■

**Lesen Sie auch ▶** Hat sich Jens Spahn verzockt? | 54

# Aufstand aus Ruinen

**LINKE** Ältere Mitglieder werfen der Parteiführung vor, nicht radikal genug zu sein. Ist der Kampf gegen das System vorbei?

**E**isig kalt ist es, als sich die Linken an einem Sonntagmorgen in Berlin-Friedrichsfelde an der Gedenkstätte der Sozialisten treffen. Parteigründen wie die Vorsitzende Janine Wissler oder der Fraktionschef im Bundestag, Dietmar Bartsch, laufen im Wintermantel eingepackt und mit gesenktem Blick über das Kopfsteinpflaster zu den Grabplatten von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Der Himmel ist grau. Aus großen Lautsprechern tönen Chöre: »Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin. Wir stehen und weinen, voll Schmerz, Herz und Sinn.«

Wie jedes Jahr gedenkt die Linkenparteispitze der in der Weimarer Republik ermordeten Sozialisten Luxemburg und Liebknecht. Und wie jedes Jahr umweht den Trauermarsch eine religiöse Anmutung. Vor den mit roten Nelken bedeckten Steinen legen die Politikerinnen und Politiker ihre Kränze nieder, auf einem steht: »Euer Kampf geht weiter.«

Aber offenbar stimmt das nicht mehr. Im Vorfeld des 103. Jahrestages der Ermordung von Luxemburg und Liebknecht erschütterte ein Aufstand der Alten die Partei. Langjährige Genossinnen und Genossen äußerten Zweifel daran, dass die jüngere Generation die linke Geschichte angemessen fortführt.

Das »ehrende Gedenken hat eine lange Tradition in der Arbeiterbewegung«, hieß es in einer Erklärung des Ältestenrats, einem beratenden Parteigremium älterer Genossinnen und Genossen. Aber im Selbstverständnis der Parteiführung seien »Haltung und Erkenntnisse der vorangegangenen Generationen von Sozialisten und Kommunisten keine Richtschnur des Handelns«. Die Gedenkveranstaltung werde von »der politischen Führung instrumentalisiert, also missbraucht«. Kern der Kritik der Alten: Die Linke sei nicht mehr radikal genug.

Der letzte SED-Regierungschef und heutige Ältestenratsvorsitzende Hans Modrow, 93, beschwerte sich lautstark über seine Partei. Die einstige DDR-Wirtschaftsministerin und spätere Bundestagsabgeordnete Christa Luft, 83, hatte zuletzt in einem Brandbrief ihren Austritt erklärt.

Sie störe sich an der »ewigen Anbiederei bei SPD und Grünen und »das geradezu fieberhafte Streben, unbedingt auf Bundesebene mitmachen zu wollen«, schrieb Luft. Die Funktionäre der Linken hätten das »Ost-Thema« schleifen lassen und sich zum »devoten

Mitmachen« angedient. Es sei »höchste Zeit« zu betonen, »dass der Osten Deutschlands am Aufbau einer nicht kapitalistischen Gesellschaft« beteiligt war. Dessen Untergang habe nicht nur »systemeigene Ursachen« gehabt, sondern hätte auch an »Knüppelwürfen des Westens« gelegen.

Luft ärgert sich besonders darüber, wie die Jüngeren mit ihnen, den Älteren, umgehen. Die Alten »haben was zu sagen, wenn auch mitunter nicht in der Gendersprache«. Ihr



Paul Lovis Wagner



Ex-Ministerin Luft, Parteivorsitzende Hennig-Wellswow, Wissler

habe eine Genossin aus Berlin, die seit mehr als 70 Jahren dabei sei, »unter Tränen« erzählt, dass sie seit Langem »keinen Glückwunsch zu einem Jubiläum« bekommen habe.

Auch auf dem Platz vor der Gedenkstätte der Sozialisten sind die rebellischen Linkenrentner anzutreffen. Darunter Hansjoachim Hahn, 87, der laut eigenem Bekunden seit gut 40 Jahren jedes Mal hierherkommt. Auch er hadert mit dem Weg seiner Partei. Man kümmere sich heute um zu viele »Spezialthemen«, findet er. »Sexismus, Dekolonialisierung, jedes Wort wird auf die Goldwaage gelegt«, beschwert er sich. Die Linke müsse endlich wieder die Systemfrage stellen.

Verabschiedet sich die Linke von ihrer kommunistischen Vergangenheit in der DDR? Johanna Scheringer-Wright war eines der letzten Mitglieder im Parteivorstand, die der vom Verfassungsschutz beobachteten Kommunistischen Plattform angehörten. In dem auf dem Parteitag 2021 neu gewählten Vorstand ist von den Kommunisten niemand mehr dabei.

Scheringer-Wright sieht das Problem in der Parteiführung. Erst Katja Kipping und Bernd Riexinger und nun Susanne Hennig-Wellswow als Vorsitzende würden die Alten absichtlich zurückdrängen. »Susanne ist unfähig, eine sozialistische Partei zu führen«, sagt das langjährige Parteimitglied. Scheringer-Wright hat ihr Austrittsschreiben bereits vorformuliert, aber noch nicht abgeschickt.

Auch Gregor Gysi, 73, sieht Defizite: »Meines Erachtens kümmert man sich in unserer Partei in den letzten Jahren viel zu wenig um die älteren Mitglieder. Das sah schon einmal anders aus.« Ähnlich sieht es der Präsident der Europäischen Linken, Heinz Bierbaum, 75: »Es muss einen besseren Dialog zwischen den Alten und den Jungen geben.«

Die Jüngeren dagegen sehen die Lage eher entspannt. »Manche Punkte in Christas Brief kann ich nachvollziehen. Natürlich brauchen wir auch den Rat der Älteren«, sagt Parteivorstandsmitglied Maximilian Becker, 31. »Bei mir im Bezirk in Leipzig-Mitte pflegen wir ein gutes Verhältnis zwischen Alt und Jung.« Auch Parteivorstandsmitglied Daphne Weber, 26, will mit den Parteisenioren ins Gespräch kommen. Lufts Brief sei ein »Weckruf, dass wir als Linken politisch wieder in die Offensive kommen, vor allem was die Eigentumsfrage angeht.«

Es ist halb zwölf vor der Gedenkstätte der Sozialisten. Die Linkenführung ist schon weg, die Lautsprecher spielen keine Chöre mehr. Plötzlich hallt ein lautes Trommeln über den Platz. Es nähert sich ein Demonstrationszug.

Hunderte Schüler und Studenten marschieren heran, darunter auch die Linksjugend. »Freiheit. Jugend. Sozialismus«, rufen manche. Rote Fahnen werden hochgehalten, zu sehen darauf die Konterfeis von Luxemburg und Liebknecht. Die ganz Jungen scheinen wieder bei den Alten zu sein. Aber die Macht haben die Generationen dazwischen. Timo Lehmann ■



# 300 Euro für jeden?

**KOALITION** Im Kampf gegen die Erderwärmung hat Wirtschaftsminister Robert Habeck ehrgeizige Pläne. Nur werden sich viele die steigenden Energiepreise kaum leisten können.

In die Schuldnerberatung von Lisa Schreiter kommen gewöhnlich Arbeitslose und Sozialhilfeempfängerinnen. Sie haben sich finanziell übernommen, haben teure Kredite für einen Fernseher oder eine Waschmaschine laufen und können die Zinsen und Raten nicht mehr bezahlen.

Seit dem Herbst ist das anders. »Aktuell habe ich viele Ratsuchende, die außer den massiv gestiegenen Lebenshaltungskosten keine Verschuldungssituation aufweisen«, sagt die Frau vom Diakonischen Werk Berlin Stadtmitte. Wie die Mutter von zwei Kindern, eine Geringverdienerin. Die Frau fahrt jeden Tag mit dem Auto zur Arbeit, weil sie sonst die Kinder nicht rechtzeitig von der Schule abholen könne. »Sie muss sich jetzt entscheiden, ob sie das Auto an die Bank zurückgibt«, sagt Schreiter. »Sie kann es sich wegen der hohen Spritpreise einfach nicht mehr leisten.«

Bei anderen wiederum sind es die steigenden Strom- oder Gaspreise. »Die kriegen Kündigungen ins Haus und fallen in die meist sehr teure Grundversorgung. Ich fürchte, dass das dicke Ende erst noch kommt«, sagt Schreiter.

Nur ein paar Kilometer Luftlinie entfernt, im Regierungsviertel, scheinen diese Nöte weit weg. Das Kabinett plant den rasanten Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft. Bis zum Jahr 2045 soll die Republik klimaneutral sein. Dieses Ziel muss vor allem der neue Bun-

deswirtschafts- und Klimaminister Robert Habeck von den Grünen umsetzen. In dieser Woche hat er ein Sofortprogramm für den Klimaschutz vorgestellt. Herzstück ist der Ausbau von Wind- und Solarenergie. 80 Prozent des Stroms soll bis 2030 aus erneuerbaren Quellen stammen. »Wir müssen dreimal besser sein«, sagt Habeck.

Doch nur auf Anstrengung zu setzen wird nicht reichen. Die Bürgerinnen und Bürger müssen zu einem klimafreundlichen Verhalten gedrängt werden, unter anderem mit höheren Preisen auf Kraft- und Brennstoffe. Sie sollen ihre alten Autos mit Verbrennungsmotoren gegen Elektroautos, die Gas- und Ölöfen gegen Wärmepumpen tauschen. Das kostet Geld, das jene Menschen, die zu Lisa Schreiter kommen, meist nicht haben. Doch die soziale Frage beim Klimaschutz behandelt Habeck auf seiner über einstündigen Pressekonferenz eher am Rande. Er verspricht, die EEG-Umlage zum Anfang kommenden Jahres von der Stromrechnung zu streichen, was für einen durchschnittlichen Haushalt 300 Euro im Jahr Ersparnis bringe.

Das wird nicht ausreichen. Das Statistische Bundesamt gab in dieser Woche bekannt, dass sich Heizöl im November binnen Jahresfrist um exakt 101,9 Prozent verteuert hat. Auch die Preise für Erdgas (plus 9,6 Prozent) und Strom (plus 3,1 Prozent) kennen derzeit nur

eine Richtung: nach oben. Die Teuerung trifft Geringverdiener noch härter, auch das haben die Statistiker in Wiesbaden ausgerechnet. Wer weniger als 1300 Euro verdient, zahlt heute 9,5 Prozent seines Nettoeinkommens für Energie. »Im letzten Herbst haben wir von den Energiepreisen des Grauens gesprochen«, sagt der Chef des Verbraucherzentrale-Bundesverbands, Klaus Müller: »Selten waren wir so unglücklich, recht gehabt zu haben.«

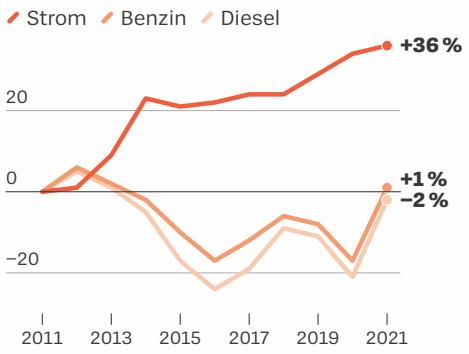
Der Verbraucherschützer hält das Tempo, mit dem die Bundesregierung soziale Linde rung verspricht, für viel zu niedrig. Er hält auch die Reihenfolge für falsch: »Die heftigen Energiepreisseigerungen sind schon da, da müssen die Entlastungen für Menschen mit schmalem Portemonnaie schneller kommen und höher ausfallen«, sagt Müller. So ist die einzige Hilfsmaßnahme des Bundes, die von der neuen Regierung faktisch auf den Weg gebracht worden ist, das sogenannte Heizkostengeld, ein einmaliger Zuschuss von mindestens 135 Euro für alle, die Wohngeld erhalten. Diese Zuwendung, von Bundesbauministerin Klara Geywitz (SPD) organisiert, kommt mehr als 700 000 Haushalten zugute.

Unmut regt sich auch in der Ampelkoalition. Sie richtet sich vor allem gegen Habeck und seinen Auftritt vom Dienstag. »Es ist richtig, dass der Minister auf 36 Seiten darlegt, wie er die Erneuerbaren ausbauen und Wasserstoff voranbringen will«, sagt der Fraktionsvize der SPD, Matthias Miersch. »Mir fehlt bislang aber noch ein vergleichbar ausführlicher Blick auf die sozialen Folgen.«

Dem SPD-Klimaexperten reicht nicht aus, dass Habeck die EEG-Umlage abschafft. Er erinnerte an den Koalitionsvertrag, in dem man festgehalten habe, dass die Ampel einen sozialen Ausgleich darüber hinaus entwickeln wolle. »Daran werden uns die Bürgerinnen und Bürger messen«, warnt Miersch. Er begrüßt die Pläne Habecks, sagt Miersch, und mache sich dennoch große Sorgen: »Die vor uns liegenden Aufgaben sind gigantisch, und sie werden tief in die gesellschaftliche Wirklichkeit eingreifen. Umso wichtiger ist es, die

## Unter Strom

Klimapreisindizes\*, Veränderung gegenüber 2011 in Prozent



\* durchschnittliche Verbraucherpreise für Haushalte

■ Quellen: Destatis, en2x, BDEW

soziale Komponente und den gesellschaftlichen Zusammenhalt im Blick zu behalten.«

Neben Habeck müssen vor allem zwei andere Minister den sozialen Ausgleich für die Energie- und Klimaschutzkosten organisieren: Bundesverkehrsminister Volker Wissing (FDP) und dessen Parteifreund, Bundesfinanzminister Christian Lindner. Miersch fürchtet offensichtlich, dass man bei den Liberalen die Absprachen aus den Koalitionsverhandlungen nicht so genau im Kopf hat.

Darin vereinbart wurde ein sogenanntes Klimageld. Die Grünen hatten dies in ihrem Wahlkampf immer wieder als Instrument geprägt, den unteren Einkommensklassen beim Klimaschutz zu helfen. Ein Pro-Kopf-Geld von anfangs 75 Euro sollte jeder Bundesbürger einmal im Jahr erhalten.

Den Sozialdemokraten schwert eine Unterstützung vor, die sich stärker nach dem Einkommen richtet und nicht pauschal festgesetzt wird. Die SPD-Unterhändler halten das für sozial wesentlich gerechter, eine entsprechende Formulierung haben sie mühsam in den Koalitionsvertrag hineinverhandelt. Daran scheint sich bei FDP und Grünen nun niemand mehr so recht zu erinnern. Der FDP-Finanzexperte Frank Schäffler sprach kürzlich von pauschal 300 Euro Klimageld. Und Habeck erwähnte das Koalitionsprojekt bei der Vorstellung seines Sofortprogramms erst gar nicht. In seinem Ministerium glaubt man, die Erstattung der EEG-Umlage würde zunächst einmal reichen. Sie soll bis Ostern kommen.

Die Zurückhaltung der beiden Koalitionspartner könnte auch daran liegen, dass es kompliziert werden dürfte, jedem Bürger eine bestimmte Summe pro Jahr zu erstatten. Geplant ist ein digitales Verfahren. Doch bis es zu einer Auszahlung kommt, müssen dafür erst noch die Finanzämter fit gemacht werden.

Auch fehlt es bislang im Bundeshaushalt an Geld. Geplant ist, die Wohltat aus dem CO<sub>2</sub>-Aufschlag zu finanzieren, der seit Anfang vergangenen Jahres auf Brenn- und Kraftstoffe gezahlt werden muss. Der wächst aber nicht schnell genug an, um die notwendigen Summen für das Klimageld zusammenzubekommen. Für den Sozialdemokraten Miersch ein Anlass, über weitere Instrumente nachzudenken, etwa gestaffelte Kaufprämien bei Elektroautos. Er hat dabei vor allem jene Wählerschichten im Blick, deren Monatsgehalt nur knapp für ein annehmbares Leben reicht. »Wir dürfen diese Menschen nicht so hoch belasten, dass sie Klimaschutz als Bedrohung empfinden«, sagt der Niedersachse.

Am Donnerstag im Parlament wünschte Miersch Klimaminister Habeck viel Erfolg. »Man muss begeistert sein, um große Taten zu vollbringen«, zitierte er die Worte des Sozialdemokraten Kurt Schumacher. Die soziale Frage ist für ihn entscheidend, ob die Begeisterung für das Regierungsbündnis anhält.

Katharina Horban, Serafin Reiber,  
Gerald Traufetter ■

**Lesen Sie auch ▶** Wer hinter den massenhaften Kündigungen bei Gas- und Stromkunden steckt | 72

## SPIEGEL TV Programm



Schauspieler Franz Hartwig als Ermittler Freud

NDR / SPIEGEL TV

### ARD

SONNTAG, 16.1., 21.45 – 23.15 Uhr, ARD

#### Nazijäger – Reise in die Finsternis

September 1945. Deutsche Kriegsverbrecher im Visier britischer Soldaten: Die Offiziere, meist Juden, die vor den Nazis geflohen sind, fahnden nach SS-Leuten, KZ-Schergen und Tätern in Nadelstreifen. Bei ihren Recherchen stoßen sie auch auf den Mord an 20 Kindern in den letzten Kriegstagen. Das ergreifende Dokudrama zeigt, wie die zutiefst belastende Aufgabe die Ermittler an den Rand ihrer psychischen Kräfte bringt. Einer von ihnen ist Captain Anton Walter Freud, Enkel des weltberühmten Psychoanalytikers Sigmund Freud.

der, denn schon seit 2018 ist es in Deutschland erlaubt, sich neben männlich oder weiblich als dritte Geschlechteroption »divers« in das Personenstandsregister und somit in amtliche Papiere eintragen zu lassen. Viele der 160 000 Menschen, die mit nicht eindeutigen Geschlechtsmerkmalen zur Welt kamen, fühlen sich als Mann oder Frau. Andere lehnen solch eine Zuordnung bewusst ab. Der Film zeigt intergeschlechtliche und Transmänner in ihrem Alltag und versucht zu ergründen, wie dies ihre Identität beeinflusst.

### SPIEGEL TV

MONTAG, 17.1., 23.35 – 0.10 Uhr, RTL

#### Leerstand trotz Wohnungsnot

Wie Spekulanten mit unvermieteten Immobilien Geld verdienen

#### »Die erzählen viel, wenn der Tag lang ist«

Warum die desolate Wohnsituation im Göttinger Hagenweg nicht besser wird

### VOX

SAMSTAG, 15.1., 20.15 – 00.25 Uhr, VOX

#### Männlich, weiblich, divers – Was ist das dritte Geschlecht?

Die Abkürzung »m/w/d« findet sich heute in jeder Stellenanzeige. Kein Wun-



Transmann Andy, Freundin Flavia



Leer stehendes Haus in Berlin

SPIEGEL TV

# »Da wurde alles gestohlen«

**ZEITGESCHICHTE** Es geht um Hunderte Milliarden Euro:

Polen will von Deutschland Entschädigung für Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg. Die Historikerin Ramona Bräu über das Land, das die Nazis geplündert haben wie kaum ein anderes.

Eine Historikerkommission erforscht im Auftrag des Bundesfinanzministeriums die Finanzpolitik des »Dritten Reichs« und veröffentlicht nun eine Studie über die Plünderung Polens\*. Autorin ist die Arisierungsexpertin Ramona Bräu, 40, von den Arolsen Archives, einem Dokumentationszentrum in Nordhessen mit der weltweit größten Sammlung an Quellen zu den Opfern des Nationalsozialismus. Verschiedene polnische Regierungen haben in den vergangenen Jahrzehnten von der Bundesrepublik Reparationen verlangt. Die jetzige rechtsnationale PiS-Regierung hat kürzlich ein Forschungsinstitut für Kriegsschäden gegründet, um entsprechende Forderungen zu begründen. Für Februar ist zudem der Bericht einer Parlamentskommission angekündigt. Beim Antrittsbesuch von Außenministerin Annalena Baerbock in Warschau im Dezember erklärte Polens Chefdiplomat Zbigniew Rau, man erwarte von der neuen Bundesregierung Gespräche »über Rekompensationen und Wiedergutmachung«. Es geht womöglich um Hunderte Milliarden Euro. Bislang haben alle Bundesregierungen Reparationsforderungen zurückgewiesen. Sie verweisen etwa auf den 1953 ausgesprochenen Verzicht Polens auf Reparationen oder auf den Zwei-plus-Vier-Vertrag über die deutsche Einheit von 1990, der als Ersatz für einen Friedensvertrag gilt und keine Reparationen vorsieht.

**SPIEGEL:** Frau Bräu, eine polnische Parlamentskommission arbeitet an einem Bericht über die Schäden Polens im Zweiten Weltkrieg. Der Bericht soll Reparationsforderungen an die Bundesrepublik begründen. Arkadiusz Mularczyk, Vorsitzender der Kommission, spricht bereits von 850 Milliarden Dollar. Wie kommt eine solche Zahl zustande?

\* Ramona Bräu: »Die Plünderung Polens«, De Gruyter Oldenbourg; 486 Seiten; 69,95 Euro.



Autorin Bräu

**Bräu:** Reparationsforderungen begleiteten die deutsch-polnischen Beziehungen seit Jahrzehnten. Eine erste Kommission ermittelte bereits 1944 in befreiten Gebieten Kriegsschäden, weil die Polen davon ausgingen, dass die Deutschen einmal Reparationen zahlen würden. 1947 errechnete man dann eine Gesamtsumme, die die Basis für den heute diskutierten Betrag darstellt. Dahinter verbirgt sich natürlich unfassbares Leid. Wenn wir hier so kühl über Zahlen und Abläufe sprechen, muss man das immer mitdenken.

**SPIEGEL:** Polen wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört wie kaum ein anderes Land. Wie ist die Kommission damals damit umgegangen?

**Bräu:** Eine Erfassung von Kriegsschäden ist nie vollständig, aber im Vergleich zu anderen Kriegen ist die Datenlage ungewöhnlich gut. Die Kommission hat zerstörte Häuser, Brücken, Straßen registriert, auch Ernteausfälle oder den Abtransport von Vieh. Und dann hat man Fragebögen an die Bevölkerung ausgesandt.

**SPIEGEL:** Jeder sollte seine Verluste melden?

**Bräu:** Fast jede polnische Familie war betroffen. Das wird in Deutschland oft übersehen: Die größten menschlichen und finanziellen Verluste erlitt Polen nicht in den Kriegshandlungen, etwa beim Vormarsch der Wehrmacht 1939 und dann dem Rückzug 1944/45, sondern durch die unglaublich brutale Besatzungspolitik und den Holocaust. Da wurden knapp fünf Millionen Menschen umgebracht, davon deutlich mehr als die Hälfte Juden. Viele Polen haben eine andere Erfahrung gemacht als jene Deutschen, die den Krieg insbesondere mit Kampfhandlungen in Verbindung bringen.

**SPIEGEL:** Hat die Fragebogenaktion bei der Ermittlung der Schäden geholfen?

**Bräu:** Nicht alle Fragebögen kamen an. Die Verwaltung hatte nur Adressenlisten aus der Vorkriegszeit, die nicht mehr stimmten. Polen wurde ja nach Kriegsende verschoben: Das Land bekam ehemals deutsches Territorium im Westen dazu und musste Gebiete im Osten an die Sowjetunion abtreten. Zudem waren viele Städte zerstört, die Menschen durch Krieg und Zwangsarbeit oder KZ-Haft verstreut. Dennoch halte ich die Ergebnisse für belastbar.

**SPIEGEL:** Wie behandelte Warschau die Zerstörungen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die nach 1945 an Polen fielen?

**Bräu:** Sie wurden nicht berücksichtigt. **SPIEGEL:** Wenn die Datenbasis solide ist, lassen sich die Kriegsschäden dann verlässlich ermitteln?

**Bräu:** Das große Problem ist die Bewertung. Nimmt man bei Schäden der Infrastruktur oder bei Unternehmen den Vorkriegswert oder was es kostete, nach Kriegsende das Zerstörte neu zu errichten? Und welche Preise setzt man an? Schließlich haben die polnischen Kommunisten nach 1945 die Planwirtschaft eingeführt, in der es keinen Marktpreis gab. Besonders schwierig wird es, wenn es um menschliches Leid geht.

**SPIEGEL:** Was meinen Sie konkret?

**Bräu:** Wie wollen Sie drei Jahre Zwangsarbeit bewerten? Oder den wirtschaftlichen Verlust, den der Tod eines 25-Jährigen bedeutet? Polen hat etwa 15 Prozent der Vorkriegsbevölkerung verloren. Die Höhe von Reparationsforderungen hängt auch wesentlich davon ab, welche Pauschalbeträge da verwendet werden.

**SPIEGEL:** Hilft der Vergleich mit anderen Ländern?

**Bräu:** Es lässt sich mit Sicherheit sagen, dass Polen nach der Sowjetunion die

## Geschundenes Land



© Grafik: Grenzen von 1937; \* ab Aug. 1941 zum Generalgouvernement



larczyk behauptet, Deutschland insgesamt, Staat und Wirtschaft, hätten »aus dem Überfall auf Polen großen Nutzen gezogen«.

**Bräu:** Das stimmt nur teilweise. Die Deutschen waren erfolgreich darin, Beute zu machen, aber oft gelang es ihnen nicht, daraus einen finanziellen Vorteil zu ziehen.

**SPIEGEL:** Das müssen Sie erklären.

**Bräu:** Es ist viel geraubt worden, ohne dass es verwertet wurde. Das begann schon mit dem deutschen Angriff im September 1939. Angehörige von Wehrmacht, SS und Zoll gingen von Haus zu Haus und zwangen die Menschen, ihre Habe herauszugeben. Oder sie brachen die örtlichen Banken auf. Da wurde alles Mögliche gestohlen: Modeschmuck, Füller, Sparkassenbücher, Unmengen an Taschenuhren, Nagelsets.

**SPIEGEL:** Woher wissen Sie das?

**Bräu:** Vieles verschwand in privaten Taschen, aber vieles wurde auch bestimmungsgemäß bei der jeweiligen Feldkasse abgegeben, in der Reichshauptkasse in Berlin gelagert und in sogenannten Beutebüchern registriert. Die Finanzbeamten wussten, dass die Dinge für das Nazireich bedeutungslos waren, etwa Wertpapiere des polnischen Staates, den es nicht mehr gab. Das war nur noch bedrucktes Papier. Dennoch wurde es bis Kriegsende aufbewahrt.

**SPIEGEL:** Was ist mit dem Verkauf des enteigneten Eigentums durch die deutschen Treuhänder?

**Bräu:** Das brachte nur einen Bruchteil der erwarteten Summe ein.

**SPIEGEL:** Der Schaden der polnischen Opfer war größer als der Nutzen der deutschen Täter?

**Bräu:** Ja. Nehmen Sie die Wohnungen und Häuser der ermordeten Juden. In besonders schönen Wohnungen sind deutsche Besatzer eingezogen. Aber was weniger ansehnlich war, etwa in den kleinen Orten, blieb leer. Oder ein anderes Beispiel: Was nutzte den Deutschen der Zugriff auf eine Fabrik, die die Produktion einstellen musste, weil die Arbeiter ermordet oder deportiert waren?

**SPIEGEL:** Diese Beobachtung wird an polnischen Reparationsforderungen nichts ändern.

**Bräu:** Zu Recht. Bei allen Differenzierungen sollte man sich bewusst sein, dass in Polen der unbedingte Zerstörungswille auf deutscher Seite unvergessen ist. Die Deutschen wollten das Land nicht nur ausrauben, sondern seine Bewohner versklaven, umbringen und ihre Kultur zerstören.

Interview: Klaus Wiegrefe

höchsten zivilen Verluste erlitten hat. Doch grundsätzlich können Reparationsfragen nur politisch gelöst werden, nicht durch historische Forschung.

**SPIEGEL:** Hitlers Finanzminister Lutz Graf Schwerin von Krosigk behauptete nach 1945, die Besetzung Polens sei ein »schlechtes Geschäft« gewesen.

**Bräu:** Das widerspricht sich nicht. Polen war bei Kriegsbeginn 1939 ein industrielles Schwellenland. Das »Dritte Reich« annexierte den westlichen Teil mit knapp zehn Millionen Polen. Dort wollte Berlin die Wirtschaft fördern. Es gab Steuererleichterungen für Unternehmen, und man versuchte, Leute mit Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen etwa aus Hamburg oder München ins damalige Posen, heute Poznań, zu locken. Das kostete Finanzminister Schwerin von Krosigk Geld. Von den Fördermaßnahmen hatten allerdings die Polen nichts. Sie wurden 1940 mit der sogenannten Polenvermögensverordnung enteignet.

**SPIEGEL:** Was wurde aus ihrem Eigen-

tum?

**Bräu:** Eine neue Behörde, die sogenannte Haupttreuhandstelle Ost (HTO), übernahm es und sollte es verkaufen. Die HTO-Leitung schätzte den Wert auf bis zu 30 Milliarden Reichsmark.

**SPIEGEL:** Wie ging es in jenen Teilen Polens weiter, die nicht von Hitler annexiert wurden?

**Rekonstruktion der Stadt Warschau 1944\***

**SPIEGEL:** SS-Gruppenführer Odilo Globocnik hat 1944 einen Abschlussbericht vorgelegt, in dem er auflistete, dass die sogenannte Aktion Reinhardt – die Ermordung von etwa 1,8 Millionen Juden im Generalgouvernement – rund 180 Millionen Reichsmark eingebracht habe.

**Bräu:** Die Opfer trugen oft bei sich, was sie noch an wertvollen Dingen besaßen. Dennoch sollte man diese Zahl nicht unbesehen übernehmen. Globocnik wollte gegenüber SS-Chef Heinrich Himmler gut dastehen und setzte etwa für geraubte Devisen abwegige Umtauschkurse an. Sein Bericht belegt vor allem den absoluten Mordwillen der Täter.

**SPIEGEL:** Der Vorsitzende der polnischen Reparationskommission Mu-

\* Aus dem Film »Die Stadt der Ruinen« des Museums des Warschauer Aufstandes in Warschau.

# Zorn auf die Zornigen

**ZIVILGESELLSCHAFT** Extremisten und Wutbürger prägen die Kundgebungen zur Pandemiepolitik. Doch jetzt formieren sich auch die Vernünftigen – ausgerechnet dort, wo es besonders viele »Querdenker« gibt.

**D**er Himmel über Dresden wird dunkler, der Kerzenschein auf dem Neumarkt heller und Annalena Schmidt immer unruhiger. Sie habe doch bloß eine Kundgebung mit zehn Teilnehmerinnen und Teilnehmern angemeldet, sagt die Bildungsreferentin, und jetzt das: »Die Schlange geht durch die halbe Innenstadt, ich bin immens nervös.« Mit einer hektischen Handbewegung weist sie auf den Platz und die Frauenkirche, um die herum sich mehr als 100 Menschen reihen.

Es ist ihr eigener Erfolg, der Schmidt so beunruhigt. Und noch ahnt sie nicht, dass die Schlange in der Dresdner Altstadt im Laufe dieses Abends wesentlich länger werden wird. »Haltung zeigen«, so lautet der Name dieser Aktion. Schmidt und ihr Mitstreiter Lutz Hoffmann, ein Betriebswirt, wollen ein Zeichen für Solidarität und Demokratie in der Pandemie setzen, gegen rechte Hetze und Verschwörungsideologien. Sie wollen Kerzen auf dem Neumarkt abstellen. Es ist ein leiser Aufstand.

In der sächsischen Landeshauptstadt gelingt an diesem zweiten Samstag des Jahres Bemerkenswertes – etwas, das in diesem zweiten Pandemiewinter so eigentlich nicht vorgesehen ist: eine Art Großkundgebung mitten im Stadtzentrum, zu der Tausende Teilnehmerinnen und Teilnehmer herbeiströmen – und dabei die Auflagen peinlich genau einhalten. Mit FFP2-Masken und Abstand warten die Menschen bei frostigen Temperaturen darauf, auf einem umzäunten Rechteck Kerzen abzustellen und anschließend wieder zu gehen. Alles läuft dermaßen friedlich ab, dass kaum auffällt, wie wütend viele der Wartenden sind: auf »Querdenker«, Realitätsverweigerer, radikale Impfgegner.

Dieser Zorn auf die Zornigen wächst derzeit nicht nur in Dresden. Seit Kurzem entstehen in immer mehr Städten, gerade auch in Ostdeutschland, neue Ausdrucksformen des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Es ist eine Reaktion auf Hetze und Hass, auf all die angeblichen »Spaziergänge« und Fackelmärsche, die vor allem in Sachsen und Thüringen regelmäßig in massenhafte Regelverstöße oder gar in Gewalt münden – und die viel Aufmerksamkeit erhalten.

Die Gegner der radikalen Gegner der Coronapolitik wollen das ändern. In Leipzig initiierten frühere DDR-Bürgerrechtlerinnen neulich eine viel beachtete Erklärung (»Ihr seid nicht *das Volk!*«). In Erfurt empörte sich

die Seniorinnenbewegung »Omas gegen Rechts« in einem offenen Brief an Landesinnenminister Georg Maier (SPD) darüber, dass die Polizei einen regelwidrigen Aufzug angeführt statt aufgelöst habe. Und im Erzgebirgsstädtchen Freiberg, einem Zentrum der »Querdenken«-Bewegung, haben binnen drei Tagen etwa 3500 Menschen einen offenen Brief des Bündnisses »Freiberg für alle« unterschrieben. Solche Solidaritätsaufrufe gibt es inzwischen von Magdeburg bis Görlitz, von Zittau bis Plauen. Eine Petition aus dem ostsächsischen Bautzen, einer weiteren Hochburg von Wutbürgern und »Querdenkern«, haben inzwischen mehr als 45 000 Unterstützerinnen und Unterstützer unterzeichnet.

Vor allem in kleineren ostdeutschen Städten und Dörfern gehört Mut dazu, sich offen gegen die vielerorts von Rechtsextremistinnen und Rechtsextremisten vereinnahmte Wutbewegung zu stellen – obwohl es sich dabei um eine Minderheit handelt. »Jeden Tag lassen sich in Deutschland mehr Menschen erstimpfen, als jemals an einem Tag an Querdenker-«Spaziergängen» teilgenommen haben«, schrieb vor einigen Tagen der Bundesdatenschutzbeauftragte Ulrich Kelber auf Twitter: »Die Minderheit marschiert für sich, die Mehrheit als Gemeinschaft.«

Das Problem ist nur: Die Mehrheit marschiert eben nicht – weil das derzeit in Sachsen schwierig ist. Die Corona-Notfallverord-

nung untersagt grundsätzlich Demonstrationen, auch für ortsgebundene Kundgebungen ist die Teilnehmerzahl in der Regel auf zehn Menschen begrenzt. Die Gegner der Coronapolitik ignorieren solche Vorgaben Woche für Woche, oft ungestraft. Wie soll man gegen diesen fortwährenden Regelbruch protestieren, ohne selbst zum Regelbrecher zu werden und viele Menschen einem Infektionsrisiko auszusetzen?

Die von Annalena Schmidt und Lutz Hoffmann initiierte Aktion vor der Frauenkirche ist ein Versuch, dieses Dilemma aufzulösen. Sie ist aber auch eine Gratwanderung: Die beiden haben zwar zum strikten Abstand halten und Maskentragen aufgerufen, zudem sollen keine Gruppen entstehen. Aber sind die vielen Menschen, die zum Neumarkt strömen und dort über Stunden hinweg eine Hunderte Meter lange Warteschlange bilden, nicht auch Spaziergänger in politischer Mission? Diese Frage bekommen die Polizistinnen und Polizisten rund um die Frauenkirche mehrmals an diesem Abend gestellt – von Leuten, die augenscheinlich den »Querdenkern« nahestehen.

Die Einsatzkräfte sagen dann das, was auch Hoffmann und Schmidt sagen: Die Kundgebung sei ordnungsgemäß angemeldet worden, es gebe Ansprechpartner sowie Ordner, und auf der eingezäunten Abstellfläche für die Kerzen befänden sich nie mehr als zehn Menschen. Die Warteschlange ist demnach nicht Teil der Kundgebung. Hoffmann sagt: »Es ist ja auch nicht verboten, vorm Supermarkt in einer Schlange zu warten.«

Außerhalb Dresdens ist der Protest gegen radikale »Querdenker« bislang eine Nummer kleiner. Im unterfränkischen Ebern stellten Anwohnerinnen und Anwohner entlang einer Demo-Route braune Mülltonnen an die Straße, ein Zeichen gegen rechte Umtriebe in der Pandemie. In Leipzig blockierten fast 300 Demonstrierende jenen Platz, auf dem sich sonst die Gegner der Coronamaßnahmen treffen. Und in Halberstadt, im dünn besiedelten Westen Sachsen-Anhalts, organisierten einige Bürgerinnen und Bürger eine Art Spielplatzprotest: Wer wollte, konnte auf dem Domplatz Boule, Leitergolf oder Wikingerschach spielen. »Outdoorspielen gegen die Vereinnahmung der Pandemie von Rechtsextremen, Neonazis und Querdenkern« nannten die Organisatoren das. Die CDU-Ortsbürgermeisterin Waltraud Beck



Initiatoren Hoffmann, Schmidt

Oliver Killig / DER SPIEGEL



Oliver Kullig / DER SPIEGEL

aus Schlanstedt bei Halberstadt sagte: »Man kann den Platz doch nicht denen überlassen, die am lautesten schreien.«

In Dresden wird an diesem Abend nicht geschrien. Obwohl sich ein paar Impfgegner direkt neben dem Kerzenmeer versammeln. Dort steht schon am Nachmittag ein Mann in knallgelber Jacke und diskutiert mit Umstehenden. Er zähle sich zu den »Querdenkern«, sagt er auf Nachfrage, die Kerzenaktion halte er für Polemik und Verleumdung, dann beginnt er zu dozieren: »Ich bestreite, dass Corona so schlimm ist, dass man eine ganze Gesellschaft runterfahren muss.« Ein älterer Herr kommt nun dazu, mit rotem Kopf, er ruft: »Ich

#### Aktion vor Dresdner Frauenkirche

**»Man kann den Platz doch nicht denen überlassen, die am lautesten schreien.«**

Waltraud Beck, CDU-Ortsbürgermeisterin von Schlanstedt

hatte Corona, ich war auf der Intensivstation!« Der selbst ernannte »Querdenker« geht nicht darauf ein, stattdessen behauptet er, die Bilder von den Särgen mit Coronatoten aus Italien seien Fälschungen. Der Senior dreht sichtlich frustriert ab. »Ich kann das nicht mehr«, sagt er noch.

Die Szene lässt sich im Internet verfolgen: Neben dem »Querdenker« mit der gelben Jacke filmt eine Frau mit ihrem Handy alles mit. Das sei für ihren YouTube-Kanal, sagt sie. Ein paar Meter weiter steht Organisator Hoffmann, er kennt die Frau schon länger. Sie arbeite fürs »Schwurbel-TV«, so nennt er ihren Onlineauftritt, »wegen solcher Leute machen wir das hier heute«.

Dass die Wutbürger an diesem Abend trotz Liveübertragung vom Handy kaum Beachtung finden, liegt am großen Interesse an der eigentlichen Kundgebung, aber auch an der prominenten Unterstützung. Politikerinnen und Politiker fast aller großen Parteien hatten zum Mitmachen aufgerufen, ebenso wie zahlreiche Museen und Bibliotheken, die Semperoper, die Landesbühnen, die Universität. Viele reihen sich persönlich in die Warteschlange auf dem Neumarkt ein: Oberbürgermeister Dirk Hilbert von der FDP, die grüne Landesjustizministerin Katja Meier, der Dresdner SPD-Chef Albrecht Pallas, Kulturministerin Barbara Klepsch von der CDU.

Diese Allianz ist wohl nur möglich, weil die Initiatoren selbst aus sehr unterschiedlichen Lagern kommen: Schmidt engagiert sich seit Jahren gegen Rechtsextremismus und saß für die Grünen im Bautzener Stadtrat. Hoffmann ist CDU-Vertreter im Stadtbezirksbeirat Altstadt in Dresden. Er setze sich seit Jahren für Demokratie und Toleranz ein, erzählt er.

Die Zusammenarbeit der beiden löste in Dresden Irritationen aus – die CDU gilt hier als konservativ, die Grünen als dezidiert links und die Regierungszusammenarbeit der beiden Parteien im Landtag keineswegs als Liebesheirat. So erklärt sich vielleicht, warum das Duo einen so großen Teil der Dresdner Mehrheitsgesellschaft mobilisieren konnte, Antifa-Aktivisten ebenso wie neoliberale Unternehmerinnen und konservative Kulturmäzene.

In Dresden ist es schon lange dunkel, als die Schlange an der Frauenkirche langsam kürzer wird. Der »Querdenker« mit der gelben Jacke steht noch immer da und diskutiert mit Passanten, auch die YouTuberin dokumentiert das Geschehen nach wie vor mit ihrem Smartphone – und sagt plötzlich ein paar überraschende Sätze: Vor laufender Kamera berichtet sie von Selbstzweifeln, spricht angesichts der Kerzenaktion von einer »Glaubenskrise« und stellt für einen Moment ihre eigenen Überzeugungen infrage. »Ist das alles falsch jetzt«, sagt sie, »wenn man so eine Riesenzahl an Menschen sieht, die vollkommen anderer Meinung sind?«

Doch dann beklagt sie sich gleich wieder darüber, von vielen als »Gegner« wahrgenommen zu werden – nur weil sie in der Menschenmenge keine Maske trage.

Peter Maxwill



## Beheizbare Armlehnen

**MINISTERIEN** Die Ampelminister haben neue Eigenheiten und Sonderwünsche. Der Regierungsapparat muss sich umstellen.

**I**m Verteidigungsministerium wurden wichtige Fragen geklärt, noch ehe die neue Chefin vereidigt war. Das Büro der Noch-Justizministerin Christine Lambrecht rief an, um einige Bedürfnisse der künftigen Inhaberin der Befehls- und Kommandogewalt durchzugeben. Lambrecht habe einen empfindlichen Magen, bevorzuge daher »2 in 1 Instant-Sticks« von Jacobs Kaffee, und das zwischen zehn und elf Uhr. Sonst trinke sie Pfefferminztee, Cola zero, notfalls Cola light.

Ach ja, und noch etwas: Lambrecht sei allergisch gegen Paprika. Könne man dies im Regierungsflieger berücksichtigen? Kann man. Im Verteidigungsressort kennt man ganz andere Herausforderungen. Etwa den früheren Staatssekretär, der seinen Mageninhalt mitunter im trunkenen Zustand in die Dienstlimousine entleerte. Da lieber eine Allergie.

Mit Antritt der Ampelkoalition kamen nicht nur neue Projekte, Pläne und Budgets in die Ministerien. Die Beamtenstäbe lernen auch die Bedürfnisse ihrer neuen Vorgesetzten kennen. Und diese fanden in ihren Büros oft noch Altlasten ihrer Vorgänger.

Der wohl erste GroKo-Minister, der freiwillig und frühzeitig sein Büro räumte, dürfte der frühere Gesundheitsminister Jens Spahn gewesen sein. Im Ministerium an der Friedrichstraße wird gebaut, der Lärm nervt Spahn. Beim Umzug in sein Ausweichquartier, das Büro der Ex-Ministerin Ulla Schmidt, ließ er schon den Großteil seiner persönlichen Sachen in sein Abgeordnetenbüro bringen.

Entsprechend kahl sieht das Büro von Nachfolger Karl Lauterbach aus, der bald zu-

rück ins Haupthaus zieht. Der SPD-Mann behielt ein Erbe der Spahn-Ära: Pressesprecher Hanno Kautz. Der und Steve Alter, Sprecher von Ex-Innenminister Horst Seehofer, haben wohl als einzige Chefkommunikatoren von Unionsministern den Wechsel überlebt.

Wirtschaftsminister Robert Habeck stand Anfang Dezember erstmals in seinem kahlen Büro, auf dessen Fläche eine Kleinfamilie bequem leben könnte. Vorgänger Peter Altmaier hatte alle quietschbunten Bilder seines Lieblingsmalers Leon Löwentraut abtransportieren lassen. Was der CDU-Mann hinterließ, neben dem massiven Schreibtisch und der aus grüner Sicht arg maskulinen schwarzen Couchgarnitur, war die hochwertige Stereoanlage, ein Relikt aus Zeiten von Ex-Minister Werner Müller. »Die ist nicht streamingfähig«, spöttelte Habeck intern.

Anders als der Grüne brachte der neue Finanzminister Christian Lindner mehrere Gemälde aus seinem Bundestagsbüro mit, um seinen Bereich in dem Labyrinth der 6,8 Kilometer langen Flure im Finanzministerium heimeliger zu gestalten. Dazu zählt ein Bild des Malers Stephan Kaluza, das drei Badende in Grauschleieren zeigt.

Über Habecks Schreibtisch lief zum Jahreswechsel auch die letzte Dienstwagenbestellung der alten Führungsriege des Ministeriums. Das Gefährt war vorgesehen für den früheren Parlamentarischen Staatssekretär Thomas Bareiß, CDU-Mann und berüchtigt für seinen Hedonismus. Das Gefährt zeugt von spätromischem Geschmack: ein Mercedes-Benz Modell S350 mit Dieselmotor, Sit-

zen in hellem Beige, beheizbaren Armlehnen und Faxanschluss – eine bezeichnende Wahl für ein Ministerium, das die Zukunft der Telekommunikation verantwortete.

Wegen der Lieferengpässe im Chipmarkt ist das weit über 100 000 Euro teure Fahrzeug bis heute nicht in der Scharnhorststraße eingetroffen. Nun bemüht sich die Amtsleitung, den Kaufvertrag zu annullieren.

Habeck geht ohnehin lieber zu Fuß zu Auftritten im Regierungsviertel, so wie sein grüner Ministerkollege Cem Özdemir oft auf seinem privaten E-Bike anrollt. Auch Özdemir, neuer Agrarminister, stieß bei seinem ersten Besuch im Bonner Dienstsitz auf eine Altlast seiner CDU-Vorgängerin Julia Klöckner: einen Designweinschrank, der frei im Raum zu schweben schien. Darin fand Özdemir mehrere Piccoloflaschen Sekt.

Gegenüber von Habecks Haus, im Ministerium für Digitales und Verkehr, ist der FDP-Mann Volker Wissing eingezogen. Der Pfälzer fand ein Büro vor, das an Spielzimmer technikbegeisterter Kinder erinnerte: Eine Batterie von Plastikmodellen diverser Verkehrsmittel füllte die Regale. Dazu eine Badehose im Muster der Berliner U-Bahn-Sitzbezüge.

Der Liberale hat wenig gemein mit Amtsvorgänger Andreas Scheuer (CSU). Seinen neuen Politikstil drückte Wissing sogleich aus, indem er die größte interne Revolution der Ära Scheuer kassierte: das »Neugkeitenzimmer«. So hatte der CSU-Minister das schicke Großraumbüro nach dem Vorbild medialer Newsrooms getauft. Auf dem Türschild steht künftig wohl wieder »Pressestelle«.

Während in vielen Häusern mit dem Wechsel der Glamour reduziert wurde, rüstete der neue Justizminister Marco Buschmann auf: Der audiophile FDP-Mann stellte große Boxen in sein Büro, ein Synthesizer soll folgen. Auch passte seine Handbibliothek bei Weitem nicht auf die vier länglichen Glasplatten, die schon zu Zeiten der liberalen Vorgängerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger die Bürowände säumten. Um die juristische Fachliteratur, die Belletristik (Heinrich Mann: »Der Untertan«) und die politischen Schriften, von Joseph Ratzinger bis Wladimir Iljitsch Lenin, unterzubringen, ließ Buschmann ein Holzregal aufstellen, grau lackiert – »aus dem Bestand«, betont er. Dagegen leistete sich die neue Bauministerin Klara Geywitz wenigstens eine neue Kaffeemaschine.

Eine enorme Umwälzung steht im Kanzleramt an, was nicht am Tischkicker liegt, den Amtschef Wolfgang Schmidt mitbrachte. Vielmehr muss sich die Küche auf das wohl vegetarischste Kabinett aller Zeiten einstellen. In Angela Merkels Ära schwärmt manche (Seehofer) von den Königsberger Klopsen und klagten andere (Ex-DGB-Chef Michael Sommer) vom ewigen Kasseler auf dem Teller. Spätestens jetzt muss es für Ampeldinner stets fleischlose Optionen geben.

Melanie Amann, Sophie Garbe, Konstantin von Hammerstein, Jonas Schaible, Cornelia Schmergal, Gerald Traufetter, Severin Weiland ■

# Eine Zukunft



**Wir tun alles, um ihm auch den Geschmack  
für Werte weiterzugeben.**

Der Respekt vor Umwelt und Biodiversität, das Bee Pink® Bienenschutz-Programm, der Erhalt natürlicher Ressourcen, ein umweltschonendes Verpackungskonzept, Zero Waste... alle unsere Apfelsbauern verpflichten sich zu verantwortungsvoller Erzeugung. *Unsere Nachhaltigkeits-Charta findest Du auf [apfel-pinklady.com](http://apfel-pinklady.com)*

**Pink Lady® – Was kann dein Lieblingsapfel  
heute für dich sein?**

VIEL MEHR ALS EIN APFEL





Dmitrij Letschuk / DER SPIEGEL

**VERBRECHEN** Vor 23 Jahren verschwand die zehnjährige Hilal Ercan. Seitdem sucht die Hamburger Polizei das Mädchen – vergebens. Kein Täter, keine Leiche, nur ein ehemals Verdächtiger, der die Fahnder an der Nase herumführt. Die Beamten trieben gigantischen Aufwand – und verrannten sich.

**E**s gibt nur diesen einen kleinen Koffer mit dem, was der Familie von ihrer Tochter geblieben ist: ein paar Sweatshirts, Sommerkleider, ihre Hausschuhe, eine lila Meerjungfrau, ein Fotoalbum mit dicken roten Herzen drauf, ihr roter Schulrucksack. Sie sei gut in der Schule gewesen, sagt ihr Bruder Abbas, gut und fleißig. Sie mochte die Spice Girls und Kaugummi mit Colgeschmack. Hilal Ercan war zehn Jahre alt, als sie verschwand.

Der Koffer stehe im Keller, erzählt der Bruder, seine Eltern hätten es nicht mehr ausgehalten, ihn ständig vor Augen zu haben. Zweimal im Jahr holen sie Hilals Sachen wieder nach oben, zum Jahrestag ihres Verschwindens und im September, wenn ihr Geburtstag ist. Dann ziehen sie vorsichtig den Reißverschluss auf, streicheln über die Kleider, blättern durch die Fotos und halten die kleine Meerjungfrau in der Hand.

Wie lange kann man um ein verschwundenes Kind bangen, hoffen, trauern und verzweifeln, sich quälen? Wann kommt der Punkt, an dem der brennende Schreckschmerz sich verwandelt in eine chronische Wundstelle? Für Eltern ist es die größte ansteigende Katastrophe, wenn ihr Kind nicht mehr zurückkommt, wenn es mit jedem Tag wahrscheinlicher wird, dass es Opfer eines Verbrechens wurde.

Jedes Jahr am 27. Januar, dem Tag des Verschwindens, geht ihr Bruder Abbas, 35, zu der Stelle, wo sie 1999 zuletzt gesehen wurde, im Durchgang zu einer Einkaufspassage. Seine Eltern haben keine Kraft mehr dazu. 23 Jahre ist es jetzt her. Er stellt Kerzen auf, wartet, bis niemand mehr da ist, dann betet er.

Jedes Jahr erklären Polizei und Staatsanwaltschaft: Die Akte wird nicht geschlossen. Erst im vorigen Sommer erhöhte die Ermittlungsbehörde die Belohnung für Hinweise zur

Ergreifung des Täters auf 20 000 Euro, wohl auch um zu demonstrieren: Wir bleiben dran. Doch warum konnte sie Hilals Schicksal bis heute nicht aufklären?

Man habe alles getan, was getan werden konnte, sagt die Hamburger Polizei. Aber stimmt das? Zeitweise waren mehr als 140 Beamte im Einsatz, mangelndes Engagement kann man ihnen nicht vorwerfen. Aber wie gut haben sie gearbeitet? Führten Ermittlungsfehler dazu, dass der Fall bisher nicht gelöst werden konnte?

Der SPIEGEL hat die Spur der Ermittler bis 1999 zurückverfolgt und ist dabei auf etliche Pannen, Versäumnisse und Fehleinschätzungen gestoßen. Dokumente zeigen, dass wichtige Schritte unterlassen wurden oder zu spät kamen. So spät, dass Spuren zum Täter verwischt waren. Die Recherche offenbart ratlose Ermittler, kriminalistische Schwächen – und die fatalen Folgen einer falschen These.

Wenn ein Kind verschwindet, ist das auch für Polizistinnen und Polizisten eine Extrem-situation. Auf ihnen laste ein »enormer Druck«, sagt der Kriminalist Heiko Falter, der an der Polizeihochschule von Baden-Württemberg lehrt. »Nicht nur die Eltern wollen ihr Kind möglichst schnell lebend und unver-sieht wiederhaben, auch die Öffentlichkeit will schnell Ergebnisse sehen.«

125 Kinder, die seit mehr als 20 Jahren vermisst werden, sind beim Bundeskriminalamt (BKA) derzeit erfasst. In Hamburg ist Hilal das einzige Kind, nichts von ihr wurde je ge-funden außer einem roten Haarband, doch selbst ihre Mutter ist nicht sicher, ob es wirk-lich von ihr stammt. Dort, wo es lag, auf dem Parkplatz einer Einkaufspassage, soll der dunkelblaue BMW gestanden haben, in den der mutmaßliche Täter Hilal zerrte, so vermutet die Polizei nach Zeugenaussagen. Doch was genau ist damals passiert, nachdem das Mäd-chen im Hamburger Stadtteil Lurup gegen 13.25 Uhr zum letzten Mal gesehen wurde?

Es ist der 27. Januar 1999, ein Mittwoch, ein kalter Tag, etwas über drei Grad, nachts herrscht stellenweise leichter Bodenfrost.

Hilal hat ihren schwarz-grau gemusterten Anorak und Boots mit Plateausohlen ange-zogen, als sie von zu Hause zur Einkaufspas-sage gegenüber geht. Die Ercans wohnen im siebten Stock eines Hochhauses. Bis zur Pas-sage sind es gerade mal 50 Meter, Hilal muss nur über die Straße gehen. In der Schule gab es Halbjahreszeugnisse, sie hat gute Noten bekommen, nun darf sie sich zur Belohnung Kaugummi kaufen. Als sie nicht zurück-kommt, telefonieren ihre Eltern panisch ihre Freundinnen ab, klingeln bei Nachbarn, su-chen sie auf dem Spielplatz, fragen in den Läden im Einkaufszentrum. Gegen 17 Uhr informieren sie die Polizei.

**Die Beamten gehen zunächst** von einem Vermisstenfall aus – eines von Tausenden Kindern, die jedes Jahr in Deutschland ver-schwinden. Die allermeisten kommen un-versehrt zurück: Ausreißer, unbegleitete Flüchtlingskinder, Kinder, die ein Vater oder eine Mutter in einem Sorgerechtsstreit un-erlaubt mitgenommen hat, »Kindesentzie-hung« heißt das dann. 14 614 Kinder waren laut BKA 2020 verschwunden, 97,3 Prozent der Fälle wurden geklärt.

Hilal gehört zu den wenigen Prozent, für die es nicht gut ausgeht. Die Hälfte der Kin-der, die Opfer eines Verbrechens werden, stirbt innerhalb der ersten 48 Stunden, sagt der Fallanalytiker Andreas Müller, der für das Landeskriminalamt (LKA) Düsseldorf arbeitet. Er berät Ermittler in besonders schwieri-geen Fällen. Gebe es nach 72 Stunden keinen Durchbruch, so Müller, sinke die Chance rapide, das Kind lebend zu finden. Auch die Aufklärungsquote werde Woche um Woche schlechter.

Im Fall Hilal ist zunächst das örtliche Kom-missariat zuständig. Die Beamten verteilen Fahndungszettel, suchen Zeugen. Erst nach

## NUR WENIGE HUNDERT METER LIEGEN ZWISCHEN DEM SPIELPLATZ UND DEM ORT, WO ER GEMELDET IST.

zehn Tagen beruft das LKA Hamburg eine Sonderkommission ein. Kriminaldirektor Reinhard Chedor leitet sie, er gilt als »Aus-nahmeermittler« mit untrüglichen krimina-listischem Gespür. Der Kripo-Mann fing die Beiersdorf-Erpresser und den geflohenen Heidemörder Thomas Holst, der Frauen zer-stückelt hatte. Doch im Fall Hilal setzt er auf die falsche Spur.

Chedor startet eine der größten Fahndungs-aktionen der Hamburger Polizei. Seine Soko heißt nicht Hilal, sondern »Morgenland«. Und vor allem verfolgt die Soko eine türkische Spur: Sie verdächtigt Hilals Großmutter.

Fatma D. behauptete, sie sei am Tattag mit zwei Freundinnen zusammen gewesen. Das stimmt aber nicht, findet die Polizei heraus. Und schon steht ihre Theorie: Es müsse »davon ausgegangen werden«, so die Soko, dass Fatma D. ihre Enkelin »weggeschafft« habe, so steht es in Ermittlungsakten aus jener Zeit. Zeugen dafür gibt es nicht, nur Mutmaßungen, Gerüchte etwa über eine mögliche Trennung von Hilals Eltern, die bis heute ein Paar sind. Hilal sei nur im Pass des Vaters eingetragen, bei einer Scheidung könne die Mutter Hilal womöglich verlieren. Ein Anreiz, sie mithilfe von Fatma D. in die Türkei zu bringen?

Die Fahnder halten es für verdächtig, dass die Mutter Anfang Januar ein paar Tage



**VERMISST** Hilal Ercan verschwand vor einer Einkaufspassage in Hamburg-Lurup. Sie wollte kurz Kaugummi kaufen.

Urlaub nahm. Wenn Kinder verschwinden, liegt die Ursache häufig im nächsten Umfeld, deshalb muss die Polizei natürlich auch die Familie überprüfen. Doch Soko-Chef Chedor scheint sich in die Familienthese regelrecht hineinzusteigern. Es sei »einfach nicht nor-mal, dass wir in solchen Situationen von der Großmutter des vermissten Mädchens ständig und eindeutig angelogen werden«, schimpft er öffentlich. Monatelang ist Fatma D. die einzige Verdächtige.

**Am 7. Mai 1999** durchsuchen mehr als 100 Poli-zisten in der Türkei auf Bitten der deutschen Kollegen Wohnungen von Verwandten nach Hilal. Chedor fliegt persönlich nach Izmir. Doch die türkischen Ermittler finden nichts, keine Hilal und keine Beweise gegen die Großmutter. Im Juli wird das Verfahren gegen sie eingestellt. Auch Ermittlungen gegen eine Tante laufen ins Leere.

Die Familienthese ist in sich zusammen-gebrochen. Die Widersprüche werden nun mit der »türkischen Mentalität« erklärt. Die Oma habe einen Kontakt zu ihrem Ex-Mann vor ihrer Familie verschweigen wollen – und deshalb nicht die Wahrheit gesagt. Fehler bei diesen Ermittlungen sieht Chedor bis heute nicht. Es habe länger gedauert, bis »das Ver-trauen da war und wir die Wahrheit erfahren haben«. Neben der Familienspur seien par-allel andere Spuren abgearbeitet worden. Che-dor kümmert sich in den Jahren danach intensiv um die Familie.

Doch wer war dann der Täter? In ihren Berichten schreibt die Soko, sie verfolge meh-rere Thesen, auch die eines »Sexual-/Tötungs-delikts«. Eine Idee, wer das Verbrechen begangen haben könnte, hat sie allerdings nicht. Sie überprüft bekannte Sexualstraftäter, dann kommt ihr der Zufall zu Hilfe.

Am 7. Mai, am Tag der Razzien in der Tür-kei, findet ein Passant an einem Waldrand bei Hamburg ein hilfloses Mädchen. Es ist nicht Hilal. Diesmal wird der Täter schnell ermit-telt. Ein Zeuge hatte sich das Kennzeichen des Wagens notiert, in den ein Mann das Mäd-chen gedrängt hatte.

Fünf Tage später klingelt die Polizei bei Hans-Joachim Q., 31, er gibt alles zu: »Ja, ich war das.« Ein Computerspezialist, geschie-den, zwei Kinder. Er hatte die Schülerin auf dem Nachhauseweg erspäht, mit einem Schraubenzieher bedroht und gezwungen, in sein Auto einzusteigen. Nachdem er sie miss-braucht hatte, setzte er sie aus, fesselte sie und verband ihr die Augen.

Hat er auch Hilal entführt? Damit habe er nichts zu tun, beteuert Q. Doch es gibt auffällige Parallelen: die Tatzeit am Mittag, das Einkaufszentrum in der Nähe, der Opfer-typ. Und Q. hat kein Alibi für den Tag, als Hilal verschwand. Die Hamburger Polizei-psychologin Claudia Brockmann hält ihn als Täter für »möglich«, er leide an einer narzis-sistischen Persönlichkeitsstörung. Dennoch finden die Ermittler nichts. Niemand hat ihn mit Hilal gesehen, ein DNA-Abgleich

mit einer Blutspur in seinem Auto ist negativ.

Es ist schon November, von Hilal noch immer keine Spur. Wegen des Verbrechens an der Schülerin wird Hans-Joachim Q. zu sieben Jahren Haft verurteilt. Hilals Mutter Ayla sitzt beim Prozess im Gerichtssaal. Doch drei Monate später, im Februar 2000, wird das Hilal-Verfahren gegen Q. eingestellt. Da ist die Soko »Morgenland« bereits aufgelöst. Es seien, heißt es, »weitere Ermittlungsansätze nicht erkennbar«.

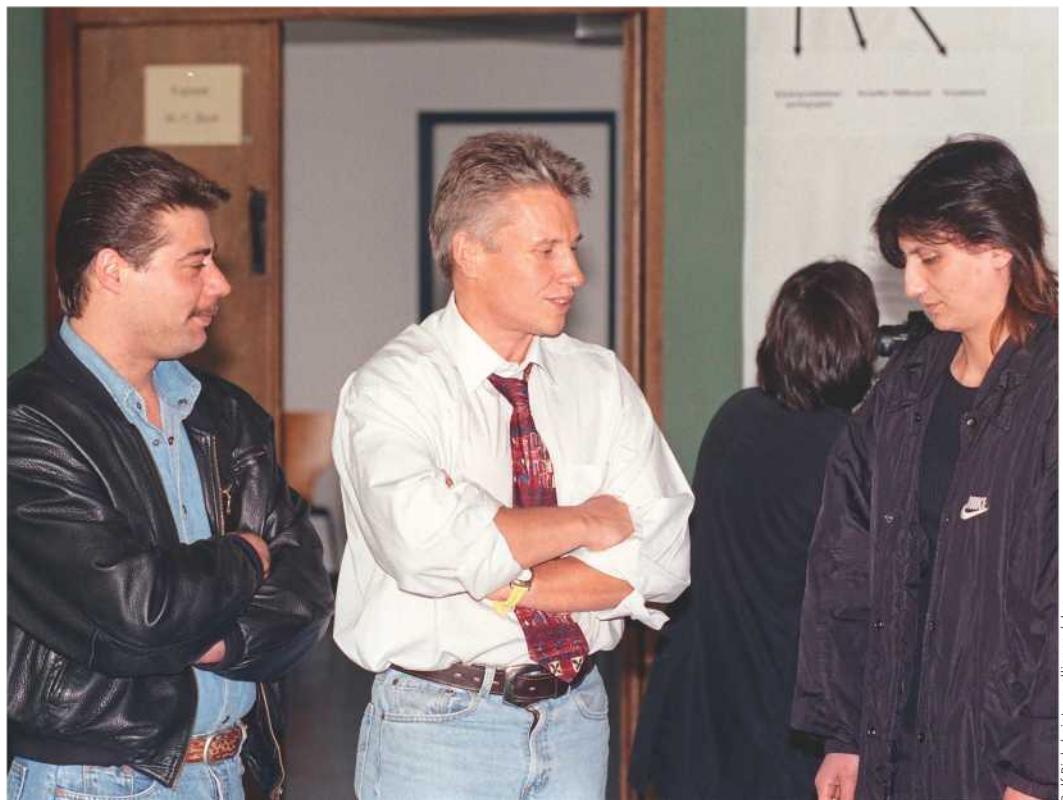
Um die Schlüssel zu einem solchen Rätsel zu finden, »muss ich als Polizist vor allem die richtigen Fragen stellen«, sagt der Profiler Müller: warum dieses Kind? Warum an diesem Ort und zu dieser Uhrzeit? Ist es ein zufälliges Opfer, oder hat der Täter das Kind womöglich gekannt? Und: »Ich darf nie nur auf ein Pferd setzen, ich muss immer eine Zweit- oder Dritt-hypothese vorbereitet und ausermittelt haben.« Hat die Hamburger Polizei diese Fragen gestellt? Es zeigt sich, dass sie wegen der falschen Familientheorie andere Spuren offenbar nicht intensiv genug verfolgt hat.

Es sind nur ein paar Sekunden, doch es könnten die entscheidenden gewesen sein. Ein Busfahrer der Pinneberger Verkehrsgesellschaft steuert am 27. Januar 1999 seinen Wagen durch Lurup, seine Strecke führt an den Elbgau Passagen vorbei, wo Hilal ihr Kaugummi holen wollte. Neben ihm sitzt ein Fahrschüler. Gegen halb zwei rollen sie auf eine rote Ampel zu.

Der Busfahrer blickt aus dem Fenster, er stößt seinen Beifahrer an. Auf dem Parkplatz am Einkaufszentrum, nur ein paar Meter entfernt, sehen sie einen Mann, der ein kleines Mädchen am Handgelenk zerrt. Offenbar widerwillig folgt das Mädchen. Dann wird es grün, der Busfahrer fährt weiter.

Die Polizei ruft er nicht an, das wird ihn noch lange quälen. Die Gegend sei ein sozialer Brennpunkt, da gehe es manchmal etwas ruppiger zu, erklärt er später, er habe nichts Schlimmes vermutet. Anfang März 1999 suchen die Fahnder bei den Verkehrsbetrieben Zeugen, sie zeigen ein Bild von Hilal. Der Busfahrer erkennt das schwarzhaarige Mädchen sofort. Und beschreibt der Polizei auch den Mann, den er bei ihr sah: rötlich blond, mehr als 100 Kilogramm schwer, Schwabbelbauch, rotes Gesicht, Schaukelgang. Ein »Wikinger-typ«. Der Fahrschüler gibt es ähnlich zu Protokoll.

Die Ermittler lassen die Spur versanden, sie suchen offenbar nicht ge-



Rolf Rick / picture-alliance / dpa

**ERMITTLER  
REINHARD  
CHEDOR (M.)  
MIT ELTERN  
ERCAN IM  
AUGUST 1999**

Die Polizei vermutet lange Zeit, dass die Familie Hilal in die Türkei entführt hat.

zielt nach dem beschriebenen rötlich blonden Mann. Weil er nicht zu ihrer These passt, die türkische Familie habe Hilal weggeschafft? Der Busfahrer hatte ihnen gesagt: Der Mann sehe einem Kollegen von ihm ähnlich, wenn man sich eine rote Perücke dazudenke. So gar ein Passfoto des Kollegen hatte der Busfahrer eingereicht. Die »Morgenland«-Ermittler legen es beiseite.

**Am 12. Mai 2000** ist Hilal seit fast 16 Monaten verschwunden. Da meldet sich ein Mann auf dem Polizeirevier in Hamburg-Osdorf, nicht weit von ihrem Zuhause in Lurup: Dirk A., 26, rötlich blondes Haar. Er bringt ein achtjähriges Mädchen mit Wunden im Gesicht, Würgemalen am Hals. Er habe das Mädchen hilflos aufgefunden, erzählt er, es sei verprügelt worden. Der Malerlehrling A. sei »total ruhig« gewesen, gibt ein Beamter später zu Protokoll, »nicht nervös«. Nach zwei Stunden kehrt er mit einer Anwältin zurück – und gesteht, dass er das Mädchen überredet habe, für 50 D-Mark in seinen Wagen zu steigen. Plötzlich habe er den Impuls gehabt, sie zu würgen – bis sie Blut spuckte. Da habe er von ihr abgelassen.

Rasch wird klar: Es ist nicht die einzige Tat von A. Über Jahre hat er Kinder missbraucht und geschlagen. Er hat sie in seine Wohnung gelockt, in sein Auto. Häufig hat er dabei gefilmt. Die Polizei findet mehr als 70 Videos mit Missbrauchsszenen.

Die Zeitungen nennen ihn den »Kinderfänger von Osdorf«. Dirk A. war im Januar 1999 bei seiner Schwester gemeldet, sie wohnte in derselben Straße wie Familie Ercan. Er fuhr einen dunkelblauen BMW, wie ihn Zeugen an den Elbgau Passagen genau zu der Zeit gesehen haben wollen, als Hilal verschwand. Vier Wochen nachdem das Mädchen verschwunden war, meldete A. sich um – den BMW hatte er schon nach zwei Wochen verkauft. Zufall?

Die Polizei überprüft ihn, doch ziemlich schnell kommt sie zu dem Schluss: Dirk A. könne es nicht gewesen sein. »Wasserdiichtetes Alibi«, notiert eine Beamtin. Das Alibi hatte er von seinem Arbeitgeber. Weder der Busfahrer noch sein Fahrschüler erkennen ihn auf Fotos wieder. Für die Polizei ist die Spur damit erledigt.

Wegen acht Missbrauchstaten wird Dirk A. im Oktober 2000 zu sieben Jahren Haft verurteilt. Das Landgericht weist ihn in die forensische Psychiatrie ein. Er sei krank, vermindert schuldfähig, Mediziner bescheinigen ihm eine Pädophilie mit starken sadistischen Anteilen. Dirk A. sagte im Prozess: »Ich habe Angst vor mir selbst.«

Zwei Teenager sagten aus, sie hätten bei ihm jeweils ein Video mit einem Mädchen gesehen. Eines habe auf einem Waldboden gelegen, wie tot, mit Striemen am Rücken. Das andere Mädchen sei im Auto von A. missbraucht worden. Es habe eine lila

Unterhose getragen. Keines der bekannten Opfer von A. trug eine lila Unterhose. Aber Hilal.

Die Videos werden nie gefunden.

Ayla Ercan, 55, sitzt mit ihrem Sohn Abbas im Reihenhaus einer guten Freundin. Sie sind weggezogen aus der Straße, wo ihre Tochter verschwand. Ayla Ercan hält den Kopf fast immer gesenkt, ihre Schultern hängen, Tränen rollen ihre Wangen hinab, sobald der Name ihrer Tochter fällt. »Bevor ich sterbe, möchte ich sie wenigstens begraben können.«

Die Trauer hat sie zermürbt. Sie sagt, sie leide vor allem darunter, dass sie nach 23 Jahren noch immer nicht weiß, was mit ihrer Tochter geschah.

Mit bitteren Worten berichtet sie von der Zeit nach Hilals Verschwinden. Mehrmals sei sie vernommen worden. »Die Polizisten bedrängten mich, ich solle endlich sagen, wo Hilal ist, ich wisse das doch«, sagt Ayla Ercan. »Ich war die Verdächtige.«

Dass sie gemeinsam mit der Oma Hilal verschleppt habe, das habe irgendwann sogar die Familie geglaubt. Als der Verdacht endlich vom Tisch war, sei es wohl zu spät gewesen. »Hätten sie gleich vernünftig gesucht, dann hätten sie Hilal längst.« Die Ercans hätten die Ermittlungen gegen sich als »traumatisch« empfunden, sagt Philipp Hammerich, der Anwalt der Familie.

**Als Hilal verschwand**, schrieben Journalisten von einem Clan um die Familie Ercan. Anwalt Hammerich sagt, es sei »völlig unverständlich«, dass man sich damals »so stark auf die Familie konzentriert hat«, andere Ermittlungsrichtungen seien »nicht entsprechend verfolgt« worden.

Inzwischen habe die Polizei aufgegeben, glaubt die Familie. »Die Polizei macht gar nichts mehr, sie will den Täter gar nicht finden«, sagt Abbas Ercan. Er war zwölf, als seine Schwester verschwand. Er sagt, er habe es zu seiner »Lebensaufgabe« gemacht, ihr Schicksal zu klären. Abbas Ercan ist Busfahrer, im Frühjahr überzeugte er die Verkehrsbetriebe Hamburg-Holstein davon, einen Bus mit einem großen Foto von Hilal zu bekleben und durch Lurup zu fahren: »Zeugen – bitte melden. Hilal, wir geben nie auf. Deine Familie.«

Vor wenigen Wochen hat die Familie mit Unterstützerinnen und Unterstützern einen Verein gegründet, um Geld zu sammeln für Recherchen. »Ich kann dem Staat nicht mehr vertrauen«, sagt Abbas Ercan. Inzwischen haben seine Mutter und er die Akten der Staatsanwaltschaft gelesen – und wollen den Fall jetzt selbst lösen. »Ich glaube, es war Dirk A.«, sagt Abbas. Über Facebook habe sich schon ein Hinweisgeber gemeldet, der Hilal womöglich am Tag ihres Verschwindens mit einem fremden Mann gesehen hat.

Ayla Ercan sagt, sie habe schon am ersten Tag gewusst, dass Hilal etwas Schlimmes passiert sei. »Sie war ein perfektes Mädchen«, sagt die Mutter. »Sie wäre nie freiwillig mit einem Fremden gegangen.«

## »DIE POLIZISTEN BEDRÄNGTEN MICH, ICH SOLLE ENDLICH SAGEN, WO HILAL IST, ICH WISSE DAS DOCH.«

Am 27. April 2005 gibt es eine Wende: Dirk A. beichtet dem Personal in der Psychiatrie, er habe Hilal entführt, getötet und versteckt. Die Polizei vernimmt ihn sofort. Er erzählt, wie er am 27. Januar 1999 Ausschau nach Kindern gehalten habe. In den Elbgau Passagen habe er Hilal angesprochen, ihr 50 D-Mark angeboten, wenn sie Zeitungen austrage. Das Mädchen sei schließlich in seinen BMW eingestiegen. Stundenlang will er mit ihr durch die Gegend gefahren sein. Irgendwann habe er gestoppt, um sie zu missbrauchen. Als sie sich weigerte, habe er sie erwürgt. Das habe ihn erregt. Die Leiche habe er im nahe gelegenen Volkspark vergraben.

Doch während die Polizei dort sucht, widerruft A. sein Geständnis. Die Polizei bricht die Suche ab. A. nennt noch weitere mögliche Ablageorte, bevor er seinem Anwalt erklärt, das Geständnis sei Quatsch, bloß »eine Art Rachefeldzug gegen die Polizei«, so notiert es ein Ermittler.

Knapp neun Monate später gesteht A. erneut. Diesmal behauptet er, Hilal in der ehemaligen Kiesgrube im Stadtteil Rissen vergraben zu haben. Immer wieder behauptet er auch, Hilals Leiche in Müllsäcken in einem Container entsorgt zu haben. Das Geständnis hält A. einige Monate aufrecht. Die Polizei



**UNTER VERDACHT** Dirk A. widerruft zwei Geständnisse. Die Staatsanwaltschaft stellt die Ermittlungen gegen ihn ein – aus Mangel an Beweisen.

sucht das Areal in Rissen mehrfach ab, wieder umsonst. Dirk A. bleibe trotzdem der Hauptverdächtige, sagt damals Polizeisprecher Ralf Martin Meyer, heute ist er der Polizeipräsident. Dann nimmt A. auch dieses Geständnis zurück. Die eigentliche Tötung des Kindes, hält die Polizei fest, habe er stets »im Wesentlichen gleich beschrieben.«

**Der Anwalt von A.** wollte Fragen des SPIEGEL nicht beantworten. Sein Mandant habe an einem Gespräch kein Interesse.

Zwei Schaukeln, eine Rutsche und einen Sandkasten, viel mehr gab es nicht, aber es war ihr Spielplatz, gleich um die Ecke. »Hilal und ich haben da oft gespielt, wir sind gerutscht oder saßen auf dem Dach der kleinen Hütte auf der Rutsche. Das fanden wir toll.« Sandra E., 34, erinnert sich anscheinend gut an ihre Zeit mit Hilal, »sie war meine allerbeste Freundin, wir waren jeden Tag zusammen.« Als sie von Hilals Mutter und dem großen Kummer spricht, steigen ihr Tränen in die Augen: »Ich war bei den Ercans doch wie zu Hause.«

Sandra E. hat jetzt selbst Kinder, die Jüngste ist drei und quengelt ein bisschen, sie will, dass ihre Mutter sich um sie kümmert. Sandra E. sitzt im Restaurant, das sie mit ihrem Mann betreibt, es hat noch nicht geöffnet. Sie hat das Handy vor sich auf dem Tisch liegen, ihre ältere Tochter ist unterwegs, »ich muss immer wissen, wo sie sind.« Sie sagt, die Angst von damals, als ihre beste Freundin verschwand, sei nie vergangen.

Auch kurz vor Hilals Verschwinden waren die beiden auf dem Spielplatz, so schildert es Sandra E., da kam der seltsame Mann: »Er hatte uns schon vorher ein paar Mal angesprochen, er hat uns Angst gemacht.« Stets habe er das Gleiche gefragt: »Hey, wie geht's, was spielt ihr?« Sandra E. wird ihn 2005 bei der Polizei identifizieren: Dirk A., der Mann in der forensischen Psychiatrie.

Im Jahr 2005 war Hilal schon sechs Jahre verschwunden. Sandra E. sagt, sie habe plötzlich Post bekommen von einem Kommissar, »ob ich noch mal zur Befragung kommen könne, er meinte, so erinnere ich mich, dass sie den Fall noch mal aufrollen, weil es Unstimmigkeiten gebe.« Im Polizeipräsidium habe sie geschildert, wie der Mann sie und Hilal auf dem Spielplatz angesprochen habe. Bei einer Gegenüberstellung werden ihr acht Männer präsentiert, darunter Dirk A.: »Ich habe ihn sofort erkannt«, sagt Sandra E. Dann hätten die Männer nacheinander durch den Türspalt die Sätze vom Spielplatz nachgesprochen: Hallo, wie geht es euch? Was spielt ihr denn da? »Als er gesprochen hat, habe ich sofort Tränen in den Augen bekommen und angefangen zu zittern«, erzählt Sandra E., »es ging wirklich so unter die Haut, als ich seine Stimme hörte. Das ist der Mörder meiner Freundin, dachte ich.«

Ihre Aussage liefert den Ermittlern einen wichtigen Hinweis: dass Dirk A. sein mögliches Opfer Hilal Ercan kannte. Als ihn die

Beamten 2005 damit konfrontieren, gibt er es sogar zu, ja, er habe Hilal und ihre Freundin auf dem Spielplatz angesprochen. Eine zu spät ermittelte Erkenntnis, wie etliche in diesem Verfahren. Dabei hat die Polizei Sandra E. schon im Februar 1999 befragt, und sie hatte auch von einem Mann auf dem Spielplatz erzählt. Doch offenbar ging die Polizei dem damals nicht richtig nach.

Hätte die Polizei schon 1999 Dirk A. auf die Spur kommen können? Laut Medienberichten gab es damals 23 Hinweise zu einem rothaarigen Mann, der am Tattag bei den Elbgau Passagen aufgefallen war. Ob es sich tatsächlich um Dirk A. handelte, hätte sich sehr wahrscheinlich recherchieren lassen, er war bekannt dort, wie spätere Ermittlungen ergaben. Auch eine Schulkameradin von Hilal erkannte ihn 2005 auf Fotos wieder, »zweifelsfrei«, notiert ein Ermittler. Das Mädchen hatte der Polizei bereits zwei Wochen nach Hilals Verschwinden berichtet, ein Mann in einem Malerauto habe sie angesprochen und nach dem Weg gefragt. Als sie ihm antwortete, habe sie gesehen, dass er einen Stadtplan auf dem Schoß hatte und darunter onanierte.

Doch damals, so notiert ein Ermittler 2005, sei man in der Vernehmung »nicht weiter darauf eingegangen«. Wieder ein Puzzlestück, das wohl in Vergessenheit geriet.

**Mühsam versuchen die Ermittler** nun nachzuholen, was versäumt wurde. Sie befragen Dutzende Zeugen, auch Freunde von A., die Jugendlichen, mit denen er sich umgibt, Arbeits- und Berufsschulkollegen. Seine Taten, für die er 2000 verurteilt wurde, habe er in unmittelbarer Nähe zu der Stelle verübt, an der Hilal zuletzt gesehen wurde, heißt es in einem Bericht.

## SIE BEANTRAGEN HILFE VON DEN VEREINTEN NATIONEN, DOCH DAS AUTO MIT MUTMASSLICH WICHTIGEN SPUREN IST WEG.

In mehr als 50 Prozent der Fälle sei ein Täter »nah verortet«, sagt der LKA-Profilier Müller. »Oft ist er weniger als einen Kilometer von dem Ort entfernt zu Hause, an dem er das Kind zum ersten Mal sieht.« Bei Dirk A. kann man diesen Radius mit dem Zirkel ziehen: Nur wenige Hundert Meter liegen zwischen dem Spielplatz, wo er Hilal und ihre Freundin Sandra angesprochen hatte, und der Wohnung seiner Schwester, in der er zur Tatzeit gemeldet war. Zum Parkplatz vor den Elbgau Passagen, dem mutmaßlichen Entführungsort, sind es ein paar Minuten. Zeugen berichten 2005, dass A. häufiger in den Elbgau Passagen gewesen sei. Der Vater einer Schulfreundin von Hilal, der dort einen Laden hat, kannte A. bereits seit rund 20 Jahren, erzählte er der Polizei. »Es war sein Kiez«, sagt Hilals Bruder Abbas.

Jetzt wird auch das Foto des Busfahrerkollegen in die Hand genommen. Eine gewisse »Ähnlichkeit« mit A. bestehe »im Ansatz«, notiert ein Beamter. Allerdings hat der Kollege kaum Haare. Die Ermittler erstellen eine Fotomontage mit vollem Haar. Dieses veränderte Bild ähnelt A. nun deutlich. Dass das Foto des Kollegen nicht früher verwendet wurde, erklärt ein Beamter mit dem »enormen Arbeitsanfall«. Die neue Fotomontage wird aber auch 2005 noch immer nicht veröffentlicht.

Etliche Spuren entgingen der Polizei womöglich, weil sie sich auf das angebliche Alibi von A. verließ. So wurden bei seiner Festnahme im Mai 2000 Kleidungsstücke, ein Schweißband, Sachen aus seinem Wagen sichergestellt, darunter ein Stadtplan. Doch das bekam er alles zurück, weil er als Verdächtiger ausschied, ohne dass die Asservate je untersucht worden waren.

**Anfang 2005 stellt die Polizei fest**, »dass dieses Alibi tatsächlich nicht vorhanden ist«. Der Arbeitgeber, der erklärt hatte, Dirk A. habe an jenem 27. Januar gearbeitet, war sein Schwager. Näher überprüft wurde das damals nicht. Jetzt fragt die Polizei intensiv nach, lässt sich Stundenzettel vorlegen. Und stellt am Ende fest, dass Dirk A. am Tattag allein auf einer Baustelle unweit der Elbgau Passagen gewesen sein könnte.

Wie kann es sein, dass die Polizei das angebliche Alibi eines Sexualstraftäters damals ungeprüft glaubt? Selbst Dirk A. gibt nun freimütig zu, kein Alibi zu haben. Eine Polizeisprecherin räumt schon 2005 öffentlich ein, »da haben sich die Ermittler offenbar vorschnell mit der Antwort zufriedengegeben«. Ein hochrangiger Polizist sagt, die Ermittlungen hätten aus »heutiger Sicht nicht die erforderliche Tiefe« gehabt.

Jetzt fahnden die Beamten nach dem verkauften BMW von A. im Kosovo, heuern Dolmetscher an, beantragen Amtshilfe der Vereinten Nationen, alles vergebens, das Auto mit mutmaßlich wichtigen Spuren ist weg. Der sehr frühe Hinweis eines weiteren Busfahrers wird nun überprüft. Er hatte zwei Tage nach Hilals Verschwinden frühmorgens einen Mann mit BMW in der Nähe des Einkaufszentrums beobachtet, wie er einen schweren Müllsack in einen Container hiev-

## Spurlos verschwunden

Was sich vor dem Verschwinden von Hilal Ercan am 27. Januar 1999 in Hamburg-Lurup mutmaßlich ereignete



te. Nun recherchiert ein Beamter bei der Stadtreinigung, was mit dem Müll aus diesen Containern passiere. Er werde sofort verbrannt, so die Auskunft.

Immer wieder erklären Zeugen, sie hätten doch 1999 schon dazu ausgesagt. Manche äußern sich verwundert, dass die Polizei erst nach sechs Jahren wieder bei ihnen anruft, wie die Mitarbeiterin eines Paketlieferdienstes. Sie hatte 1999 gemeldet, dass ihr ein blonder, schlanker Mann aufgefallen war, der zwei Mädchen angesprochen und eines am Arm festgehalten hatte. Andere monieren, sie seien noch nie befragt worden.

Doch die Ermittler können keinen Nachweis liefern, dass Dirk A. tatsächlich der gesuchte Täter ist. Am 6. Oktober 2006 stellt Staatsanwalt Christian Koudmani das Verfahren gegen Dirk A. ein. Es sei auch »nicht völlig unwahrscheinlich«, dass A. sich aufgrund seiner Erkrankung »in die Täterrolle hineingesteigert« habe – vielleicht auch, um die Zuneigung seines Mitinsassen zu erlangen, der getötet habe.

**Sechs Wochen später** geht beim Hamburger Landgericht das jährliche psychiatrische Gutachten zu Dirk A. ein, das hat der Staatsanwalt erst gar nicht mehr abgewartet. Dabei ist es hochinteressant. Es beschreibt, dass es für Dirk A. gar keine Rolle spielt, ob er die Tat begangen habe oder nicht, was wahr ist und was erfunden. Allein durch die Fantasien, die er dazu entwickele, durch seine Gespräche mit der Polizei, könne er seine Perversionen ausleben. Das verschaffe ihm Lustgewinn.

Die Polizei ist einem solchen Beschuldigten ausgeliefert: Er gesteht, widerruft, ganz wie es ihm gefällt. Er nennt immer neue Orte, wo die Leiche liegen könnte. Sollte er der Täter sein, hätte er gar kein Interesse, die richtige Stelle zu nennen, denn dann würde er seinen letzten Trumpf aus der Hand geben.

Ende 2016 erhält ein Polizeibeamter eine zweite Chance, der knapp zwölf Jahre zuvor schon einmal ermittelt hat. Steven Baack wird Leiter der neu gegründeten Cold-Case-Abteilung. Der junge Kripobeamte ist ehrgeizig, er will den Fall endlich lösen. Er setzt darauf, dass der Täter sich vielleicht geändert hat und »heute bedauert, was der Mensch von damals getan hat«. Er provoziert: Der Täter sei »ein Feigling, ein mickriges Männchen, das nicht den Mut hat, für seine Tat einzustehen«, sagt er



Dmitri Leitschuk / DER SPIEGEL



Dmitri Leitschuk / DER SPIEGEL



Markus Scholz / picture alliance / dpa

**BRUDER ABBAS ERCAN** Er hat das Vertrauen in die Polizei verloren.

**TATORT LURUP** Vor den Elbgau Passagen wurde Hilal das letzte Mal gesehen.

**POLIZIST STEVEN BAACK** Er wurde als Ermittler abgelöst.

der Lokalpresse. Doch niemand reagiert. Auch die Hinweistafel auf Hilal, die Baack am Eingang der Elbgau Passagen anschraubt, damit sich neue Zeugen melden, bringt keinen Durchbruch.

Im August 2018 meldet sich der Freund eines inzwischen verstorbenen Fledermausforschers. Der hatte schon kurz nach Hilals Verschwinden 1999 von einer frischen Grabstelle im Volkspark berichtet. Wurde das damals nicht verfolgt? Wieder rücken die Beamten mit schwerem Gerät an, wieder vergebens.

Auch Baack wird den Fall Hilal nicht lösen, Ende 2018 wird er über-

raschend abgesetzt. Eine Richterin hatte seiner Einheit in einer anderen Sache fragwürdige Ermittlungsmethoden vorgeworfen. Baack arbeitet inzwischen bei der Schutzpolizei, er wehrt sich bis heute gegen die Vorwürfe. Ein Verfahren der Staatsanwaltschaft und ein Disziplinarverfahren wurden eingestellt. Steven Baack sei »vollständig entlastet«, sagt sein Anwalt Walter Wellingshausen.

**Er nennt einen anderen** möglichen Grund, warum Baack seines Postens enthoben wurde: »Es sollte nicht bekannt werden, dass die Hamburger Polizei im Fall Hilal nicht ordnungsgemäß gearbeitet hat.« Diese »Fehler in den Ermittlungen« wären »durch die Recherchen von Herrn Baack öffentlich geworden«. Eine Sprecherin der Polizei widerspricht. Das Hilal-Verfahren habe für die Personalentscheidung »keine Rolle« gespielt.

Es gebe in der Hamburger Kriminalgeschichte »kaum einen zweiten Fall«, in dem »mit einem solchen Aufwand ermittelt worden ist und noch immer ermittelt wird«, teilt die Staatsanwaltschaft mit. Bei der Suche nach Hilal seien 1999 sogar Kampfflugzeuge der Bundeswehr mit Wärmebildkameras eingesetzt worden. Selbstverständlich werde »jeder Hinweis geprüft«. Es gebe bisher keine »heiße Spur«, die Polizei verfolge aber derzeit neue Ansätze.

Eine Sprecherin der Polizei sagte, wegen der Vorwürfe der Familie habe man die Ermittlungen im Fall Hilal »noch einmal auf links gedreht«. Eine Anklage aber brauche »rechtssichere Beweise«. Die gebe es nicht.

Der ehemalige Soko-Leiter Reinhard Chedor sagt, es sei im Rückblick falsch gewesen, »den Fall Hilal zu lange am örtlichen Polizeikommissariat bearbeitet zu haben«. Auch dass die Polizei für Dirk A. im Jahr 2000 ein Alibi sah – ein Fehler. Zweifel blieben bis heute, außer A. könnte es auch ein »völlig anderer« gewesen sein, etwa ein »reisender Täter«.

Als Polizisten Dirk A. vor vier Jahren in der Psychiatrie besuchen, erzählt er ihnen von einem seiner Opfer, das er nicht habe töten wollen. Bloß »bei Hilal« sei ihm das »einfach außer Kontrolle geraten«. Doch schnell korrigiert er sich, er habe sich nur versprochen. Er habe das andere Mädchen gemeint. Das Mädchen, das er gewürgt hat, bis es Blut spuckte. Und das überlebte.

Annette Großbongardt, Ansgar Siemens ■

# Das Prinzip der toten Katze

## Wir sind blind für existenzielle Gegenwartskrisen, aber fasziniert vom Spektakel.

Von Bernhard Pörksen

**D**ie schmerhafteste und bedrückendste Paradoxie der Gegenwart, dies lässt sich inmitten der pandemischen Tristesse und nach Jahrzehntelangen Bemühungen um eine effektive Klimapolitik sagen, besteht darin, dass wir genug wissen, aber nicht vorausschauend handeln. Ja, wir konnten wissen, dass die vierte Welle mit Wucht zuschlagen würde. Wir konnten wissen, dass die obszöne Ungerechtigkeit der Impfstoffverteilung immer neue, potenziell gefährlichere und ansteckendere Mutationen hervorbringen würde. Und wir wissen auch, dass Artensterben und Klimawandel das Ende des fossilen Zeitalters und einen Abschied von der Wachstumsideologie verlangen. Alles bekannt. Aber wir handeln nicht wirklich danach. Warum nicht?

Evolutionsbiologen vertreten die These, dass das Uralte Gehirn des Menschen, programmiert auf die sichtbare Ad-hoc-Gefahr in nächster Nähe, schuld sei. Psychologen weisen nach, in welchem Maße Filter- und Verzerrungsmechanismen Illusionen und Irrtümer begünstigen und zur Verdrängung eines gegenwärtigen und künftigen Schreckens taugen. Soziologen führen vor, dass die Teilsysteme der Gesellschaft wie Politik, Wirtschaft und Medien die Realität strikt nach ihren eigenen, rein internen Regeln verarbeiten, also nur begrenzt für äußere Warnungen empfänglich sind. Und die Philosophen der Stunde wie Timothy Morton erklären, Pandemie und Klimakatastrophe seien sogenannte Hyperobjekte – Phänomene und Krisen, die allgegenwärtig sind, total präsent, aber doch absolut unvorstellbar.

Seit dem 24. Dezember 2021 kann man auf Netflix die Verbindung dieser Perspektiven in einem einzigen Panorama des Schreckens begutachten – und zwar in Form einer bitterbösen Satire, die derzeit alle Streamingrekorde bricht. Sie stammt von Adam McKay, Drehbuchautor, Regisseur und Besitzer der Filmfirma Hyper-



Abrecht Fuchs

**Pörksen, 53, ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Kürzlich erhielt er gemeinsam mit dem Psychologen Friedemann Schulz von Thun den Preis »Gegen Vergessen – für Demokratie« für das Buch »Die Kunst des Miteinander-Redens«.**

object Industries, ein Name, der auf das Werk von Timothy Morton anspielt. Die Astronomiedoktorandin Kate Dibiasky (Jennifer Lawrence) entdeckt einen gewaltigen, auf die Erde heranrasenden Kometen, der in gut sechs Monaten mit der Erde kollidieren und alles Leben auslöschen wird. Dibiasky und ihr Chef Dr. Randall Mindy (Leonardo DiCaprio) treten an, die Welt zu warnen. Und scheitern spektakulär. Die amerikanische Präsidentin wird durch Wahltermine und einen Sexskandal abgelenkt. Die Journalisten des »New York Herald« fahren die Berichterstattung zurück, nachdem die Story vom »Planetenkiller« auf Social Media nicht zündet. Im Frühstücksfernsehen werden die Wissenschaftler bei ihrem verzweifelten Aufklärungsfeldzug von einem aufgedreht-gut-gelaunten Moderator gefragt, ob es Außerirdische gebe und ob der Komet wenigstens das Haus seiner Ex-Frau in Schutt und Asche legen könnte. Als Kate Dibiasky ausrastet, wird ihr Wutanfall zum Internet-Meme, sie selbst zur Hassfigur sozialer Medien. Ihr Freund und dann Ex-Freund, ein Social-Media-Redakteur, versucht, mit einem Posting von dem plötzlich aufschäumenden Hype zu profitieren: »Kennt ihr die verrückte Tussi, die glaubt, wir sterben alle? Ich habe mit ihr geschlafen.« Im allgemeinen Getümmel wird die Fraktion der Kometenleugner mächtiger, die die Weigerung, in den Himmel zu schauen, um den heranrasenden Kometen zu betrachten, in ein politisches Bekenntnis verwandelt hat. Der Film heißt »Don't Look Up«. Bloß nicht hochschauen, so rufen sie einander in vollendet Idiotie zu.

**W**as Adam McKay hier vorführt, ist der totale Fokusverlust polarisierter und medialisierter Gesellschaften, die existenzielle Prioritäten nicht mehr erkennen können. Was er wie nebenbei entwirft, könnte man eine Theorie der allmählichen Wirklichkeits- und

Wahrheitsverdünnung nennen, die die kollektive Flucht in die Ignoranz und die Illusion im Stichflammen-spektakel des Moments neu verstehbar macht. Sein Film verstört die Verdrängungslust einer Wohlstandsgesellschaft, die ihre Selbstgefährdung längst ahnt, aber offiziell nichts von ihr wissen will, eben deshalb ist das Aufsehen derzeit so groß. Natürlich, es stimmt ja: Pandemie und Klimawandel sind schon für sich genommen sogenannte *wicked problems*, besonders vertrackte Probleme. Sie sind zwar allgegenwärtig, aber doch abstrakt und schwer fasslich. Sie verlangen sofortiges, vorausschauendes Handeln und setzen die globale Kooperation beziehungsweise eine Art »Weltinnenpolitik« (Carl Friedrich von Weizsäcker) voraus, die es bisher nicht gibt.

Entscheidend ist aber, ebendies macht McKay begreifbar, eine andere Aporie, das *super wicked problem* unserer Zeit. Sie besteht darin, dass wir mit Krisen konfrontiert sind, die nichts so sehr brauchen wie kompetent einordnende Gatekeeper, wissenschaftliche und journalistische Instanzen, die mit der nötigen Expertise und Autorität sortieren, filtern und robustes Wissen von falschen Behauptungen trennen. Und dass wir gleichzeitig in einer Medienwelt leben, in der sich diese Expertise und Autorität so leicht wie nie zuvor ignorieren, marginalisieren und diffamieren lassen – und zwar aus drei Gründen. Es ist, erstens, erlebbar, dass die schlichte Masse der frei umherwirbelnden Informationen und das »Dringlichkeitswettrennen« sozialer und redaktioneller Medien (ein treffender Ausdruck der Schriftstellerin Jenny Odell) überfordert. Die Folgen: Nachrichtenmüdigkeit, Medienverdrossenheit und der bloß bequeme Rückgriff auf das, was man ohnehin glaubt und vielleicht einfach glauben will. Zweitens kann sich jeder, der mag, in sein mediales Selbstbestätigungsnilieu zurückziehen.



Niko Tavernise / Netflix

Und hier dann – ohne Irritation, ohne Reibung und Konfrontation mit anderen Auffassungen – jede Menge vermeintlicher »Belege« entdecken, die davon handeln, dass der Klimawandel nicht existiert, dass die Corona-impfung gefährlich ist oder die Pandemie nicht bedrohlicher als eine gewöhnliche Grippe welle. Kurz und knapp: Die Entfesselung des Bestätigungsdenkens ist in den sozialen Netzwerken und den Katakomben der Telegram-Kanäle nur allzu leicht möglich. Drittens haben skrupellose Populisten das alte Propagandaprinzip der gezielten Verwirrung durch die systematische Produktion von Ungewissheit wiederbelebt. Sie fluten die öffentliche Sphäre mit unbelegbaren Verdächtigungen, pauschaler Expertenkritik, absurdem Aufregern. Boris Johnson, selbst mit einiger Expertise gesegnet, hat dies einmal die Dead-Cat-Strategie genannt. Wenn man von einem Thema ablenken will, so Johnson, dann sollte man einfach eine tote Katze auf den Tisch knallen. Der Agendawechsel sei garantiert. Censorship through noise, Zensur durch Rauschen und durch puren Lärm, so könnte man den Effekt dieses Propagandaprinzips nennen.

Was also tun? Wie Aufklärung neu denken, dies in dem Wissen, dass der Realitätskonsens – die Vorbedingung vorausschauenden Handelns und entschiedener Politik – gegenwärtig so angreifbar und so bedeutsam ist

wie nie zuvor? Ich dachte lange: Wir erleben eine ziemlich ruppige Übergangsphase der Medienevolution, eine digitale Pubertät vernetzter Gesellschaften. Und es werden sich eines Tages wieder funktionierende Filtermechanismen und -techniken entwickeln, die ein Wahrheitsideal in stärker dialogischer Gestalt erlebbar machen. Inzwischen glaube ich, dass uns die Zeit wegläuft. Die Fackelzüge fanatisierter Coronaleugner vor Augen verstehe ich noch einmal anders und neu, dass Desinformation *tatsächlich tödlich* ist.

**A**ufklärung auf der Höhe der Zeit heißt daher heute: Reduktion des Rauschens, einordnen und sortieren, allerdings mit anderer Wucht, Anschaulichkeit und Nachvollziehbarkeit. Und es heißt, Abschied nehmen von drei Illusionen eines bequemen Schönwetterliberalismus. Illusion Nummer eins: *Es geht ohne klassische Gatekeeper*. Die uto-pistische Verherrlichung einer deregulierten Unmittelbarkeit wird gefährlich, wenn es um Menschheitskrisen geht, die professionelle Expertise verlangen. Längst ist es geboten, die klassischen Gatekeeper-Instanzen in der Wissenschaft und im seriösen Journalismus zu stärken, sie vor Bedrohung und Einschüchterung zu schützen. Hierfür braucht es zum einen die Gegenrede einer wachen Zivilgesellschaft, also die Fülle der vielen einzelnen, öffentlich vernehm-

**Darsteller DiCaprio in »Don't Look Up«:**  
»Was zum Teufel ist mit uns passiert?«

baren Stimmen. Hierfür braucht es aber auch jede Menge Bildungsanstrengungen auf dem Weg zu einer größeren Wissenschafts- und Mediennüdigkeit. Und die Förderung eines gemeinwohlorientierten Journalismus durch politikferne Stiftungen sowie den Aufbau neuer »Intermediäre« (man denke an die Arbeit des deutschen Science Media Center in Köln).

Illusion Nummer zwei: *Es geht ohne Wahrheit*. Es ist an der Zeit, sich im akademischen Milieu beziehungsweise in den Geistes- und Kulturwissenschaften von radikal-konstruktivistischen Ideen und den Spielereien des postmodernen Denkens zu verabschieden. Und wieder mit anderer Verve um Gewissheit und Wahrheit zu ringen. (Nebenbei und in eigener Sache: mea culpa. Manche meiner Bücher scheinen mir seltsam aus der Zeit gefallen.) Das Konzept von Wahrheit im Sinne von robustem Wissen ist im öffentlichen Raum unverzichtbar, unabhängig von erkenntnistheoretischen Fundamentalfragen.

Illusion Nummer drei: *Es geht ohne Streit und Konfrontation*. Aus meiner Sicht ist die gesellschaftliche Mitte in einer falsch verstandenen Toleranz viel zu lange einer Art Stuhlkreismodell des Diskurses gefolgt und hat durch die sensible, in alle Richtungen offene Anerkennung von Differenz zur Normalisierung des wissenschaftsfeindlichen Denkens und einer pauschalen Medienkritik beigetragen, die nicht verbessern, sondern vernichten will. Es gilt daher, die falsche Tonlage einer seltsam betulichen Toleranz im Umgang mit Nonsensepositionen zu korrigieren. Eine immer noch ausreichend respektvolle Konfrontation scheint mir das Kommunikationsgebot der Stunde: klar sprechen, die falsche Position scharf kritisieren, aber ohne durch die pauschale Verdammung der Person den Teufelskreis der Totalabwertung voranzutreiben.

Auf dem Höhepunkt von McKays Film, noch vor dem Auslöschungsinferno, hält Randall Mindy eine Verzweiflungsrede. »Wieso können wir uns nicht darauf einigen, verdammt noch mal, dass ein riesiger Komet, so groß wie der Mount Everest, der direkten Kollisionskurs auf den Planeten Erde hält, keine ungefährliche und gute Sache ist«, brüllt er. »Was zum Teufel ist mit uns passiert? Ich meine... mein Gott, wie können wir noch miteinander reden? Was haben wir uns angetan? Wie bringen wir das wieder in Ordnung?« Es gibt, Anfang 2022, keine wichtigeren Fragen. ■

**Es gilt, die falsche Tonlage einer seltsam betulichen Toleranz im Umgang mit Nonsensepositionen zu korrigieren.**

## »Was haben Sie gegen Stempelständer, Frau Kunkel-Razum?«



# Kollegen, 1988

**FAMILIENALBUM** Nikolaj Dychne, 24, aus Moskau

**A**n diesem Tag besuchte mein Großvater, im Bild links, seinen berühmten Physikerkollegen Andrej Sacharow zu Hause in Moskau. Mein Großvater brachte zwei amerikanische Atomphysiker mit, sie wollten den Friedensnobelpreisträger kennenlernen. Einer der beiden wird dieses Foto gemacht haben. Die Amerikaner werden Sacharow auch die Pralinen geschenkt haben, die man auf seinem Tischchen sieht. Am Ende seines Lebens war Sacharow, Vater der sowjetischen Wasserstoffbombe, nicht nur gegen Atomwaffen, er war der Meinung, die Menschheit habe sich nicht weit genug entwickelt, um die Atomenergie einzusetzen, egal zu welchem Zweck. Das Unglück von Tschernobyl lag damals zwei Jahre zurück; Sacharow, das erfuhr ich viel später, sagte bei diesem Treffen, er könne sich höchstens unterirdische Atommeiler vorstellen, die Menschheit werde sich sonst irgendwann selbst vernichten.

Ich bin Bildhauer. Als Kind wollte ich Wissenschaftler werden, ich wollte, dass es bum und bäng macht, dass es blubbert und knistert. Ich weiß noch, wie ich meinen Großvater anrief und ihn fragte: »Opa, kannst du mir etwas Kluges sagen?« Ich erhoffte mir Ratschläge in Sachen Blubbern und Knallen. Seine Antwort verletzte mich. Ich

habe sie damals nicht verstanden, ich dachte, er wolle mich loswerden und in Ruhe arbeiten.

Er sagte zu mir: »Ich liebe dich.«

Mein Großvater hieß Alexander Dychne. Er war der Sohn eines Volksfeindes, so nannten Stalins Ankläger Menschen, die sie zum Freiwild erklärten. Sein Vater wurde 1938 hingerichtet, weil er angeblich an einer konterrevolutionären Verschwörung teilgenommen hatte. Mein Großvater war damals fünf, seine Mutter kam ins Lager. Nach sieben Jahren kam sie zwar zurück, aber sie sprach nie darüber. Erst nach dem Ende der Sowjetunion, kurz vor ihrem Tod, schrieb sie ihre Erinnerungen auf. Sie übergab sie Memorial, der Nichtregierungsorganisation, die Sacharow mitgegründet hatte. In den vergangenen 30 Jahren hat Memorial versucht, die Erinnerungen an stalinistische Verbrechen wachzuhalten. Nun ist Memorial verboten worden, wenige Tage vor Silvester. Ich ging bereits im vergangenen Oktober zu Memorial und ließ mir eine Kopie unseres Familienarchivs ausstellen. Mein Interesse an unserer Familiengeschichte wächst immer weiter. Aufgezeichnet von Timofey Neshitov

► Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten? Schreiben Sie an: [familienalbum@spiegel.de](mailto:familienalbum@spiegel.de)

**SPIEGEL:** »Woke«, »podcasten«, »booster« – rund 500 weitere Wörter hat der Onlineduden aufgenommen. Was fliegt nun dafür in der nächsten Auflage des gedruckten Dudens raus?

**Kunkel-Razum:** Vielleicht: »hieneben«, »Gedunsenheit«, »Stempelständer«.

**SPIEGEL:** Was haben Sie gegen »Stempelständer«?

**Kunkel-Razum:** Gar nichts. Es geht nur darum: Werden diese Wörter noch benutzt?

**SPIEGEL:** Können sie nicht auch unbenutzt drinbleiben? Warum überhaupt Wörter streichen?

**Kunkel-Razum:** Wir tun das ja nicht gern. Wir hängen an den Wörtern. Aber der Duden soll ein Buch bleiben, das mit einer Hand zu greifen ist.

**SPIEGEL:** »Vorführ dame«, »Kammerjungfer«, »Lehrmädchen«. Die mussten beim letzten Mal weichen. Nur aus quantitativen Gründen – oder wegen Frauenfeindlichkeit?

**Kunkel-Razum:** Wir werten nicht, wir beobachten. Wenn ein Wort umstritten ist, aber viel diskutiert wird, bleibt es; möglicherweise mit dem Gebrauchshinweis »heute diskriminierend«.

**SPIEGEL:** Welche Wörter sind gefährdet?

**Kunkel-Razum:** Wir vergleichen unsere Stichwörter, bei der aktuellen 28. Auflage sind es 148 000, mit einem Text-Korpus aus Zeitungen und Zeitschriften, Fachtexten, Romanen, Reparaturanleitungen. Wir lassen von einem Computerprogramm auswerten, was selten geworden ist. Danach stimmt die Redaktion ab, was tatsächlich entfällt.

**SPIEGEL:** Wie glücklich sind Sie über die neuen? »Ein woker Jungpolitiker ergriff das Wort« – gefällt Ihnen dieser Satz?

**Kunkel-Razum:** Ja! Er steht für die Kreativität unseres Sprachsystems, für die Fähigkeit, Fremdwörter zu integrieren. **BSU**

*Kathrin Kunkel-Razum, 62, ist Chefredakteurin der Dudenredaktion.*

# Einmal Paradies und zurück

**EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE** Aufwachen in einem grauen Raum: Was eine 36-Jährige gesehen hat, als sie im Sterben lag

Andrea Schatz, 36, Abteilungsleiterin »Fliesen und Bodenbeläge« des Bauzentrums Schünke bei Lauchringen in Baden-Württemberg, war in ihrem Leben selten krank. Hin und wieder ein Infekt, das schon, aber längst nicht jeden Winter, sagt sie. Sie hatte weder gebrochene Knochen noch gerissene Sehnen, nicht einmal an leichte Sportverletzungen könne sie sich erinnern.

Wenn sie darüber nachdenkt, sagt Schatz, sei sie nur ein einziges Mal im Krankenhaus gewesen, und zwar am Tag ihrer Geburt.

Es gehört zur Ironie dieser Geschichte, dass sich das ausgerechnet am Valentinstag 2021 änderte, dem Tag, an dem das Herz von Andrea Schatz aufhörte zu schlagen.

Schatz steht im Büro des Bauzentrums Schünke hinter der Verkaufsfläche und macht Kaffeepause, als sie von diesem Tag erzählt. Sie hat braune Haare und gute Laune, sie wirkt kerngesund.

Ihr Wecker habe um acht Uhr morgens geklingelt, sagt sie. Sie hatte Badeöle gekauft für ihren Mann, ein Valentinstagsgeschenk, da hätten sie beide was von, hatte sie gedacht. Sie hatte sich vorgenommen, früh aufzustehen, die Öle zu verpacken und Frühstück für ihren Mann zu machen. Schon der erste Schritt aus dem Bett war so wackelig, als wären ihre Beine aus Gummi. Schatz ging ins Wohnzimmer, wo sie das Geschenkpapier aufbewahrt. Da merkte sie, dass ihr Augenlicht nachließ. Ihr wurde schlecht. Erst legte sie sich aufs Sofa. Sie dachte, das würde schon wieder. Ein bisschen zu schnell aufgestanden, sagt sie. Dann wurde ihr schwarz vor Augen. Sie taumelte ins Schlafzimmer und weckte ihren Mann. Er rief sofort den Notarzt.

Herzinfarkt, vermutlich, sagte der Arzt. Ihr sei noch nie so kalt gewesen, sagt Schatz. Sie habe auf dem Sofa gelegen und an die Decke gestarrt, ungläubig. Dann trugen sie sie raus, vor die Tür. Sie erinnert sich noch an das Rauschen des Rettungshubschraubers vor dem Haus und daran, dass sie dachte: »Bitte nicht fliegen.« Schatz hat Höhenangst. »Vergiss nicht

die Krankenkassenkarte«, habe sie ihrem Mann zugerufen. Dann verlor sie das Bewusstsein. Ihr Herz stellte seinen Dienst ein.

Die Wahrscheinlichkeit, einen Herzstillstand außerhalb von Kliniken zu überleben, liegt bei acht Prozent. Es ist wie bei einem Auto, dessen Motor bei voller Fahrt ausgeht. Nichts funktioniert mehr; die Leber, die Nieren, die Lunge, schließlich versagt das Gehirn. Der Körper stirbt, jede Minute ein bisschen mehr. Je eher eine Herzdruckmassage begonnen wird, desto besser die Chance zu überleben. Anderthalb Stunden nachdem Schatz' Herz stehen geblieben war, landete der Heli in der Freiburger Uniklinik.

Ihre letzte Hoffnung war ein Gerät, das aussieht wie eine frisierte Espressomaschine, es heißt Carl. Carl ist eine Freiburger Erfindung und noch in der Versuchsphase. Man kann das Gerät mit einem Dieselgenerator vergleichen, der eine ausgefallene Pumpe antreibt. Carl schießt Eigenblut mit hohem Druck in eine Beckenarterie, simuliert einen Puls und zieht das Blut aus einer Vene wieder aus dem Körper. Das verschafft Zeit, um die Ursache des Herzstillstands herauszufinden. Die Ärzte schoben Carls Schläuche in Schatz' Leisten.

Dann sei etwas Eigenartiges passiert, sagt Schatz. Sie habe gespürt, dass sie stirbt. Jedenfalls habe es sich so angefühlt.

**Es sei wie ein Wunder, sagten die Ärzte.**

Schatz, Screenshot von swr.de



Frau überlebt eineinhalbstündigen Herzstillstand

Denn als sie aufwachte – zumindest dachte sie, dass sie aufwacht –, war sie nicht in der Klinik. Sie sei in einen grauen Saal geraten, dort habe sie Platz nehmen und warten müssen. Quälend lang. Da seien zahllose Türen gewesen und gesichtslose Männer, grau und ohne Profil. Sie habe die Männer gefragt, wie es jetzt weitergehe und ob das hier das Paradies sei, doch niemand habe geantwortet. irgendwann, nach einer Ewigkeit, habe einer der Männer gesagt, welche Tür die richtige für sie sei. Dann konnte sie endlich gehen, sagt Schatz. Schatz glaubt, dass sie in diesem grauen Raum fast gestorben wäre. Sterben sei wie ein Termin beim Amt, sagt Schatz. Man habe keine Lust dazu, aber es müsse eben sein.

Es gibt ein Lied von den Toten Hosen, darin heißt es: »Ich will nicht ins Paradies, wenn der Weg dorthin so schwierig ist. Ich stelle keinen Antrag auf Asyl, meinewegen bleib ich hier.« Schatz sagt, sie habe einfach nur den Raum verlassen wollen. Es sei so zäh dort gewesen.

Sie erwachte am Dienstagvormittag, zwei Tage später. Die Ärzte erzählten ihr, dass sie einen Herzinfarkt hatte, dass sie ihr Stents gesetzt hätten und dass sie Carl ihr Leben verdanke. Nach einer Zeit habe ihr Herz plötzlich wieder begonnen zu schlagen. Sie sagten, dass sie wahnsinniges Glück gehabt habe. Es sei wie ein Wunder.

Manche Menschen stellen nach Nahtoderfahrungen ihr Leben auf den Kopf. Sie kündigen ihren Job und wandern Pilgerwege in Lateinamerika, werden Tauchlehrer in Ägypten oder schreiben Bücher über den Sinn des Lebens. Schatz arbeitet weiter im Bauzentrum, werktags von morgens um acht bis abends um sechs. Nach Feierabend führt sie ihren Hund aus, manchmal schaut sie noch einen Krimi vor dem Schlafengehen.

Zu Silvester habe es Raclette gegeben, sie und ihr Mann hätten ein wenig gefeiert, einen Sekt aufgemacht. Nur die Zigaretten habe sie weggelassen, die dürfe sie nicht mehr. Es sei alles wie immer gewesen, sagt Schatz bei einem Gespräch im Januar, und so solle es auch bleiben. Sie nehme noch Blutverdünner und was für die Schilddrüse, sie hat keine Folgeschäden. Bald ist wieder Valentinstag. Den möchte sie in aller Ruhe angehen, keine Geschenke, keine Fröhlaufsteherei. Angst? »Nein.« Zum Abschied beim ersten Treffen hatte sie gesagt, irgendwann müssten wir alle sterben, und: »Wenn's halt so ist, dann ist's halt so.«

Max Polonyi

# »Bundeskanzler, was sonst?«



**KARRIEREN** Vor einem Jahr noch war er der beliebteste Politiker Deutschlands, zuletzt wünschten ihn sich gerade mal zwei Prozent der Unionsanhänger als Parteichef. Hat sich Jens Spahn verzockt?

*Von Marc Hujer*

## I. Aufbruch

27. Mai 2021

### An Bord der »Konrad Adenauer«

»Ihr müsst ein bisschen so tun, als ob noch Corona ist«, sagt Jens Spahn und schaut vergnügt in die Runde. Er hat in der »Konrad Adenauer« Platz genommen, einem Airbus A 340-300, dem »Aushängeschild« der Flugbereitschaft des Bundesverteidigungsministeriums. Er soll Spahn nach Südafrika bringen, wo er Deutschland vertreten und an der Seite des französischen Staatspräsidenten Emmanuel Macron europäische Hilfe beim Ausbau der afrikanischen Impfproduktion versprechen soll. Um ihn herum, in einer zum Wohnzimmer umgebauten First Class, sitzen die zehn Journalisten, die er eingeladen hat, ihn nach Afrika zu begleiten: »Erst mal schön, dass Sie alle mit dabei sind«, sagt Spahn, »on a relatively short notice für uns alle.«

Es war, was die Planung betrifft, alles tatsächlich sehr knapp. Macron, der zu einer Afrikareise aufgebrochen war, wünschte sich bei seinem Stopp in Südafrika einen Vertreter der deutschen Regierung an seiner Seite. Der Wunsch kam bei Merkel relativ spät an. Aber wer bei den ganz Großen mitspielt, weiß, dass Dringlichkeit am Ende nur ein anderes Maß für Bedeutung ist. Spahn jedenfalls überlegte nicht lange, ob es eine gute Idee wäre, mitten in der Pandemie Deutschland zu verlassen. Und so sitzt er jetzt hier, in der »Konrad Adenauer«, mit einer Delegation von 23 Frauen und Männern, zu der neben ihm selbst sechs Ministeriumsmitarbeiter, sechs Kriminalbeamte und Polizisten sowie die zehn Journalisten gehören, in einem Flugzeug, das eigentlich für maximal 143 Passagiere ausgelegt ist. Er genießt seine neue Rolle als Deutschlandrepräsentant. Von der Frage, ob etwas zu groß für ihn sein könnte, hat sich Jens Spahn ohnehin selten aufhalten lassen.

»Bundeskanzler, was sonst?«, haben Mitschüler der Bischöflichen Canisiussschule in seiner Heimatstadt Ahaus unter sein Foto in der Abzeitung geschrieben. Spahn hatte schon in der elften Klasse, also mit 16 Jahren, bei einem Ausflug nach Bonn, den Bundeskanzler gespielt.

Es war natürlich ein Spaß, aber sein Wunsch, es in der Politik nach ganz oben zu schaffen, war real. 1995, vier Jahre vor dem Abitur, trat er in die Junge Union ein, zwei Jahre später in die CDU. Er wurde 1999, in seinem Abiturjahr, Kreisvorsitzender der Jungen Union Borken und drei Jahre später, im September 2002, der

jüngste CDU-Abgeordnete im Deutschen Bundestag, wo er seitdem den Wahlkreis »Steinfurt I – Borken I« vertreibt. 2015 holte ihn Wolfgang Schäuble als parlamentarischen Staatssekretär ins Bundesfinanzministerium, 2018 machte ihn Angela Merkel zu ihrem Bundesgesundheitsminister.

Spahn war nie überdurchschnittlich beliebt, auch in seinem Wahlkreis musste er kämpfen. Aber die Tatsache, dass er es trotzdem nach oben schaffte, als junger Mann unter grauen Herren, als gelernter Bankkaufmann im Bundesgesundheitsministerium, muss seine Gewissheit gestärkt haben, im Zweifel alle Vorbehalte überwinden zu können.

Als er mit der »Konrad Adenauer« vom Flughafen Berlin-Brandenburg abhob, kurz bevor er in sein Wohnzimmer in der First Class lud, verfolgte ihn noch die Frage, warum er sich wieder mal verkalkuliert zu haben schien. Er hatte Jugendlichen erst eine Impfung in Aussicht gestellt, musste dann aber sein Versprechen wieder kassieren.

Aber Jens Spahn lässt sich davon hier oben an Bord des Airbus nicht aus der Ruhe bringen. Im Dezember 2020 war er für einen Moment mal der beliebteste Politiker Deutschlands, beliebter als Bundeskanzlerin Angela Merkel. Jetzt, ein halbes Jahr später, ist er schon wieder auf dem Weg nach unten. Es hat Diskussionen darüber gegeben, ob er in der Pandemie der geeignete Minister sei. Es gab den Maskenskandal, bei dem es um überteuerte und, wie sich nachträglich herausstellte, unbrauchbare Masken ging, die er einkaufen ließ, seine Immobilienaffäre und sein Spendendinner kurz vor dem Shutdown. Die Beliebtheitswerte sackten ab. Der »Stern« nannte ihn, bezogen auf die deutsche Coronapolitik, »Das Gesicht des Desasters«. Aber wie ernst muss er das nehmen?

Spahn hat in seiner Karriere immer wieder Rückschläge erlebt, am Ende ging es für ihn stets aufwärts. Seit er Bundespolitiker ist, war seine Partei so gut wie immer an der Macht, von seinen ersten drei Jahren im Bundestag abgesehen. In diesem Mai 2021 sieht es noch so aus, als würde sich nichts daran ändern, die Union verliert zwar in den Umfragen, aber die SPD liegt noch weit hinter ihr, niemand rechnet mit Olaf Scholz. Spahn kann Ärger aussitzen, er kann warten, er kann weiter den Einsatz erhöhen, egal wie viel er gerade verloren hat. Im Altherrenverein der CDU gehört er zu den ewig Jungen, er kann sich Niederlagen leisten. Noch.

### Schon in der elften Klasse, bei einem Ausflug nach Bonn, hat er den Kanzler gespielt.

Während der Pandemie gab Spahn eine Zusicherung nach der anderen. Er versprach Masken für alle, kostenlose, flächendeckende Tests, ausreichend Impfstoff, er kündigte neue Ziele an, bevor die alten erreicht waren. Die SPD verhöhnte ihn als »Ankündigungsminister«, aber was kann ihm das anhaben? Sollte Armin Laschet die Wahl gewinnen, würde er möglicherweise wieder Minister, diesmal nur in einem anderen Ressort. Die Impfquoten würden dann einem anderen Bundesgesundheitsminister schaden, er wäre raus.

Man darf aus dem Gespräch im Flugzeug inhaltlich nicht zitieren, auch wenn darin wenig gesagt wird, das man nicht auch offiziell sagen könnte. Es geht um sein Programm in Südafrika, das mit der Übergabe eines deutschen Analysegeräts an das südafrikanische Institut für übertragbare Krankheiten NICD beginnen und in seiner Ansprache an der Universität von Pretoria gipfeln soll. Und es geht natürlich auch um Emmanuel Macron, dessen Rede an Spahns Auftritt anschließen soll, es geht um Macrons Wunsch, Spahn auch beim Staatsbankett mit dem südafrikanischen Präsidenten an der Seite zu haben. Es geht also um protokollarische Besonderheiten und diplomatische Finessen, bevor schließlich noch ein paar Fachfragen besprochen werden, Südafrikas Coronalage betreffend.

»So 'n Flugzeug ist ganz schön laut«, sagt Spahn in seinem Sessel.

Ein Mitarbeiter ist gerade dabei, eine Frage zur südafrikanischen Impfquote zu beantworten.

Es fällt Spahn an diesem Abend schwer, seine Mitarbeiter ausreden zu lassen. Wenn er sie zu Wort kommen lässt, unterstreicht er das Gesagte, garniert es mit Bonmots, am liebsten würde er alles selbst vortragen, er allein mit seiner dauerhaft festen Stimme, die man trotz des

**Reisender Spahn in Südafrika 2021:** »Erst mal schön, dass Sie alle mit dabei sind«



Christoph Speder / dpa

Fluglärm einwandfrei verstehen kann. »Sorry, dass ich immer unterbreche«, sagt er und redet dann so lange weiter, bis er heiser wird.

Es ist kurz nach zehn Uhr abends, als er das Gespräch mit der Bemerkung für beendet erklärt: »Ich habe Ihnen zu halb elf Essen bestellt.« Er wird mit seinen Mitarbeitern noch einmal an seiner Rede arbeiten, an den letzten Details vor seinem Treffen mit Macron. Er kennt den Franzosen zwar nicht gut, aber er hat ihn schon einmal getroffen, mehr noch: Er war mit ihm zusammen im Young-Global-Leader-Jahrgang des World Economic Forum, lange bevor Macron französischer Staatspräsident wurde.

Spahn lächelt, als er das erzählt.

»Da muss ich noch was nachholen«, sagt er, »wie Sie sehen.«

## II. Stillstand

16. September 2021

### Bischöfliche Canisiusschule, Ahaus

Er hat unter Applaus die Aula der Bischöflichen Canisiusschule in Ahaus betreten, wo er 1999 ein Einserabitur gemacht hatte. Aber er kommt nicht allein, er ist einer von sechs Kandidatinnen und Kandidaten, die sich für den Wahlkreis »Steinfurt I – Borken I« bewerben; Spahn ist heute kein Ehrengast, er ist nicht als Ausnahmeschüler geladen, der es in Berlin nach ganz oben geschafft hat, sondern als einer von sechs.

Es ist plötzlich nichts mehr, wie es war. Der sicher geglaubte Wahlsieg von Armin Laschet ist in Gefahr, seit zwei Wochen liegt die Union hinter der SPD von Olaf Scholz, mit dem vor Kurzem noch kaum jemand gerechnet hatte. Spahn vergleicht die Lage mit einem dramatischen Fußballspiel. »Wir lagen 3:0 vorne, gefühlt vielleicht sogar 5:0, du verteidigst das Ergebnis. Dann aber steht es plötzlich 3:3, manche sagen sogar 3:4, und wir haben zu spät umgeschaltet.« Da müsse man anders spielen, sagt er, »offensiver, Attacke, vor al-

**»Ich möchte nicht, dass aus Mutter und Vater ›Elternteil eins‹ und ›Elternteil zwei‹ wird.«**

lem inhaltlich Unterschiede klar machen, wie wir in die Zwanzigerjahre kommen wollen.«

Aber ist es dafür nun nicht schon zu spät?

Spahn muss sich weiter mit Debatten um Masken und Impfstoffe herumschlagen, ein Thema ist auch immer noch seine Villa in Berlin-Dahlem, die er mithilfe von großzügigen Krediten der Sparkasse in seinem Wahlkreis finanziert hat. Aber die sinkenden Inzidenzzahlen des Sommers haben ihn und seine Probleme aus dem Fokus gerückt. Es ging im Wahlkampf meist um Laschet, dessen Lachen in der Flutkatastrophe, dessen Unfähigkeit, für etwas zu stehen, anders als Spahn, der unabhängig davon, was man von ihm hält, immerhin für etwas steht.

Und doch ist Spahn wie kaum ein anderer von dem Wandel seiner Partei betroffen. Die alten Strukturen, die ihn von Amt zu Amt getragen haben, drohen zusammenzubrechen, das Netz aus Freunden und Unterstützern, das Spahn in den vergangenen 19 Jahren wie kaum ein anderer zu nutzen wusste. Erstmals muss sich der Machtpolitiker Jens Spahn mit dem Gedanken auseinandersetzen, was seine neue Rolle in einer Partei sein könnte, mit der es nicht aufwärts-, sondern abwärtsgeht.

Bevor die Diskussion beginnt, sollen sich die Kandidaten vorstellen.

Als Spahn an der Reihe ist, sagt er: »Ich habe mein Abitur hier an der Schule gemacht. Es ist auch schon wieder ein paar Jährchen her, 99 war es, heißt also: Ich bin 41 Jahre alt. Ich habe nach dem Abi eine Ausbildung zum Bankkaufmann gemacht, bin 2002 mal der jüngste Abgeordnete im Deutschen Bundestag gewesen.« Er macht eine kurze Pause.

»Das hat sich geändert«, sagt er. »Leider.«

Die Gesichter, in die er schaut, sind zu jung, um zu verstehen, warum es ein Problem sein könnte, nicht mehr zu den Jüngsten zu gehören. Aber

bevor Spahn davon erzählt, wie er »seit 2002 unsere schöne Heimat im Deutschen Bundestag« vertritt, will er noch einmal seine Pointe erklären, eine Selbstverständlichkeit eigentlich, die für ihn aber spielscheidend geworden ist.

»Ich bin älter geworden«, sagt Jens Spahn.

Es sind nicht einmal vier Monate vergangen, seit er nach Südafrika aufbrach. Erstmals in seiner politischen Karriere lässt er sich ohne Brille plakatieren, um einmal anders auszusehen, jünger, frischer, nachdem es ihm, wie er es nennt, zuvor immer darum ging, »bekannt zu werden«. Aber die Sätze, die er jetzt sagt, passen nicht zu einem Jens ohne Brille, zu einem, der gern jung geblieben wäre. »Wenn Sie auf dem Land grün wählen«, sagt Jens Spahn, egal wo er in diesen Tagen auftritt, »können Sie Ihren Autoschlüssel gleich in die Wahlurne hinterherwerfen.« Er jammert über das »zarte Pflänzchen Wachstum«, das er selbstverständlich »gießen« und das andere »zertreten« wollen. Und wenn jemand wissen will, warum er sich einer gendergerechten Sprache widersetzt, sagt er ohne eine Spur Ironie: »Ich möchte nicht, dass Vater und Mutter ›Elternteil eins‹ und ›Elternteil zwei‹ heißen. Und dass aus Tante und Onkel ›Tonkel‹ wird. Sorry, will ich nicht.«

Mit einem Mal fällt auf, dass zwischen denen, die wirklich jung sind, und Jens Spahn Welten liegen. Es geht ihm, der ewigen Nachwuchshoffnung der Union, ein bisschen wie den ehemaligen Kinderstars aus dem Fernsehen, die irgendwann eine andere Rolle brauchen, um nicht peinlich zu werden.

Wohin er auch kommt, hat er das Gefühl, nicht genügend Redezeit zu bekommen. Schon bei einer anderen Diskussionsveranstaltung mit Schülern in Rheine, ein paar Stunden früher, nervte es ihn, dass er wegen Überlänge seiner Redebbeiträge an dauernd von der Saalsirene ermahnt

**Spahns politische Stationen:**  
**1 |** Bundestagskandidat 2002  
**2 |** Abgeordneter 2012  
**3 |** CDU-Präsidiumsmitglied mit Kanzlerin Merkel 2017  
**4 |** Laschet-Unterstützer 2020  
**5 |** Gesundheitsminister 2021



wurde. »Sorry«, sagte er, »es gibt manchmal Fragen, die schafft man nicht in 60 Sekunden.« Oder: »Ich brauche jetzt vielleicht etwas länger, weil ich der Einzige bin, der das anders sieht.« Und auch in der Canisiuschule wird es nicht lange dauern, bis er mit der Moderatorin aneinandergerät, einer selbstbewussten Schülerin, die sich von Jens Spahn nichts sagen lässt, nur weil er Bundesgesundheitsminister ist.

Eine Entweder-oder-Frage noch, sagt die Moderatorin, bevor es losgehen soll mit der Sachdiskussion über die großen Themen dieses Wahlkampfs.

»Berlin oder Ahaus?«

Eine vermeintlich einfache Frage, bei der er aber als Politiker alles falsch machen kann.

Sagt er »Berlin«, wirkt das arrogant, abgehoben und heimatvergessen, sagt er »Ahaus«, wirkt es anbiedernd und tiefstaplerisch. Ein Spitzenpolitiker muss Nähe zulassen und zugleich Härte ausstrahlen, er muss zuhören können, aber auch entschlossen wirken, er muss ehrgeizig sein, ohne ehrgeizig zu erscheinen, er muss ein Star sein, der keine Diva ist. Widersprüche, die sich kaum auflösen lassen.

Spahn überlegt ein wenig länger als üblich. »Ich lebe mit meinem Mann im Haus in Berlin«, beginnt er. »Kommt darauf an«, hält er jetzt beinahe gesagt.«

Er schaut in die Runde, dann erhält er den Saal.

»Aber natürlich: Ahaus.«

### III. Einkehr

21. Oktober 2021

**Bundesministerium für Gesundheit, Berlin**

Er empfängt in seinem Büro im Bundesministerium in Berlin. Von hier aus hat er in den letzten dreieinhalb Jahren Deutschland mitregiert. So wie es in diesem Moment aussieht, ist er hier nicht mehr lange Bundesminister. Seine Partei hat die Wahl verloren. Die Ampelgespräche laufen, bald wird ein neuer Bundesgesundheitsminister einziehen. Spahn führt das Amt schon jetzt nur noch kommissarisch. Was aus ihm wird, ist ungewiss.

Zunächst war nicht klar, ob Jens Spahn überhaupt noch bereit ist für ein Gespräch, sein Sprecher fand, eigentlich sei doch alles gesagt. Dann klappte es doch.

Spahn setzt sich an seinen Besprechungstisch, auf dem nichts steht außer einer Flasche Selters und ein paar umgestülpten Trinkgläsern. Keine Akten, keine Blumen, nichts. Spahns Büro ist ein Ort, der keinerlei Gemüt-

lichkeit ausstrahlt, blank geputzt, ein Glaskasten mit Decken in Fabrikhallehöhe, mit strapazierfähigem Filzteppich ausgelegt und Stahlrohrstühlen möbliert. Abgesehen von den zwei Miniaturfiguren aus dem 3-D-Drucker, die seinen Mann und ihn darstellen, gibt es in diesem Büro nichts erkennbar Persönliches. Er könnte es schon jetzt schlüssel fertig übergeben. Die Begrüßung ist schnörkellos, das Gespräch kann beginnen.

**SPIEGEL:** Herr Spahn, warum sind Sie Gesundheitspolitiker geworden?

Es ist nicht ganz einfach, mit Spahn eine Unterhaltung zu führen. Auf alles hat er immer eine schnelle, geschmeidige Antwort, aber viel Preis gibt er nicht. Er verrät, dass er eigentlich erst Rentenpolitiker werden wollte, dann aber Gesundheitspolitik »viel, viel spannender« fand. Er sagt, dass er sich gefreut habe, als er vor ein paar Monaten einer der beliebtesten Politiker Deutschlands war, es ihm aber natürlich nicht um Beliebtheit ginge, sondern darum, »dass die Menschen Vertrauen und Zutrauen in meine Fähigkeiten haben und dass ich nach bestem Wissen, Gewissen und in bester Absicht handele«. Er ist bald kein Minister mehr, aber er spricht noch wie einer. Bloß kein falsches Wort sagen.

**SPIEGEL:** Fürchten Sie, dass nach der Pandemie eine Aufarbeitung stattfindet, bei der bei Ihnen besonders genau nachgeforscht wird?

**Spahn:** Nachdem sich gefühlt 20 Investigativteams die ersten drei, vier Monate dieses Jahres mit meinem beruflichen und meinem privaten Leben beschäftigt haben, dürfte ich mit zu den am besten gescreenten Politikern Deutschlands zählen. Das ist Aufgabe des freien Journalismus.

Bei Spahn hat man, trotz aller Beuerungen, immer irgendwie das Gefühl, dass da einer die Krise mit der persönlichen Karriereplanung verknüpft hat, dass er von seinem Amt eine Rendite erwartete. Dabei ist es ausgerechnet Spahn, der sich, jedenfalls wenn es eng wird, wie beim Kauf seiner Villa in Dahlem, gern auf die Trennung von Privatem und Dienstlichem beruft.

**SPIEGEL:** Worauf sind Sie als Politiker stolz?

**Spahn:** Wenn ich weiß, dass ich etwas bewegt, etwas verändert habe. Es gibt jetzt in Deutschland zum Beispiel eine verpflichtende Impfung gegen Masern. Die erste Pflichtimpfung seit



Robin Utrecht / action press

**Ehepartner Funke, Spahn:** Auf alles immer schnelle, geschmeidige Antworten

Jahrzehnten. Und zwar nicht, weil sie im Koalitionsvertrag steht, sondern weil ich gesagt habe, dass ich es für wichtig und richtig halte. Ich möchte einen Unterschied machen. Und ja: Dazu braucht man Macht.

Er hätte etwas zur Coronapolitik sagen können. Aber er sagt: Masern. Es ist, zum ersten Mal, seit man ihn begleitet, eine überraschende Wendung.

Das Urteil, das über Politiker gefällt wird, kann gnadenlos sein. Für viele ist Spahn das Gesicht einer gescheiterten Coronapolitik, derjenige, der Schuld hatte, wenn Impfstoff fehlte, wenn Masken fehlten, wenn Ratlosigkeit herrschte. Man kann in diesen Übergangsstagen dabei zusehen, wie Spahn die Macht verliert, ein lebender Toter wird, politisch gesehen. Aber einer, der noch immer um sein eigenes Bild kämpft, und wenn es sein muss mit Masern. Ein neuer Versuch, diesmal mit kurzen Fragen.

**SPIEGEL:** Sind Sie nachtragend?

**Spahn:** Nein. Wenn ich nachtragend wäre, würde ich ständig auf Kollegen treffen, von denen ich wüsste, die haben doch schon mal... da würde ich verrückt werden.

**SPIEGEL:** Dünnhäutig?

**Spahn:** Nö. Aber direkt bin ich manchmal schon.

**SPIEGEL:** Sie waschen Leuten häufiger mal den Kopf, oder?

**Spahn:** Was heißt »Kopf waschen«? Ich bin wenig diplomatisch.

Er schaut seinen Mitarbeiter an.

**Spahn:** Bin ich dünnhäutig? Darfst du ruhig sagen.

**Mitarbeiter:** Nö, dünnhäutig nicht.

**Ich dürfte zu den am besten gescreenten Politikern Deutschlands gehören.«**



**SPIEGEL:** Es gibt Leute, die nennen Sie eine »Diva«.

**Spahn:** Eine Diva?

**Mitarbeiter:** In Spitzen.

**Spahn:** In was für Spitzen?

**Sprecher:** Na ja, jeder ist doch manchmal 'ne Diva.

**SPIEGEL:** Ist es denn so schlimm, eine Diva zu sein?

**Spahn:** Eigentlich nicht. In gewisser Weise gehört es zum Politikersein wahrscheinlich dazu. Du lebst ja als Politiker davon, dass du wahrgenommen wirst, wenn du einen Raum betrittst.

**SPIEGEL:** Geben Sie zu wenig von sich preis?

**Spahn:** Ich kann mir ja nicht irgendwas ausdenken. Außerdem weiß ja die ganze Welt von meinem Schwulsein. Das würde bei einem Privatmenschen ja sonst auch nicht jeder wissen.

**SPIEGEL:** Haben Sie sich in Ihrer Jugend als schwuler Mann nicht als Außenseiter gefühlt?

**Spahn:** Du merkst irgendwann, du bist anders. Und lernst dabei etwas, was mir viele gar nicht zutrauen: nämlich dass du, wenn du irgendwo an kommst, die Blicke, die Zwischentöne, die Stimmungen genau wahrnimmst. Man wird feinfühliger, wenn man merkt, dass man anders ist als die anderen. Man muss gleich ein Gefühl dafür haben: Ist das hier eher freundliches oder eher feindliches Gefilde? Das habe ich schon sehr früh gelernt.

In gewisser Weise ist Jens Spahn die Außenseiterrolle gewohnt, der Einserabiturient der Bischöflichen Canisiussschule, die Jugend als Homosexueller im konservativen Münsterland, seine Überfliegerkarriere in einer Partei, in der ihm die Herzen nie automatisch zuflogen. Er vereint die Widersprüche der CDU, zwischen Fortschrittsglauben, Zukunftsangst, Erneuerung und Bewahrung.

Irgendwann führt er zum Ausgang, aber bevor er die Tür schließt, hält er

### **Stammtischler Spahn 2021:** Ein Gespräch, das tatsächlich Einblicke erlaubt

noch einmal inne, irgendetwas beschäftigt ihn.

Er wollte nicht ausschließen, dass man ihn auch einmal zu Hause in Ottenstein besuchen könne, wo seine Eltern noch immer leben und seine Freunde von damals, die Jungs vom Stammtisch »Hau wech«, die natürlich keinerlei »Medienerfahrung« hätten.

Er müsse sich das aber noch mal überlegen, sagt Jens Spahn.

## IV. Heimkehr

20. November 2021

**St.-Georgs-Saal, Gaststätte Burghof, Stadtteil Ottenstein, Ahaus**

Er kommt ein paar Minuten zu spät. Es gibt wieder neuen Ärger um seine Coronapolitik, um die Frage, warum er für die Boosterimpfungen viel Moderna und so wenig Biontech auf Vorrat hat, ein Luxusthema, das allerdings für Aufregung sorgt.

Er ist nur noch wenige Tage Gesundheitsminister, es sieht nicht gut für ihn aus. Der Koalitionsvertrag ist so gut wie unterschriftenreif, Scholz wird in zwei Wochen zum Kanzler gewählt, die Oppositionsrolle ist also sicher. Er, der einmal Parteivorsitzender werden wollte, muss nun Umfragen lesen, in denen steht, dass sich nur zwei Prozent der Unionsanhänger Jens Spahn als Parteichef wünschen.

Bald wird er in seinem Abgeordnetenbüro im Jakob-Kaiser-Haus sitzen, unter sich nicht mehr Hunderte Mitarbeiter wie im Bundesgesundheitsministerium, sondern nur noch eine Handvoll. Er wird einer von vielen sein.

Im Dezember wird die Unionsfraktion verkünden, dass Jens Spahn stellvertretender Fraktionsvorsitzender wird, zuständig für die Themen Wirtschaft, Klima, Energie, Mittelstand und Tourismus.

Spahn setzt sich und checkt die Corona-App. Aktuell liegt die Sieben-Tage-Inzidenz im Kreis Borken bei 219. »Eigentlich geh ich bei diesen Inzidenzen gar nicht in die Gaststätte«, sagt Spahn.

Im Burghof hat Spahn jahrelang gekellnert, bereits als Schüler, bis er 2002 Bundestagsabgeordneter wurde. Seine Eltern wohnen zwei Häuser weiter, direkt gegenüber steht die Kirche, in der er Messdiener war, und nebenan liegt die Kneipe, in der sich seine besten Freunde bis heute treffen, der Stammtisch »Hau wech«, dem er seit seiner Gründung angehört.

Der Stammtisch fällt an diesem Abend aus, zwei Mitglieder, die einst Kfz-Mechaniker waren und sich zu

Pflegern umschulen ließen, können offenbar nicht, weil sie arbeiten müssen. Und so hat Spahn in den Burghof eingeladen. Links neben ihm sitzt Daniel Hemming, gelernter Zimmermann, mit dem er zusammen die Grundschule besuchte, rechts neben ihm sitzt Heike Wissing, die seine erste und letzte Freundin war und die damals, als er Bundeskanzler spielen durfte, seine »Finanzministerin« war. Sie arbeitet heute als Steuerberaterin und ist, wie Spahn es nennt, »bei der CDU vor Ort aktiv«.

»Also, damit Sie wissen, wen wir hier so Schönes haben«, sagt Spahn.

Er hat lange überlegt, ob er diesen Termin zulassen soll, einen Blick in die Welt, aus der er kommt. Er sagt, er habe selten gute Erfahrung damit gemacht, sich zu öffnen, aber nun sitzt er hier und versucht schon mal, Macht abzugeben.

»Ich hab ein paar Fotos mitgebracht«, sagt Daniel Hemming, sein Freund.

»Sehen Sie mal, was für ein Aufbau hier für Sie gemacht wird«, sagt Spahn.

Auf Hemmings Bildern zu sehen sind: Partykeller, die Gründungsjahre der »Hau wechs«, die einmal die PGs hießen, die »Parkgang«, weil sie erst zusammen im Park abhingen, bevor sie alt genug waren, um zusammen in die Kneipe zu gehen. Hemming ist jetzt bei den Karnevalsfotos angekommen.

»Ich brauche doch keine Abnahme zu machen, oder?«, scherzt er.

Es ist ein Gespräch, das tatsächlich Einblicke erlaubt, das zeigt, wie Spahn groß geworden ist, in einem Dorf von mittlerweile 4000 Einwohnern, in dem man nicht wie in Berlin nach der Kneipe in den Klub, sondern zu den Eltern nach Hause zum »Spieleieressen« geht.

Nach anderthalb Stunden sagt Spahn: »So, wir haben jetzt unser gutes Stündchen voll, wie lange brauchen Sie noch?« Nach zwei Stunden sagt er: »Jetzt sind es schon zwei Stunden.«

Aber er bleibt und denkt nach, was er sonst noch erzählen kann.

Er bestellt eine Runde Bier, verschwindet dann kurz in der Küche, kommt zurück und sagt: »Ich hab jetzt noch eine münsterländische Spezialität organisiert beim Koch. Herrencreme. Ein Nachtisch. Vanillepudding mit Schoko und Rum.«

Kurz danach wird die Herrencreme serviert. Er löffelt die Schale aus. Dann erhebt er sich.

Er muss jetzt wirklich los.

»Man soll aufhören, wenn es am schönsten ist«, sagt er.

**»Man wird feinfühliger, wenn man merkt, dass man anders ist.«**

# Gemischtes Doppel

**LEITKULTUR** Alexander Osang geriet beim nachgefeierten Weihnachtsfest in eine Debatte um Djoković – und landete plötzlich auf der falschen Seite.

Weil sich mein Sohn und seine Freundin über Weihnachten und Neujahr in Quarantäne befanden, aßen wir am zweiten Januarwochenende noch mal Ente, Klöße und Rotkohl bei meiner Schwiegermutter. Die Freundin meines Sohnes ist Londonerin, sie hatte Corona von einem Heimatbesuch mitgebracht, soweit wir das einschätzen konnten. Sie mailten uns Fotos von ihren positiven Tests, wir legten ihnen Care-pakete und Geschenke vor die Tür in Kreuzberg. Jetzt sahen wir uns zum ersten Mal alle wieder, in Köpenick. Es war noch mal Weihnachten. Ich habe den Eindruck, dass gerade sowieso oft Weihnachten ist. Es liegt am Alter, glaube ich.

Beim Essen redeten wir über Novak Djoković. Alle redeten über ihn. Er war die Spitzenmeldung in den Nachrichtensendungen. Die Sportredakteure schrieben aus der Entfernung Psychogramme des Tennisspielers, der in einem australischen Quarantänehotel saß. Ein Impfgegner, hieß es. Er tue sich keinen Gefallen. Er war nicht das Vorbild, das sie erwarteten. Australien gilt als sympathisches Land, besonders in Deutschland. Von Novak Djoković dagegen weiß man, dass er Schläger zertrümmert und Wasser weicht.

Ich habe Djoković mal in London getroffen, kurz nachdem er das Spiel um den 3. Platz des olympischen Tennisturniers gegen den Argentinier Juan Martín del Potro verloren hatte. Seine Augen waren rot geweint. Er redete von seiner Heimat, für die er gern eine Medaille gewonnen hätte. Ich konnte mich nicht konzentrieren, weil sich unten auf dem Rasen gerade Andy Murray und Roger Federer für das Endspiel warm machten. Djoković wirkte schon damals sehr allein. Er verpflichtete dann Boris Becker als Coach, er wurde der beste Spieler der Welt. Obwohl er Herzen in den Sand von Paris malte und dem New Yorker Publikum Kussände zuwarf, liebte ihn die Welt nie so wie Federer, den Gustav Gans des Tennisports.



Alexander Osang / DER SPIEGEL

Auch an unserem Köpenicker Tisch hatte Djoković keine guten Karten. Mein Sohn ist der größte, mir bekannte Federer-Fan. Meine Tochter studiert Medizin. Meine Schwiegermutter und ihr Lebensgefährte verstehen nicht, wie ein Spitzensportler in einer weltweiten Pandemie Extrabehandlung erwarten kann. Die kriegen sie ja auch nicht. Meine Frau mag Djoković, hasst allerdings Männer, die auf dem Tennisplatz rumbrüllen und Schläger zertrümmern. Ich weiß das aus eigener Erfahrung.

Ich bin eigentlich Nadal-Fan, aber mich nervte die allgemeine Vernunft, die mir seit Wochen entgegenschlägt. Niemand wusste irgendwas Genaues, aber alle wussten Bescheid. Djoković selbst hatte bislang gar nichts gesagt, aber die Wut der Menschen auf ihn wuchs ständig.

Neulich hat mir in einer Kneipe, spätnachts, nach ein paar Schnäpsen ein Schauspieler erzählt, wie er bereue, bei #Allesdichtmachen mitgemacht zu haben. Außerdem bereue er, dass er sofort abschwore, als der Zorn über den Schauspielern zusammenbrach.

Ich kämpfte in Köpenick ein bisschen für den Djoker. Ich bewegte mich vorsichtig auf die andere Seite zu den Knallcharge, die manchmal

## Weihnachtsbäume in Prenzlauer Berg

Als wir nach Hause fuhren, hatte sich Djokovićs Status von Impfgegner zu Impfskeptiker gewandelt.

in deutsche Talkshows eingeladen werden, damit nicht alle einer Meinung sind.

Vor ein paar Tagen habe ich im Podcast der »New York Times« einem Mann zugehört, der vor einem Jahr mit dem Fahrrad nach Washington gefahren war und irgendwie in die Herde geriet, die das Kapitol stürmte. Ein registrierter Demokrat, dessen Leben nach diesem Januartag auseinanderfiel. Er verlor seinen Job, darf seinen Sohn nicht mehr sehen, seine Nachbarn grüßen ihn nicht mehr. Es kann ganz schnell gehen, dachte ich, während ich redete.

Irgendwann unterstützte mich meine Frau. Wir sehen seit zwei Jahren die Nachrichten zusammen. Und die Talkshows. Wir lesen dieselben Zeitungen. Wir spielten hier am Köpenicker Wohnzimmertisch ihrer Mutter ein Mixed Doppel für den Djoker. Am Ende haben wir wahrscheinlich verloren, nahmen es aber sportlich. Kurz vor Weihnachten meldeten sich unzählige Therapeuten zu Wort, die Ratschläge gaben, wie man beim Fest den Frieden mit den Querulantin in der Familie wahrt. Selbst für den Familienstreit gibt es jetzt Regeln. Vor dem Dessert war es vorbei, wir redeten über Immobilienpreise, den Buchklub unserer Mütter und eine verstorbene Fernsehansagerin.

Natürlich waren wir alle doppelt geimpft und geboostert.

Als wir nach Hause fuhren, hatte sich Djokovićs Status in den Nachrichten von Impfgegner zu Impfskeptiker gewandelt. Djokovićs Anhörung vor dem australischen Richter wurde angekündigt wie die Weihnachtsbotschaft des Papstes.

Als wir unsere Wohnung betrat, beschlossen wir, den Weihnachtsbaum rauszuwerfen, obwohl es schon spät war und die Bäume in Prenzlauer Berg erst in vier Tagen abgeholt wurden. Wir wollten beide, dass es vorbei ist, das ewige Weihnachten. Meine Frau schreibt, während sie den Baum abschmückt, immer auf eine Karte, wie sie sich gerade fühlt. Seit vorigem Jahr mache ich da mit. Die Karten legen wir in die Kiste mit den Kugeln und Sternen. Ich schrieb dasselbe wie beim letzten Mal: Ich habe mein Zeitgefühl verloren.

Ich brachte den Schmuck in den Keller, zerrte den Baum auf die Straße und warf ihn auf den Weihnachtsbaumberg vor unserem Haus. Später, als ich in die Fenster unserer Straße schaute, war ich sehr erleichtert, dass es in unserem Wohnzimmer jetzt wieder aussah wie bei den anderen. ■



Reto Klar / FUNKE Foto Services / action press

# Lindner will Inflationsgewinne behalten

**ABGABEN** Weil die Preise 2021 stärker stiegen als unterstellt, wächst die Belastung der Steuerzahler um Milliarden Euro.

**F**inanzminister Christian Lindner (FDP) will die Inflationsgewinne des Fiskus aus dem vergangenen Jahr nicht komplett an die Steuerzahler zurückgeben. Bei der Anpassung der Tarife ging das Bundesfinanzministerium (BMF) für 2021 von einer Inflation von 1,2 Prozent aus, tatsächlich lag sie bei 3,1 Prozent. So rutschen Steuerzahler nach einer Lohn erhöhung, die nur ihren Kaufkraftverlust ausgleicht, in höhere Progressionsstufen.

Lindners Fachleute beziffern die Mehr einnahmen des Fiskus durch diese kalte Progression auf rund zwei Milliarden Euro. Die BMF-Experten begründen ihre Zurück haltung damit, dass der Staat in früheren Jahren bei der Anpassung der Tarife zuweilen zu hohe Inflationsraten unterstellt habe. Als Folge davon seien die Steuerzahler übermäßig entlastet worden. Dennoch habe der Fiskus darauf verzichtet, dieses Geld später wieder einzusammeln. Lindner kann

die Zusatzeinnahmen gut gebrauchen, weil er für etliche Vorhaben aus dem Koalitions vertrag noch Geld aufstreben muss. Anders als bei den Einkommensgrenzen des Tarifs hat Lindner bei der Anpassung des steuerfreien Existenzminimums keine Wahl. Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts zwingen ihn dazu, den Grundfreibetrag gemäß der tatsächlichen Preissteigerungsrate anzuheben. Das BMF erklärte auf Anfrage, es habe »die Problematik im Blick«. REI

## Windkraft droht Investitionsstau

**ENERGIE** Die Windkraftbranche fürchtet, dass der Anlagenausbau in Nord- und Ostsee hinter den EU-Plänen zurückbleiben könnte. Grund ist eine Verordnung, nach der in grenzüber

schreitenden Stromleitungen 70 Prozent der Kapazität für unabhängige Händler freigehalten werden müssen. Nach derzeitiger Gesetzeslage gilt die Regel auch für Windkraftbetreiber, die ihre Anlagen an die Stromnetze mehrerer Länder koppeln. Ihre Kabelstränge

würden dann wie eine grenz überschreitende Leitung behandelt, sodass die Firmen unter Umständen einen Großteil ihres selbst produzierten Stroms nicht absetzen könnten. Das führt zu »erheblicher Unsicherheit« bei den Investoren, so der Lobby verband WindEurope in einem

Schreiben an EU-Vize Frans Timmermans. Zahlreiche Vorhaben würden gestoppt, und die EU liefe Gefahr, »ihre Ziele zum Ausbau der erneuerbaren Energien zu verfehlten«. Deshalb müssten Hochseewind parks von der 70-Prozent-Regel ausgenommen werden. MSA

## »Google agiert aktiv bis aggressiv«



Michael Bültmann, 54, Deutschlandchef des Kartendienst-anbieters Here Technologies, über ein neues EU-Gesetz, das europäischen Datendiensten schaden könnte – zugunsten von Google und Co.

**SPIEGEL:** Herr Bültmann, die EU will mit dem »Data Governance Act« (DGA) die Datenwirtschaft beflügeln. Eine gute Idee?

**Bültmann:** Dagegen hätten wir natürlich nichts. Die EU will das allerdings mit einem sehr groben Raster erreichen. Es steckt sicher gute Absicht dahinter, aber man hatte am Reißbrett offenbar nicht die negativen Folgen für europäische Anbieter wie uns im Blick.

**SPIEGEL:** Worin bestehen die?

**Bültmann:** Wir bieten Unternehmen Datensätze an, auch Daten von Dritten. Und zudem eigene Services – am bekanntesten sind sicher unsere Navigationsdienste und hochauflösenden Karten fürs autonome Fahren. Das Gesetz würde das in der bisherigen Form unmöglich machen. Wir müssten die Bereiche trennen und einen Daten-Treuhänder dazwischen-schalten. Eine solche Entflechtung kenne ich sonst nur bei extremen Wettbewerbsverzerrungen. Davon kann keine Rede

sein. Keine Behörde hat uns je ein Zeichen gegeben, dass unser Marktverhalten andere negativ beeinflusst. Ich habe Studien, die das Gegenteil zeigen.

**SPIEGEL:** Das Gesetz ist weit gediehen, unlängst haben sich EU-Parlament und Mitgliedstaaten verständigt. Warum kommt Ihre Kritik so spät?

**Bültmann:** Wir haben unsere Sorgen rechtzeitig in Brüssel vorgebracht. Dort war man überrascht, Gesprächspartner haben uns gesagt: »Oh, an euch haben wir gar nicht gedacht, das wollen wir nicht.« Weil es kaum europäische Plattformen gibt, ist natürlich auch unsere Lobby-macht eher schwach. Vor allem im Vergleich mit unserem Hauptwettbewerber bei Daten-diensten für den Automobil-bereich. Der heißt Google – und agiert in unserem Markt aktiv bis aggressiv.

**SPIEGEL:** Sie fürchten, dass das EU-Datengesetz möglicherweise das Gegenteil von dem bewirkt, was es erreichen soll: die EU-Datenwirtschaft zu stärken?

**Bültmann:** Wenn man nur in Europa nicht alles aus einer Hand anbieten kann, wird das europäische Anbieter benachteiligen, ganz klar. Wir werden zusätzliche Kosten für eine Neuorganisation haben und wohl auch Umsatzeinbußen, sofern die Entwürfe so bleiben. Das Gesetz würde die bestehenden Machtverhältnisse fest-schreiben. Statt mehr Daten-souveränität gäbe es wieder ein Stück weniger. ROM

## Bonus-Ärger bei Bertelsmann

**MEDIEN** Der Börsengang der Bertelsmann-Beteiligung Majorel im vergangenen Herbst sorgt für Verstimmungen im Medien-konzern. Grund sind Boni in Höhe von 120 Millionen Euro für das Topmanagement des Callcenter-Betreibers. Allein der Vorstandsvorsitzende Thomas Mackenbrock erhielt zusätzliche zu seinem Gehalt eine Einmalzahlung von 29 Millionen Euro. Bonuszahlungen in dieser Höhe sind innerhalb des Bertelsmann-Konzerns unüblich und sorgten bei Bekanntwerden des Börsenprospekts für erhebliche Aufregung in den

Gütersloher Büros – auch weil in anderen Sparten kräftig gespart wurde. Bertelsmann weist auf Nachfrage darauf hin, dass die Boni »in Übereinstimmung mit internationalen Standards« festgelegt wurden. Unter dem Management habe sich Majorel »hervorragend entwickelt«, beide Gesellschafter hätten den Boni zugestimmt. 25 Prozent der Sonderzahlungen müssten Mackenbrock und seine Vorstandskollegen zudem in Fir-menaktien investieren. Bertelsmann hält derzeit knapp 40 Prozent der Anteile an dem Unter-nehen, das 2019 mit der marokkanischen Saham Group fusionierte und unter anderem Impfhotlines betreibt. RAI

## Siemens liefert Chips verspätet

**INDUSTRIE** Der Siemens-Kon-zern hat Probleme, seine Indus-triekunden mit Chips für die Steuerung von Fabrikanlagen zu beliefern. Das Unternehmen habe betroffene Abnehmer be-reits 2021 vor deutlich längeren Lieferzeiten für sogenannte speicherprogrammierbare Steuerungen (SPS) gewarnt, be-stätigen mehrere Kunden. Diese SPS dienen der Automatisie-rung, die Siemens-Technologie-namens Simatic wird weltweit in vielen Werken eingesetzt. Betroffen sind unter anderem Autohersteller wie Volkswagen und deren Zulieferer. Der Eng-

pass könne zu Verzögerungen beim Aufbau neuer Produktionslinien führen, heißt es in der Branche. Vor allem kleine und mittelständische Zulieferer seien davon beeinträchtigt. VW teilt mit, man verfüge aktuell über genügend Ersatzteile, die Produktion sei nicht einge-schränkt. Ähnlich verhält es sich offenbar bei BMW, Bosch, Continental und anderen gro-ßen Abnehmern, die ebenfalls betroffen sind, sich aber dazu nicht äußern. Siemens erklärt, Lieferengpässe bei Komponen-ten stellten »die ganze Branche weiterhin vor große Herausfor-derungen«. Man arbeite unter Hochdruck an Lösungen für die Kunden. MHS, SH



Stall in Krumbach

Michael Schöne / STAR-MEDIA / ddp

## Bauern fürchten Aldi Biopläne

**HANDEL** Die Ankündigung des Lebensmitteldiscounters Aldi, künftig nur noch Milch aus den höchsten Haltungsstufen zu be-ziehen, stößt bei Bauernvertretern auf deutliche Kritik. Sie befürchten, auf den Mehrkosten für den Umbau ihrer Betriebe sitzen zu bleiben. Aldi Nord und Süd, zusammen größte Milch-einkäufer der Republik, hatten am Donnerstag verkündet, schrittweise aus dem Verkauf konventioneller Frischmilch der unteren Stufen 1 und 2 aus-zusteigen. 2030 soll im Regal dann nur noch Milch der Hal-tungsstufen 3 und 4 stehen. Diese ermöglichen dem Milchvieh etwa mehr Platz, frische Luft oder gar Auslauf im Freien sowie gentechnikfreies Futter. Biomilch entspricht automatisch der höchsten Haltungsstufe. Edeka hat Ähnliches vor. »Viele kleinere Milchbauern werden

dichtmachen«, sagt Ottmar Ilchmann, Chef der Arbeitsgemeinschaft Bäuerliche Land-wirtschaft Niedersachsen/Bremen. »Mit ein, zwei Cent mehr, die Landwirte aus derartigen Programmen erwarten dürften, lässt sich kein Stallumbau finan-zieren.« Mehr Hoffnung setzt Ilchmann auf das geplante staatliche Tierwohl-Label, das der neue Agrarminister Cem Özdemir (Grüne) vorantreiben will. Dafür könnte die Berech-nung der Aufschläge für einzel-ne Haltungsstufen verbindlich festgelegt werden. Der Handel hält eine solche Praxis für kartellrechtlich schwer durch-setzbar und realitätsfern. Für Bauernvertreter Ilchmann ein vorgeschobenes Argument. Bei Schweinefleisch seien Auf-schläge kein Problem gewesen: Schweinemästern werden aktuell gut fünf Euro zusätzlich pro Tier für Haltungsstufe 2 ge-zahlt, die etwas mehr Platz und Spielmaterial vorsieht. NKL, SBO

# »Das ist härtester Entzug«

**UNTERHALTUNG** Das Konzertgeschäft hat unter den Einschränkungen der Pandemie gelitten wie keine andere Branche. Veranstalter sind frustriert, viele Künstler warten darauf, wieder durchzutreten zu können. Andere haben längst aufgegeben. Wie plant man in einer Zeit, in der sich nichts planen lässt?

Schlagersänger Andreas Gabalier im Olympiastadion München 2016



**H**ätte das Virus damals nicht angefangen, die Welt aus den Angeln zu heben, wäre Nathalie Dorra im Frühjahr 2020 durch Deutschland getourt, bejubelt von 220 000 Fans in 13 Städten. Stattdessen stapfte sie mit einer Schubkarre durch die Außenanlage eines Möbelhauses, klaubte Bierdosen und Zigaretenschachteln aus den Beeten, jätete Unkraut, pflanzte Buschrosen, bezahlte auf Stundenbasis.

Dabei muss sie so unbeholfen gewirkt haben, dass der Verkäufer vom Würstchenstand irgendwann fragte, was sie von Beruf sei. Sängerin, sagte sie zögerlich. Der Würstchenmann lachte. Da er ihr nicht glaubte, verriet sie ihm, dass sie die DuettPartnerin von Udo Lindenberg ist. Der Würstchenmann lachte noch mehr. Als sie tags darauf Fotos mitbrachte, sie mit Lindenberg auf der Bühne, gestylt und in Popstarpose, bestritt der Würstchenmann, dass sie das sei. Sie ärgert sich bis heute, ihm von ihrem anderen Leben erzählt zu haben.

»Hinterm Horizont geht's weiter«. Wie oft hat Dorra das zusammen mit Lindenberg gesungen. Sie mit ihrer Soulöhre, er im Udo-Nölton. Jetzt, im Coronafrühjahr 2020, ging plötzlich nichts mehr weiter. Die Lindenberg-Tour: abgesagt. Alle weiteren Auftritte ebenfalls. Und der Horizont nicht einmal in Sicht.

Dorra, 46, sagt, sie habe keine Ausbildung und kein Studium, »ich habe immer nur gesungen«. Seit den frühen Neunzigerjahren habe sie gut von ihrem Job als Sängerin gelebt. »Naiverweise habe ich ihn als sichere Einnahmequelle gesehen.«

Die Livemusik hat unter den Einschränkungen der Pandemie gelitten wie kaum eine andere Branche. Während Supermärkte offen bleiben durften, Schlachtereien und Autozulieferer als systemrelevant galten, Restaurants ihren Betrieb irgendwann wieder aufnahmen und selbst bei Fußballspielen Zuschauer zugelassen waren, fiel ein Konzert ums andere aus. Sogar Freiluftevents wie Rock am Ring oder das Wacken Open Air wurden gestrichen.

Aus Virologensicht mag das sinnvoll gewesen sein: Wo gesungen und getanzt wird, fliegen Aerosole. Steigt der Alkoholpegel, sinken die Hemmungen. Wer sich nicht beim Konzert ansteckt, tut es womöglich in der überfüllten Bahn dorthin. Doch die Verbote und Regeln, mit denen die Politik die Musikwelt belegt hat, hinterlassen Spuren.

Der Branche geht die Luft aus, das zeigen die Zahlen: Im Sommer 2021



Bühnenpartner Dorra, Lindenberg 2019

längst überfälligen Neustart liefern muss.«

Dabei ist es nicht so, dass der Staat nichts getan hätte. Doch vor allem Kulturschaffende mussten teils quälend lange auf Unterstützung warten. Die Regeln für Soforthilfen variierten je nach Bundesland, die November- und Dezemberhilfen 2020 wurden vom Bund nur schleppend ausgezahlt. Und bei Neustart Kultur, einem zwei Milliarden Euro schweren Rettungspaket, lagen die bürokratischen Hürden mitunter hoch.

Stark nachgefragt wird der Sonderfonds, den der Bund im vergangenen Juli für Kulturveranstaltungen eingerichtet hat. Er umfasst 2,5 Milliarden Euro, bis jetzt wurden Fördersummen in Höhe von bis zu 2 Milliarden angemeldet.

Davon eine sogenannte Wirtschaftlichkeitshilfe für 24 000 Konzerte und Aufführungen, die aufgrund der Abstandsgebote vor so wenig Publikum absolviert werden mussten, dass sie sich nicht rentieren. Sowie eine Ausfallabsicherung für 2200 Großevents, die bei Absage 90 Prozent der entgangenen Einnahmen ersetzt. Wie viel am Ende ausgezahlt wird, ist unklar. Für Veranstaltungen, die in der unsicheren Zeit gar nicht erst geplant wurden, gibt es: nichts.

**Um Klaus-Peter Schulenberg**, 70, den Gründer von CTS Eventim, muss man sich kaum sorgen, das Privatvermögen des Bremer Unternehmers wird auf 2,2 Milliarden Euro geschätzt. Seine Firma gilt als Europas größter Ticketverkäufer und erhielt im vergangenen Juli immerhin 102 Millionen Euro Wirtschaftshilfe vom Bund.

Schulenberg, einst Manager des Schlagersängers Bernd Clüver, hat sein Unternehmen seit 1996 zu einem Quasimonopolisten ausgebaut. Zudem betreibt Eventim die Lanxess Arena in Köln sowie die Berliner Waldbühne und baut in Mailand Italiens größte Multifunktionshalle, die zu den Olympischen Spielen 2026 eröffnet werden soll.

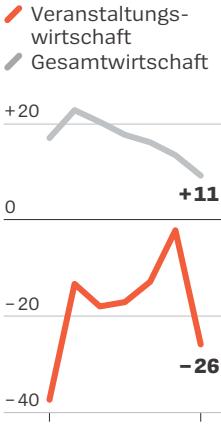
Die Coronazeit erlebte er als Auf und Ab. Einer der erfreulichsten Tage während der Pandemie sei im vergangenen September gewesen: der Verkaufsstart für die Europatournee des britischen Megastars Ed Sheeran. Es war die Zeit der niedrigen Inzidenzen. »Binnen wenigen Stunden wurde eine Million Eintrittskarten verkauft«, erzählt Schulenberg, »davon 200 000 für Konzerte in Deutschland.« Die Karten gab es erstmals nicht auf Papier, sondern ausschließlich als personalisierte Handytickets

## »Ich habe keine Ausbildung, ich habe immer nur gesungen.«

Nathalie Dorra, Musikerin

## Tiefschlag

Ifo Geschäftsklima 2021 im Vergleich



Salden der Antworten zur Einschätzung der aktuellen Geschäftslage als »gut« oder »schlecht«. Die Skala reicht von +100 (alle »gut«) bis -100 (alle »schlecht«).

• Quelle: Ifo-Umfragen

gaben die Deutschen 74 Prozent weniger für Konzertkarten aus als im gleichen Zeitraum 2019, für Festival-tickets sogar 83 Prozent weniger. Es lässt sich auch an den Gesichtern von Konzertveranstaltern und Künstlern ablesen. Sie sind müde, ratlos, gereizt.

Die Großen kommen gut durch die Pandemie, einige warten nur darauf, wieder durchzustarten. Andere haben aufgegeben, wie jenes Musikerpaar, das gemeinsam umschulte und jetzt in Basel als Straßenbahnhörner arbeitet. Veranstalter müssten sich inzwischen eher Verschieber nennen. Oder Absager.

Wie kalkuliert eine Branche, wenn es keine Verlässlichkeit mehr gibt? Wer rettet sie, wenn sich das dritte Pandemiejahr anfühlt wie das erste?

Livemusik ist nicht lebenswichtig, aber sie ist ein Symbol für Freiheit. Der Seismograf, der zeigt, wie es Deutschland geht. Wie weit Normalität entfernt ist. Die meisten Konzertpläne, geschmiedet im Sommer nach den Shutdown-Monaten, werden umgeschmissen: durch Kapazitätsgrenzen, 2G-Regeln und die Sorge vor dem nächsten Bühnenverbot.

Dieter Semmelmann, der 13 Jahre lang die Tourneen von Helene Fischer organisiert hat, nennt die Absage von Großveranstaltungen »reine Symbolpolitik«: »2G plus, mit Maske – warum soll das nicht möglich sein?«

Rock-am-Ring-Erfinder Marek Lieberberg sagt, der Veranstaltungsbereich sei ein hoher Tribut für das Gemeinwohl abgefördert worden. »Wir sind de facto das erste und letzte Opfer der Pandemie und einer daraus resultierenden Politik, die endlich verbindliche Kriterien für den

## MUSIKINDUSTRIE

# Rendite mit Evergreens

Millionensummen für Springsteen, Bowie und Co.: Warum der Handel mit Musikrechten gerade boomt – und wer davon profitiert



Sängerin Turner um 1996

UIG / MAGO

**Musikrechte gelten heute** als fast so wertstabil wie einst ein Bundesschatzbrief. Ruiniert ein Künstler nicht sein Image oder ändert sich der Musikgeschmack des Publikums nicht nachhaltig, sorgen Pop-songs wiederkehrend für zuverlässige Auschüttungen. »Unter den spekulativen Investments gehören Musikrechte zu den risikoärmsten«, sagt Christian Baierle, Chef des Hamburger Musikverlags Roba, der in großem Stil mit Musikrechten handelt und Verlage aufkauft. Wenn hierzulande Song wie »Y.M.C.A.«, »Take Me Home, Country Roads« oder »The Girl from Ipanema« gespielt werden, bekommt Roba fast immer Geld, weil die Lieder zum Rechtekatalog der Firma gehören.

Entscheidend sei dabei, inwieweit das Werk eines Künstlers historisch relevant und »Teil der kulturellen DNA geworden ist«, sagt Hartwig Masuch, Chef von BMG. Die Bertelsmann-Tochter hat sich bereits 2008 auf Künstler- und Rechtemanagement spezialisiert. Sie ist der einzige deutsche Player in dem Markt, in dem neben den traditionellen Musikkonzernen Warner, Sony und Universal zunehmend auch finanzstarke Investmentfonds mitbieten, darunter der BMG-Partner KKR, Hipgnosis, die Blackstone Group oder Musikverlage wie Primary Wave.

In den vergangenen 13 Monaten wurden die Musikrechte einiger der größten Pop- und Rockstars neu verteilt, die Summen sind gigantisch: Bob Dylan erhielt

mehr als 300 Millionen Dollar von Universal Music, Neil Young verkaufte Teile seiner Rechte an den Fonds Hipgnosis für geschätzt 150 Millionen, Songwriter Paul Simon und die Nachlassverwalter David Bowies erhielten jeweils etwa 250 Millionen Dollar. Lukrative Deals machten auch Stevie Nicks von Fleetwood Mac und Tina Turner. Zu den Rekordhaltern zählt seit Dezember der US-Rockmusiker Bruce Springsteen, der die Rechte an seinen Aufnahmen und Songs für angeblich 550 Millionen Dollar an Sony Music verkauft.

Für Masuch ist das erst der Beginn eines noch hitzigeren Rechtekampfs, denn die dicksten Brocken seien noch gar nicht verteilt: »Rolling Stones, Pink Floyd, Queen, Beatles, alles, was man aus den Sechziger- und Siebzigerjahren als große Künstler kennt. Das alles hat gerade erst angefangen.« Masuch rechnet damit, dass in den kommenden Jahren Rechte im Wert von 300 Milliarden Dollar den Besitzer wechseln – von der Musikindustrie, wie man sie bisher kannte, in die Hände

## 550 Millionen Dollar

**soll Sony Music für die Rechte an den Aufnahmen und Songs von Bruce Springsteen gezahlt haben.**

von Finanzdienstleistern. Anders als die pandemiegeschüttelten Veranstalter sind Musikrechte krisenfest: Finden Konzerte nicht statt, kommt das Geld über die Nutzung in Radio, Fernsehen, Kinofilmen, Computerspiele oder Streamingdienste rein. Am lukrativsten ist es, wenn ein Song für Werbung genutzt wird, für die weltweite Nutzung kann mehr als eine Million Euro an Tantiemen fällig werden.

So investieren heute nicht zuletzt auf Sicherheit bedachte Anleger in Musik: Pensionskassen oder konservative Fonds. »Selten werden einzelne Songs verkauft, oft sind es ganze Rechtekataloge mit Tausenden von Titeln. Nicht alle sind Hits, doch fällt ein Lied mal komplett durch, kann ein anderes Stück das ausgleichen«, sagt Roba-Chef Baierle, dem ein Teil des Repertoires von Musikverlagen aus DDR-Zeiten gehört. Ziehe man alle Ausgaben ab, seien Renditen von sieben Prozent und mehr pro Jahr für die Anleger realistisch.

Noch 2010 waren nur wenige Investoren bereit, das Neunfache der jährlichen Verlagerlöse aus Musikrechten zu zahlen. Zehn Jahre später hat sich dieser Faktor mehr als verdoppelt, und das Geschäft boomt. Der Hauptgrund für den Boom heißt Streaming. Weil auch in immer mehr Autos internetfähige Musikplayer eingebaut werden, glauben Investoren, dass die großen Zeiten der Digitalerlöse erst noch kommen werden.

Laut einer aktuellen Studie macht die Katalogware, also Evergreens, Popklassiker und Musik, die nicht aus den aktuellen Charts stammt, rund 70 Prozent des gesamten Musikkonsums in den USA aus.

Für die Granden der Popwelt stellt sich nur noch die Frage, an wen sie verkaufen sollen: an Investoren, die mit allem handeln, solange es Rendite bringt, oder an die alte Plattenbranche. Bruce Springsteen, der seine Musik seit Jahrzehnten bei der Sony-Tochter Columbia veröffentlicht, setzte lieber auf den langjährigen Partner. Denn auch wenn das Urheberrecht bei allen aktuellen Deals beim Künstler oder seinen Erben verbleibt, wollen manche ein Mindestmaß an Kontrolle behalten. So ließ sich Springsteen in den Vertragsverhandlungen angeblich zusichern, dass die Verwendung bestimmter Songs in Werbespots, darunter sein Hit »Born in the U.S.A.«, besonders streng geregelt werden soll.

Andreas Borcholte, Martin U. Müller

über die Eventim-App, ein Schutz gegen den Ticketschwarzmarkt.

Dass Eventim nach der Coronaflaute wieder in die schwarzen Zahlen rutschte, auf 26 Millionen Euro Gewinn im dritten Quartal, ist auch Sheeran zu verdanken. Ende November, nach Bekanntwerden der Omikron-Variante, sah es dann erneut düster aus. »Drei Tage später ging der Verkauf um 30 Prozent zurück.« Das Weihnachtsgeschäft kleckerte vor sich hin. Normalerweise verkauft Schulenberg an Adventssonntagen schon mal eine Million Tickets.

Wie geht es weiter? »Ich vermute, dass das Geschäft im zweiten Quartal wieder richtig startet«, sagt Schulenberg. Für den Sommer hofft er auf Open Airs. Und seine Prognose für das dritte und das vierte Quartal? »Dazu bräuchte ich eine Glaskugel.«

Sängerin Dorra ist froh, dass sie im Frühjahr 2020 nicht in die Zukunft schauen konnte. »Hätte ich gewusst, wie lange uns das Virus beschäftigen wird – ich hätte nicht die Kraft gehabt, das durchzustehen.« Ihre Zeit beim Möbelhaus endete nach einem halben Jahr. Ihr Mann Ole Feddersen arbeitet bis heute dort, er ist ebenfalls Sänger bei Lindenbergs. Der gelernte Tischler montiert jetzt Küchen.

Für ein paar Monate half Dorra danach in einer Hamburger Kinderwunschklinik aus, Lindenberg's Arzt hatte ihr das vermittelt. Wenig später trat sie ihren dritten Pandemiejob an, in einer Boutique in Scharbeutz. Manche Kunden erkannten Dorra, einige baten um Autogramme.

**Anfang November kam** die erlösende Nachricht: Lindenbergs geht im Mai 2022 auf Tour. Dorra und Feddersen legten sich vor Freude weinend in den Armen. Zum Jahreswechsel schrieb Lindenbergs: »In 22 powern wir wieder.« Sicher?

Mitte Dezember sollte der Rapper Sido mit seiner Weihnachtsshow auf Reisen gehen, die ursprünglich für 2020 geplant war. Zehn Tage zuvor wurde die komplette Tour gecancelt, das Problem war der Föderalismus. In Hamburg hätte das Konzert in einer vollen Halle gegeben werden können, 2G, ohne Maske. In München hingegen nur mit einer Auslastung von 25 Prozent, ohne Catering, mit Abstand von 1,50 Meter zum nächsten Zuschauer. Bedingungen, unter denen sich eine Tour nicht durchziehen lässt.

Ende Februar soll die Tournee von Peter Maffay beginnen, die bereits dreimal verschoben wurde. Die ersten Ticketkäufer zweifeln bereits daran, dass sie stattfindet. »Seid doch wenigstens so fair und haltet die Fans nicht noch länger hin mit den Entscheidungen«, schreibt ein weiblicher Maffay-Fan auf Facebook. »Wir wissen doch alle, dass es im Februar keine Tour vor 10 000 Leuten geben wird.«

Künftig könnten Fans noch mehr Grund haben, sauer zu sein. Bereits in den vergangenen Jahren waren Konzertkarten immer teurer geworden, weil Künstler damit den

Verlust des nahezu erloschenen Tonträgergeschäfts wettmachen. Insider sagen, nach der Pandemie könnten die Preise um weitere fünf bis zehn Prozent ansteigen. Allein schon, weil alles teurer geworden ist. Hotels, die dem Tross früher bereitwillig Sonderkontingente gewährten, achten nun aufs Geld. Hinzu kommt der Mangel an Fachkräften. Bühnenbauer, Techniker und Beleuchter sind in andere Branchen abgewandert. Busunternehmern, die in sogenannten Nightlinern die Künstler nach dem Konzert zum nächsten Auftrittsort chauffieren, fehlen die Fahrer.

Doch zunächst haben die frustrierten Kunden die Möglichkeit, sich etwas zurückzuholen. Wer vor dem 8. März 2020 Tickets gekauft hat, erhält für coronabedingt ausgefallene Konzerte zunächst Gutscheine, so hatte es die Regierung zugunsten der Veranstalter beschlossen. Seit 1. Januar können die Gutscheine gegen Geld umgetauscht werden. Bei Eventim geht es um eine siebenstellige Anzahl von Tickets. Bislang haben lediglich 20 Prozent der Käufer ihr Geld zurückverlangt.

Bei Semmel Concerts, an dem Eventim beteiligt ist, sind es nahezu 50 Prozent. »Seit Jahresbeginn trudeln bei uns täglich Hunderte Einschreiben mit Gutscheinen ein«, sagt Geschäftsführer Semmelmann, »jeder im Schnitt 50 Euro wert.« Vielleicht, so hofft er, lassen manche Kunden ihre Tickets auch an ihrem Kühlschrank hängen, anstatt sie umzutauschen. Als Erinnerung an die verrückte Coronazeit.

Immerhin, die großen Namen ziehen an der Ticketkasse nach wie vor, trotz der Unsicherheit. Helene Fischer will im August ihr bislang größtes Konzert geben, vor 150 000 Besuchern auf dem ehemaligen Flughafen-Gelände in München-Riem. Binnen 24 Stun-

den gingen 100 000 Tickets weg. Für Stars von ihrem Kaliber gelten andere Gesetzmäßigkeiten, auch jetzt noch.

Die Berliner Philharmoniker, ebenfalls Superstars, haben den Vorteil, teilweise öffentlich finanziert zu sein. Das Ensemble kann sich höhere Ausgaben leisten, um den Spielbetrieb am Laufen zu halten. Aber ganz ohne Hilfe von außen geht es auch hier nicht.

Allein die PCR-Tests, dreimal pro Woche bei 80 bis 90 Musikerinnen und Musikern pro Besetzung, verschlingen einen hohen sechsstelligen Betrag. In den vergangenen eineinhalb Jahren wurden die Tests von einem Rostocker Biotechnologieunternehmen gesponsert, seit Januar muss die Stiftung Berliner Philharmoniker sie selbst finanzieren.

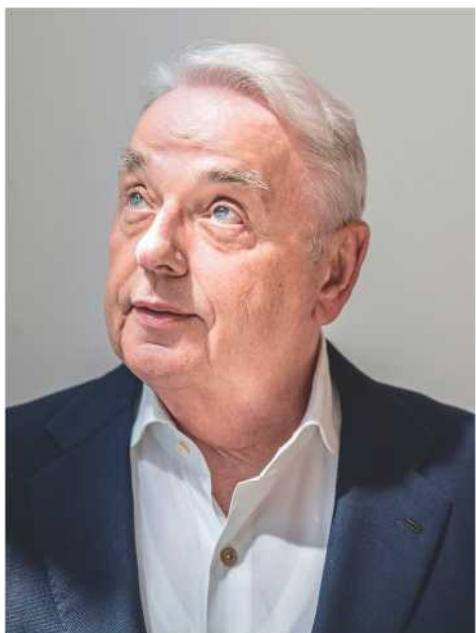
**Intendantin Andrea Zietzschmann**, 52, fühlt sich manchmal mehr als Krisen- denn als Kulturmanagerin. »Es gab Wochen, da sprach ich öfter mit der Charité als mit Partnern aus der Kulturbranche«, sagt sie. In der kommenden Woche spielen die Philharmoniker die »Alpensinfonie« von Richard Strauss. Ein imposantes Stück. »Es kommt auf jeden Blechbläser an«, sagt Zietzschmann. »Fiele auch nur einer aus, könnte es das Programm gefährden.« Sie müsste womöglich absagen. Oder improvisieren, wie das Festspielhaus Baden-Baden bei seinem Silvesterkonzert.

Es war kurz vor 16 Uhr, als Intendant Benedikt Stampa dort die Bühne betrat. Der Hausherr musste eine Programmänderung bekannt geben: Die Solisten Annette Dasch und Klaus Florian Vogt würden entgegen der Ankündigung lediglich vom Klavier begleitet. Das Orchester, die Deutsche Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern, hatte abgesagt. Zwei positive Coronatests.

Stampa hatte am Morgen davon erfahren. Binnen Stunden wurde die Pianistin Olga Wien engagiert. Als Stampas Mitarbeiter anrief, stand sie in der Küche und schnippte Gemüse. Solist Vogt hatte bereits von der Absage des Orchesters erfahren und war deshalb in Florenz geblieben, wo er gerade ein Engagement hat, als ihn die Nachricht erreichte, dass das Konzert doch stattfinden würde. Der Hobbyfotograf startete sofort mit einer von ihm selbst geflogenen Maschine nach Stuttgart, da er wegen Nebel nicht in Baden-Baden landen konnte.

Improvisieren ist ein Teil von Stampas Job. Ein anderer ist es, Geld einzutreiben. In normalen Zeiten kommt das Festspielhaus Baden-Baden im laufenden Betrieb ohne staatliche Förderung aus. Es überlebt mithilfe von Eintrittsgeldern und dank dem Freundeskreis des Hauses, dem der CDU-Politiker Wolfgang Schäuble vorsitzt. Stifter und Förderer wie der örtliche Finanzunternehmer Wolfgang Grenke oder dm-Gründer Götz Werner spenden zudem jährlich bis zu einer Million Euro.

Die Mäzene erwiesen sich auch während der Pandemie als spendabel. Obwohl teils nur ein Viertel des Spielbetriebs stattfand, machten sie 2020 und 2021 jeweils sechs Millionen



Daniel Pilar / laif

## Eine Prognose? »Dazu bräuchte ich eine Glaskugel.«

**Klaus-Peter Schulenberg, Eventim-Chef**

Euro locker. Darin enthalten: insgesamt 700 000 Euro von Ticketkäufern, die auf die Rückerstattung von Eintrittsgeldern verzichteten.

Auch das gehört, neben allem Schlechten, zu den Veränderungen durch die Pandemie: dass manche in dieser Zeit großzügiger geworden sind. Andere wiederum kreativer.

So wie das Leipziger Gewandhaus, das die Pandemie genutzt hat, um sich ein neues Geschäftsmodell auszudenken, nach dem Vorbild der BahnCard. Seit dieser Saison gibt es eine Gewandhausorchester Card, in den Größen 20, 50 und 100. Letztere ist eine Flatrate: Für 900 Euro bietet sie nicht nur ein Jahr lang kostenlosen Eintritt bei Eigenveranstaltungen, sondern auch Freigetränke ohne Ende. 7000 Cards wurden bislang verkauft.

Der Münchener Kulturveranstalter Andreas Schessl hat das Kämpferische in sich entdeckt. Er will es nicht hinnehmen, »dass die Kultur schlechter behandelt wird als die Gastronomie«. Vor einiger Zeit habe sich eine Gruppe von vier Haushalten bei ihm beschwert, weil sie bei einem von ihm organisierten Konzert nicht gemeinsam in einer Loge platziert wurde, aufgrund der Abstandsregeln. Im Restaurant durfte sie am selben Abend problemlos zusammensitzen, ohne Maske und nah beieinander.

Das sei ungerecht, so sieht es auch Schessl. Er fordert eine Gleichbehandlung der beiden Branchen. Im September wandte er sich mit seinem Anliegen an den Bayerischen Verwaltungsgerichtshof, der seinen Eilantrag ablehnte.

**Während des ersten Lockdowns** schien es, als ließe sich das reale Konzert-erlebnis durch Surrogate ersetzen. Das Videospiel »Fortnite« ließ Avatare von Superstars wie Travis Scott durch Fantasiewelten fliegen. In Berlin startete ein Fachmann für Garten- und Landschaftsbau die Plattform YourGix, die Konzerte mit den Rappern Sido und Samra streamte. Der Pianist Igor Levit konzertierte aus seinem Wohnzimmer heraus für die Twitter- und Instagram-Gemeinde. Sogar das Wacken Open Air fand in den vergangenen beiden Jahren virtuell statt. Er habe etwas für die Fans und die Bands tun wollen, sagt Festivagründer Holger Hübner. »Geld haben wir damit nicht verdient, wir haben sechsstellig zugeschossen.«

Von dem virtuellen Aufbruch ist heute kaum noch etwas zu spüren. Übrig bleiben Benefizkonzerte wie »AllHandsOnDeck«, das im Dezember aus der nahezu leeren Hamburger



Wolfgang Wille / Rapa Images

Barclays Arena gestreamt wurde, zugunsten existenzgefährdeter Künstler. »Diese kleinen Streamingversuche waren wie die Kerze bei einem Stromausfall«, sagt der Popsänger Clueso. »Man sitzt am Tisch, lacht, versucht, die Zeit zu überbrücken, bis der Strom wieder angeht. Jetzt fühlt es sich so an, als würde ständig jemand am Lichtschalter stehen, ein, aus, ein, aus. Man hat keinen Bock mehr.«

Clueso hat seine Hallentournee bereits mehrfach verlegt, zuletzt von Februar 2022 auf September und Oktober. Auch weil die Ticketverkäufe ein Problem waren: »Viele Künstler haben sich nicht getraut zu sagen, dass sie grad wenige Tickets verkaufen, aus Angst, es würde auf sie zurückfallen. Dabei ist es doch logisch: Wenn die Nachrichten schlecht sind und das Lieblingsrestaurant geschlossen hat, bucht man auch keine Tickets für ein Hallenkonzert.«

Es ist kurz nach 23 Uhr, als Udo Lindenberg anruft. Für ihn ist es jetzt Mittag, gewöhnlich steht er gegen 16 Uhr auf und geht morgens früh um 7 ins Bett. Der 75-Jährige hatte lange gezögert, sich zur Lage seiner Branche zu äußern. Er sagte zu, ab, zu, ab. Finanzen, Wirtschaft, das ist nicht seine Welt: »Alarmstufe Rot, das ganze Sozialgefüge, schwierig. Sprich darüber mit den Businessexperten, die haben die genaue Kenne.« Jetzt will er reden, darüber, wie er sich fühlt.

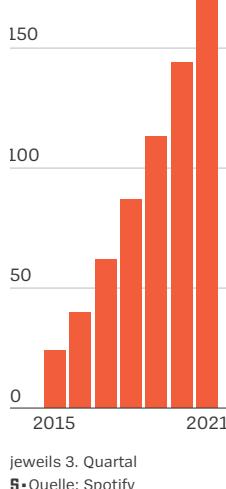
»Als wir 2020 die Tour absagen mussten, war das schlimm für uns. Ich wusste, welche Trauer das in vielen Seelen auslöst.« Manchmal schrieben ihm Bandmitglieder: Heute wären wir in Berlin. Oder: Gleich stünden wir in Leipzig auf der Bühne. Lindenberg saß in seiner Suite im Hamburger Ho-

## »Es kommt auf jeden Blechbläser an.«

**Andrea Zietzschmann, Intendantin der Berliner Philharmoniker**

## Digital hört sich's besser

Monatlich aktive Spotify-Premium-Nutzer, weltweit in Mio.



tel Atlantic, seinem festen Wohnsitz, als einziger Gast. Freunde belieferten ihn mit Essen. Nachts joggte er um die Alster und sinnierte.

»Ich habe in den vielen Jahren, in denen ich Musik mache, noch nie so deutlich gespürt, wie überlebenswichtig das Publikum für mich ist«, sagt er. Es sei »härtester Entzug«, mit Drogen kennt Lindenberg sich aus. Eine ähnlich lange Zwangspause habe er allenfalls zu seinen Trinkerzeiten gehabt.

Für die Tour, die Ende Mai beginnen soll, sind bislang 21 Termine bestätigt. »Das muss sein, das wird sein. Wenn noch mal alles abgesagt werden müsste, wird es zuuu dunkel auf der Welt.«

Anders als viele Künstler ist Lindenberg in der Coronazeit nicht aufgetreten. Konzerte im Autokino, wie sie Tim Bendzko oder Nena gaben, kamen für ihn nicht infrage. »Kleine Locations machen Stress. Zigtausende Leute hätten auf der Straße gestanden, in der Hoffnung, doch noch irgendwie reinzukommen. Die Schwarzmarktpreise wären explodiert. Das will ich niemandem antun.« Auch Streamingkonzerten kann er nichts abgewinnen. »Da fehlt mir die direkte Energie-Connection mit meiner Panikfamilie. Der Spirit, die Kraft zwischen Bühne und Publikum. Die leuchtenden Augen, das Theater der Verrückten, der Zauber der magischen Nacht. Nur kalte Kameras, das ist nichts für mich.«

Als im November der Vorverkauf für die Lindenberg-Tour begann, hatte seine Sängerin Dorra ihren Job in der Boutique bereits hingeschmissen. Als dann die Omikron-Variante auftauchte, schien plötzlich alles wieder ungewiss. Sie bemühte sich, sich nicht zu sehr auf die Tour zu freuen, sagt Dorra. Für den Fall, dass die wieder abgesagt werde.

Sie ist nachdenklich. »In den vergangenen beiden Jahren ist mir klar geworden, was für ein Geschenk mein Beruf ist.« Sie habe während der Pandemie so viel gearbeitet wie nie zuvor. »Ich weiß gar nicht, worüber ich mich früher beschwert habe, wenn wir auf Tour waren.« Und sie habe inzwischen gemerkt, dass sie sich für nichts zu schade sei. »Ich würde auch putzen.« Darauf sei sie stolz. Nur das Einfamilienhaus könnten sie und ihr Mann sich dann nicht mehr leisten, das bewohnen sie zur Miete.

Im Dezember rief Dorra in Scharbeutz an, ob sie wieder dort arbeiten dürfe. Zwei Tage vor Silvester stand sie bereits im Laden und verkaufte Klamotten.

Alexander Kühn, Anton Rainer

# Abgeordneter mit Showroom

**KOSTEN** Der Vizepräsident des Europaparlaments, Rainer Wieland, hat sein Büro für mehr als eine halbe Million Euro umbauen lassen. Wie konnte es zu diesem Einrichtungsexzess kommen?

Rainer Wieland, 64, steht im 15. Stock des Brüsseler Parlamentsgebäudes und blickt über das rote Ziegeldachmeer der belgischen Hauptstadt. Die Aussicht ist spektakulär genug, doch das Büro des Vizepräsidenten des EU-Parlaments hat noch mehr Attraktionen zu bieten. Wieland tippt auf ein Display in der Wand, und schon öffnet sich das Fenster. Nächster Tipp – und eine Glaswand färbt sich milchig ein.

Der CDU-Politiker kann seine Bürotür elektronisch verschließen und eine Trennwand auf Knopfdruck verschwinden lassen. Ein sogenannter Multifunktionsraum mit einer dreiteiligen Monitorwand ist noch im Bau, bald sollen dort professionelle Videos produziert und Gespräche digital übersetzt werden können. »Der Raum wird auch anderen Abgeordneten zur Verfügung stehen«, sagt Wieland, »und ihnen bei der Arbeit von großem Nutzen sein.«

Oder ihren Ruf beschädigen, wie manche Parlamentarier fürchten, denen seit Kurzem eine Ausgabentabelle der Parlamentsverwaltung vorliegt. Danach hat der Umbau von Wielands Büro knapp 630 000 Euro gekostet, mehr als die meisten deutschen Einfamilienhäuser kosten.

Da klingt es geradezu vornehm, wenn ihm sein grüner Abgeordnetenkollege Daniel Freund vorwirft, für sein Projekt offenbar »keine spezifische Kostenschätzung« vorgenommen zu haben. Der zuständige Berichterstatter im Haushaltskontrollausschuss hält es für ausgeschlossen, dass solche Summen »Europas Steuerzahldern zu vermitteln« seien, wie er in einem Bericht an seine Parlamentskollegen festhält. »Da hat offenbar jemand die Bodenhaftung verloren«, sagt er.

Wieland dagegen sieht sich als Motor des technischen Fortschritts. Seit Jahren leitet der altgediente EU-Abgeordnete die Parlamentsarbeitsgruppe Gebäude und hat sich dabei einen Ruf als Freund smarter Bürotechnik erworben. Vor gut zwei Jahren, nach einer erfolgreichen Renovierung der meisten Abgeordnetenbüros, sah er die Chance, seine Agenda entscheidend voranzutreiben.

»Um neue innovative Lösungen ausprobieren zu können«, so schlug er dem Parlamentspräsidenten vor, sollten Abgeordnete in einem sogenannten Ideenlabor das Büro der Zukunft erkunden. Und Wieland wusste auch, wer der beste Kandidat für einen Großteil der Testaufgaben sein würde: er selbst.

Nachdem das Präsidium das Vorhaben abgesegnet hatte, machte sich die Verwaltung umgehend ans Werk, nicht zum Nachteil des Erfinders. Um die Renovierungsarbeiten zu erleichtern, wurden Wielands Räumlichkeiten ins oberste Stockwerk des Hauses verlegt und auf knapp 130 Quadratmeter erweitert.

Dann wurde umfassend umgebaut. Während die zweite Coronawelle durch Brüssel schwachte, schraubten Arbeiter Wasserhähne ab, demonstrierten Fenstersimse, bauten Zwischendecken aus. Alles während der kostentreibenden »Schutz- und Sicherheitsmaßnahmen« der Pandemiemonate, wie die Parlamentsverwaltung in einem Bericht entschuldigend vermerkt. Allein die Abrissarbeiten verschlangen deshalb mehr als 50 000 Euro.

Bei der anschließenden Büroeinrichtung durfte Geld ebenfalls keine Rolle spielen, so legten die Beamten dar. Schließlich sollten

sie kein Standardmobiliar anschaffen, sondern »eine technische High-Level-Ausstattung« – was ihnen ausweislich der Kostenübersicht auch bestens gelang. Die automatische Fensteranlage: mehr als 22 000 Euro. Die elektrischen Jalousien und Einbaumöbel: knapp 80 000 Euro. Die tribünenartigen Sitzflächen des Showrooms aus Corian, einem bei Designern beliebten Material: knapp 17 000 Euro.

Unter dem Strich hat die EU für die Modernisierung von Wielands Büro fast 490 000 Euro und für den Multifunktionsraum knapp 135 000 Euro ausgegeben. Damit nicht genug. Für die vorgesehene Video-, Diktier- und Übersetzungstechnik, die baldmöglichst dem gesamten Parlament zur Verfügung gestellt werden soll, sind der Verwaltung zufolge weitere Zehntausende Euro eingeplant.

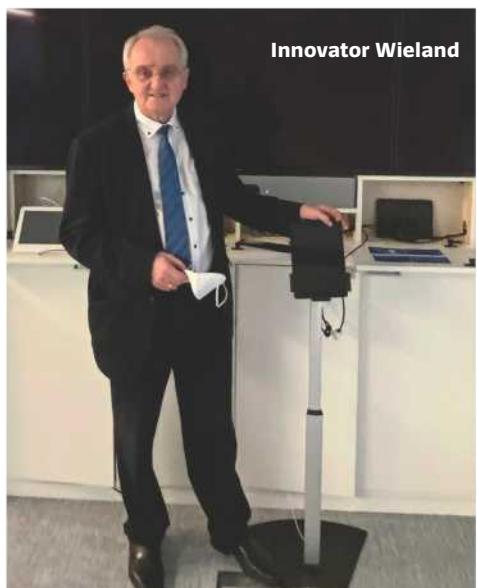
Stolze Beträge, das räumt auch Wieland ein. Aber für ihn ist das Geld gut angelegt. »Es geht nicht um persönliche Annehmlichkeiten«, sagt er, »sondern um eine moderne und effiziente Bürotechnik, die später auf alle Abgeordneten ausgerollt werden soll.« Testen kostet nun einmal Geld, so lautet sein Motto. »Aber nicht testen kostet auch Geld.«

Neue Bürotechnik auszuprobieren hält auch Etatkontrolleur Freund für sinnvoll. Er fragt sich, wieso die Aufgabe ausgerechnet der Vorsitzende der Gebäude-Arbeitsgruppe selbst übernehmen muss. Und weshalb dabei Kosten entstehen, die jenseits der Vorstellungskraft von Normalbürgern liegen. »Solche Projekte können alte Vorurteile verstärken, dass die Abgeordneten in Brüssel schon genug Privilegien haben«, sagt er.

Wie hoch der Volkszorn schlagen kann, wenn sich Politiker auf Steuerzahlerkosten allzu aufwendige Umbauten leisten, lässt sich derzeit in Großbritannien studieren. Premierminister Boris Johnson geriet unter Beschuss, nachdem er seine Privatwohnung in der Downing Street für 130 000 Euro mit Spendengeldern renovieren ließ, einem Bruchteil der Summe also, die derzeit in Brüssel in Rede steht. Sogar Johnsons Rücktritt wurde gefordert.

So etwas muss der modernisierungsfreudige Parlamentarier aus Baden-Württemberg kaum befürchten. Nächste Woche wählen die EU-Abgeordneten das neue Parlamentspräsidenten. Auch Wieland tritt wieder an. Es gibt keinen Zweifel, dass er gewählt wird.

Michael Sauga



Michael Sauga / DER SPIEGEL

**Knapp  
630 000  
Euro**

**gab die EU für die  
Büromodernisierung inklusive  
Multifunktionsraum aus.**

# »Deutschland darf nicht zur Bad Bank alter Technologien werden«

**GEWERKSCHAFTEN** IG-Metall-Chef Jörg Hofmann, 66, über seine Erwartungen an den grünen Wirtschaftsminister Robert Habeck und warum er nicht mehr um jeden Job in der alten Industrie kämpft

**SPIEGEL:** Herr Hofmann, Sie sind SPD-Mitglied, was erwarten Sie von Robert Habeck, dem ersten grünen Bundesminister für Wirtschaft ...

**Hofmann:** ... und Klimaschutz.

**SPIEGEL:** Beunruhigt Sie als Chef einer Industriegewerkschaft diese Kombination?

**Hofmann:** Nein, es ist gut, dass der Klimaschutz dort angesiedelt ist. Die Energiewende entscheidet über Erfolg oder Misserfolg grüner Wirtschaftspolitik.

**SPIEGEL:** Was also erwarten Sie von Habeck?

**Hofmann:** Er muss das Dreieck aus Ökonomie, Ökologie und Sozialem im Auge behalten und die Balance suchen – was eine Aufgabe von historischen Dimensionen ist. Und wir stehen nicht gut da. Im vergangenen Jahr war der CO<sub>2</sub>-Ausstoß trotz Corona und Materialmangel in der Wirtschaft zu hoch, um die vereinbarten Klimaziele zu erreichen. Der Ausbau regenerativer Energiequellen bleibt hinter den Plänen zurück. Auch die Umstellung der industriellen Prozesse in Richtung Dekarbonisierung hängt hinterher. Die Mobilitätswende droht an mangelnder Ladeinfrastruktur und fehlendem Ausbau der Schiene zu scheitern. Um da voranzukommen, brauchen wir dringend eine Beschleunigung des Planungsrechts. Der erste Prüfstein für Herrn Habeck ist, mit welcher Vehemenz und welchen Vorschlägen er dieses Thema angehen wird.

**SPIEGEL:** Der Wirtschaftsminister hat diese Woche erste Pläne zum schnelleren Ausbau erneuerbarer Energien vorgestellt. Reicht das aus?

**Hofmann:** Wenn das, was da zu Ausbauzielen, Flächenvorgaben, Planungs- und Genehmigungsbeschleunigung bei Wind und Solar auf den Tisch gelegt wurde, realisiert wird, dann sind das richtige erste Schritte.

**SPIEGEL:** Sind die Klimaziele mit diesen Schritten erreichbar?

**Hofmann:** Wir dürfen uns bei den Wegen dahin jedenfalls keine Traumtänzer mehr erlauben. Deshalb ist es wichtig, dass der Koalitionsvertrag endlich deutlich macht, dass wir Gas als Brückentechnologie brauchen. Auf diese Klarheit haben ganze Branchen gewartet, wie etwa die Energieanlagenbauer. Sie konnten überhaupt nicht planen, da es wegen der Unsicherheit faktisch keine Investitionen mehr gab.

**SPIEGEL:** Die EU will jetzt auch die Kernenergie als »grün« deklarieren.

**Hofmann:** Die Atomenergie ist in Deutschland erledigt, und zwar zu Recht. Sie ist die teuerste Energieform, die nur mit hohen Subventionen funktioniert – zumal wenn man alle Folgekosten einrechnet. Eine angebliche Renaissance wäre also auch wirtschaftlicher Unsinn.

**SPIEGEL:** Im Koalitionsvertrag ist geplant, schnell eine »Allianz für Transformation« aus Wirtschaft und Gewerkschaften ins Leben zu rufen. Was erwarten Sie sich davon?

**Hofmann:** Richtig ist, dass wir beim Thema Energiewende alle Teile der Gesellschaft mitnehmen müssen. Deshalb gehören etwa auch die Umweltverbände an den Tisch. Gelingen wird die politische Begleitung der Transformation allerdings nur, wenn sie das Anliegen der gesamten Bundesregierung ist – auch des Bundeskanzlers.

**SPIEGEL:** Sie erwarten mehr vom sozialdemokratischen Kanzler Olaf Scholz und seiner Richtlinienkompetenz als vom grünen Wirtschaftsminister Habeck?

**Hofmann:** Die Transformation ist ein ressortübergreifender Prozess und sollte als solcher gesteuert und koordiniert werden. Oft genug sind solche Veranstaltungen bloße Debattierclubs gewesen, das darf hier nicht geschehen. Die Kohlekommission und die Konzertierte Aktion Mobilität waren da echte Ausnahmen, und hier war

jeweils das Bundeskanzleramt beteiligt.

**SPIEGEL:** Was ist für Sie die entscheidende Frage, die es zu klären gibt?

**Hofmann:** Unter anderem, wo die notwendigen Strommengen zur Herstellung von Wasserstoff für die Industrie herkommen sollen. Von der Dekarbonisierung hängt die Zukunft ganzer Branchen ab. Und was die Mobilitätswende betrifft: wer die intelligenten Stromnetze, die Speicherkapazitäten und Ladepunkte bereitstellt. Und alles das findet unter den Bedingungen des demografischen Wandels statt. Auch da befindet sich das System in einem kompletten Umbruch.

**SPIEGEL:** Wie sehr macht Ihnen der Fachkräftemangel Sorgen?

**Hofmann:** Die Gefahr, die entsteht, ist, dass auf der einen Seite händerringend Fachkräfte gesucht werden, auf der anderen Seite Beschäftigte arbeitslos werden und ganze Regionen in den Strudel von Arbeitsplatzabbau geraten. Was passiert mit den 60 000 bis 80 000 Ingenieuren, die heute noch an der Verbrennertechnologie arbeiten? Was mit den Montagearbeiterinnen im Zulieferbetrieb für Komponenten des Verbrennungsmotors? Auf diese Fragen brauchen wir Antworten.

**SPIEGEL:** Könnten die nicht auch in anderen Branchen unterkommen, ohne gleich eine komplett neue Ausbildung absolvieren zu müssen?

**Hofmann:** Nein, das geht nicht ohne zusätzliche Instrumente für Weiterbildung und Qualifizierung. Denn auf dem deutschen Arbeitsmarkt gibt es ein großes Problem, das viel zu wenig gesehen wird: Wir haben zwischen den verschiedenen Wirtschaftssektoren so gut wie keine Mobilität, was vor allem an den sehr unterschiedlichen Gehalts- und Arbeitsbedingungen liegt. Beim Daimler können Sie auch in der Produktion im Schichtbetrieb 4000 Euro brutto ver-

## Auslaufmodell

Beschäftigte in tarifgebundenen Betrieben in Deutschland, in Prozent



• Quelle: IAB



Gewerkschafter  
Hofmann

akzeptabel, wenn Firmen hier massive Subventionen zur Entwicklung nachhaltiger Produkte und Prozesse bekommen und die daraus resultierenden Arbeitsplätze dann irgendwo in der Weltgeschichte schaffen. Deutschland darf nicht zur Bad Bank alter Technologie werden, während neue nachhaltige Produkte in Billiglohnländer ausgelagert werden.

**SPIEGEL:** Die Ampelregierung tut sich schwer damit, wie angekündigt eine allgemeine Impfpflicht einzuführen. Die IG Metall war lange gegen eine solche Pflicht. Warum?

**Hofmann:** Die Lageeinschätzung hat sich mehrfach geändert. Erst stand die Inzidenz im Mittelpunkt, dann die Hospitalisierungsrate, jetzt die kritische Infrastruktur. Dafür kann niemand etwas, doch es sorgt für Verunsicherung bei den Menschen, die unterschiedlichen Regelungen der Länder haben das noch verstärkt. Wir haben die 3G-Regeln im Betrieb akzeptiert, weil wir wollten, dass auch jene Zugang zu ihrem Arbeitsplatz haben, die sich nicht impfen lassen oder ihren Status offenlegen wollen. Ich bin auch weiter für Appelle, aber wenn die Impfquote nicht zügig in Richtung 85 Prozent hochgeht, muss der Gesetzgeber handeln. Wenn sich die Dinge grundlegend ändern, muss man seine Position neu justieren.

**SPIEGEL:** Wäre für Sie auch eine 2G-Regel am Arbeitsplatz denkbar?

**Hofmann:** Nein, dagegen würde ich mich wehren. Es geht nicht, dass die Konflikte einfach auf die Betriebe und Betriebsräte abgewälzt werden nach dem Motto: »Guckt mal, wie ihr damit klarkommt.« Ich erwarte, dass bei einem so tief greifenden und gesellschaftlich umstrittenen Eingriff der Gesetzgeber seine Verantwortung übernimmt und klar sagt, was er will und was nicht. Die Impfpflicht über 2G durch die Hintertür einzuführen wäre feige.

**SPIEGEL:** Im Herbst steht in der Metall- und Elektroindustrie die nächste Tarifrunde an. Welche Rolle spielt dabei die gestiegene Inflationsrate?

**Hofmann:** Wir werden darauf achten, dass die Reallöhne unserer Mitglieder nicht sinken. Wir profitieren noch von der guten Tarifrunde 2018 und haben daher keinen Nachholbedarf. Wir werden uns auch dieses Jahr unter anderem an der Zielinflationsrate der Europäischen Zentralbank orientieren. Der Spannungsbereich liegt woanders: In den kommenden Wochen werden viele Konzerne explodierende Gewinne präsentieren. Zugleich gibt es viele kleinere und mittlere Betriebe, bei denen es infolge der Coronakrise weiter bescheiden aussieht. Die Frage wird sein, wie wir das in einer Tarifforderung darstellen können.

**SPIEGEL:** Und, wie?

**Hofmann:** Es ist zu früh für Festlegungen. Aber klar ist, dass es nach zwei Jahren krisenbedingter Tarifabschlüsse eine Erhöhung der Entgelttabellen geben muss.

Interview: Markus Dettmer

dienen. Da sind die Alternativen überschaubar. Sie werden unsere Kollegen nicht unmittelbar zu Amazon vermittelt bekommen.

**SPIEGEL:** Was können Sie da tun?

**Hofmann:** Wir müssen darauf achten, dass dort, wo alte Arbeitsplätze wegfallen, in neue nachhaltige Industriearbeit investiert wird, und dass die Jobs, die in grüner Produktion und Dienstleistung entstehen, von Beginn an Entgelte, Sozial- und Arbeitsbedingungen bieten, die dem heutigen Niveau industrieller Produktion entsprechen. Und zugleich müssen wir die Leute aus dem Niedriglohnsektor herausbekommen und vernünftig bezahlen.

**SPIEGEL:** Haben die Gewerkschaften die Kraft, das durchzusetzen?

**Hofmann:** Wir sind dabei. Wir haben etwa in der Kontraktlogistik einen Tarifvertrag abgeschlossen, der die dortigen Entgelte auf das Niveau unserer Industrie hebt. Wir sehen, dass im Handwerk die Bereitschaft steigt, Tarifverträge abzuschließen, um für Fachkräfte attraktiv zu sein. Aber es gibt auch große Bereiche, in denen Unternehmen die Dynamik des Wandels zur Tarifflucht nutzen. Deshalb ist es richtig, dass die neue Regierung bei der Vergabe von Aufträgen des Bundes künftig Tariftreue einfordern will. Richtig ist auch, dass all jene, die durch Ausgründungen aus ihrem Tarifvertrag flüchten wollen, weiter an dessen Wirkung gebunden sein sollen.

**SPIEGEL:** Sie fordern von der Regierung ein »Sicherheitsversprechen«, dass es keine transformationsbedingten Kündigungen bis 2030 geben soll. Ist das Aufgabe des Staates?

**Hofmann:** Durchaus. Wir werden ja nicht jede Insolvenz verhindern können. Aber wir werden uns unserer Verantwortung stellen, jedem Beschäftigten eine sichere Perspektive zu vermitteln. Wenn an einem Standort ausschließlich Komponenten für Verbrenner produziert werden, werden unsere Betriebsräte nicht akzeptieren, dass der Arbeitgeber sich wegduckt und darauf hofft, Last Man Standing zu sein. Wir müssen Alternativen entwickeln und Brücken bauen.

**SPIEGEL:** Sie können nicht ewig auf das Kurzarbeitergeld setzen.

**Hofmann:** Das würde in der Transformation auch nicht reichen. Wir brauchen neue Instrumente, wie das Transformations- oder Qualifizierungs-Kurzarbeitergeld etwa, das den Leuten die Möglichkeit gibt, sich für andere Jobs im eigenen oder in einem fremden Unternehmen zu qualifizieren. Und wir müssen kleine Unternehmen unterstützen, die Investitionen zu stemmen. Dafür haben wir den Transformationsfonds gefordert.

**SPIEGEL:** Also kein Kampf mehr um jeden Arbeitsplatz in der alten Industrie?

**Hofmann:** Nein, wir wollen sichere und gute Arbeit für die Beschäftigten, das geht oft nur mit neuen Arbeitsplätzen. Darum geht es uns. Wir müssen dafür auch die Unternehmen stärker in die Pflicht nehmen. Ich finde es nicht

# Nicht beschlussfähig

**IMMOBILIEN** Seit Pandemiebeginn finden kaum noch Versammlungen von Wohnungseigentümern statt. Reine Onlinevereinbarungen sind anfechtbar. Renovierungsarbeiten bleiben deshalb millionenfach liegen.

In Deutschland nennen etwa sechs Millionen Menschen eine Wohnung ihr Eigentum, meist in einem Mehrfamilienhaus. Üblicherweise lädt sie der Verwalter einmal im Jahr ein, Beschlüsse zu fassen: über die Nebenkostenabrechnung zum Beispiel oder zu nötigen Renovierungsmaßnahmen.

Die Versammlungspflicht hat die frühere Bundesregierung pandemiebedingt aufgehoben, die Sonderregel gilt mindestens bis Ende August. Etwa 70 Prozent der Treffen sind deshalb laut Schätzung des Verbands der Immobilienverwalter Deutschland (VDIV) allein im vergangenen Jahr ausgefallen. Die Wirtschaftspläne blieben in solchen Fällen in Kraft, sagt VDIV-Geschäftsführer Martin Kaßler, fatal seien indes die Folgen für die energetische Sanierung: »Seit zwei Jahren herrscht Stillstand.«

Kaßler vertritt die Interessen von bundesweit rund 3400 Hausverwalterinnen und -verwaltern. Viele Modernisierungen, so hört er von den Mitgliedern, blieben in Wohnungseigentümergemeinschaften (WEG) derzeit liegen. Die Installation neuer Heizungen, das Dämmen von Fassaden, das Erneuern von Fenstern: Selbst dringliche Vorhaben werden in die Zukunft verschoben. »Der Sanierungsstau wird immer größer«, warnt Kaßler.

Die Entwicklung steht in eklatantem Gegensatz zu den ambitionierten Klimazielen für den Gebäudesektor. Bis 2030, so plant die Bundesregierung, muss der CO<sub>2</sub>-Ausstoß bei Immobilien um mehr als 40 Prozent sinken, 2045 sollen alle Häuser in Deutschland klimaneutral sein.

Insbesondere WEG haben große Mühe, die Anforderungen zu erfüllen. Rund 70 Prozent der Wohnungen sind laut Landesenergieagentur Ba-

den-Württemberg unsaniert. Die Eigentümerinnen und Eigentümer sind sich oft nicht einig, auch weil die Kosten gescheut werden. Und so zieht sich der Entscheidungsprozess hin.

Pro Jahr werden nach VDIV-Berechnung nicht einmal 0,4 Prozent der WEG-Gebäude in Deutschland energetisch saniert. Zur Einordnung: Bei kommunalen oder genossenschaftlichen Wohnungsunternehmen liegt die Rate mit im Schnitt 1,4 Prozent mehr als dreimal so hoch. Nötig wären mindestens 2 Prozent, um die Klimaziele zu erreichen.

Mit dem faktischen Versammlungsmoratorium geraten sie vollends außer Sicht. Nach Schätzung des Verwalterverbands haben im vergangenen Jahr 90 Prozent der WEG Sanierungsvorhaben zurückgestellt, weil die nötigen Beschlüsse fehlten. Ihre Verwalter werden erneut Angebote einholen müssen, zu wahrscheinlich deutlich schlechteren Bedingungen. Denn die Baupreise sind mittlerweile massiv gestiegen, es fehlt an verfügbaren Handwerkern und an Material. Der Mangel verlängert vielfach die Dauer der Arbeiten.

Vor einigen Jahren nahm eine übliche Dachsanierung ungefähr neun Monate in Anspruch. Heute dauert sie manchmal doppelt so lange – und kostet 20 bis 30 Prozent mehr.

Auch die Ausbreitung der Elektromobilität wird erschwert. Von der staatlichen Prämie in Höhe von 900 Euro für eine Ladesäule profitieren in erster Linie die Besitzer von Einfamilienhäusern. Wohnungseigentümer hingegen verpassen den Anschluss: Mangels Versammlung fehlt ihnen der nötige Beschluss, der eine Installation genehmigt.

Angesichts solcher Hindernisse fordert Verbandschef Kaßler die neue Bundesregierung auf, dafür zu sorgen, dass WEG Versammlungen auch in digitaler Form abhalten und Beschlüsse rechtssicher fassen können. Was Vereine oder Aktionäre seit fast zwei Jahren mithilfe von Sonderregelungen praktizieren, müsste WEG ebenfalls möglich sein, und zwar dauerhaft, argumentiert er: »Wir halten das für unabdingbar.«

Tatsächlich bewegen sich WEG, die mithilfe von Video-Apps wie Teams, Meet oder Zoom Versammlungen abhalten, juristisch in einer Grauzone. Was momentan in reinen Onlinemeetings beschlossen wird, ist innerhalb der gesetzlichen Fristen anfechtbar. Eigentümern darf nicht die Möglichkeit verwehrt sein, an einem Präsenztermin teilzunehmen.

Immerhin können Verwalter seit der Novellierung des WEG-Gesetzes im vorigen Jahr die Treffen in hybrider Form veranstalten. Sie halten eine reale Versammlung ab, zu der sich Eigentümer dazuschalten können. Das Problem: Für diese Variante muss zunächst ein Beschluss gefasst werden, der in der Regel physische Präsenz verlangt.

Zudem bedeutet die Hybridlösung einen größeren Aufwand. Die Verwalter müssen sich Kamera oder Projektor anschaffen, unter Umständen einen Moderator engagieren und einen Raum mieten, der eine stabile, sichere Netzverbindung gewährleistet; die sonst oft übliche Eckkneipe oder das Vereinsheim als Versammlungsstätte genügen dafür kaum. Die Zusatzkosten legen die Verwalter auf die WEG um.

Würde die reine Onlineoption gesetzlich verankert, könnten Versammlungen kontaktlos und damit pandemiekonform stattfinden. Zudem wären wegen des geringeren Aufwands wahrscheinlich mehr Eigentümer in der Lage, daran teilzunehmen, etwa die Besitzer entfernt liegender Ferienwohnungen. Wem eine virtuelle Sitzung fremd ist oder wer gar keinen Internetanschluss hat, könnte immer noch per Vollmacht einen Vertreter benennen.

Die Möglichkeit zur digitalen Versammlung würde jedenfalls helfen, den Sanierungsstau aufzulösen, erwartet Kaßler. Eile sei geboten: »Der Überhang an Maßnahmen lässt sich schlachtrichtig nicht mehr abarbeiten.« Ansonsten verzögerte sich die Sanierung von Millionen Gebäuden auf unabsehbare Zeit, warnt er: »Dann kann die Bundesregierung ihre Klimaziele abschreiben.«

Alexander Jung

## 70 Prozent der Versammlungen von Wohnungseigentümern sind im vergangenen Jahr ausgefallen.

Quelle: VDIV



**VERLIEBT,  
VERKNÄLLT,  
VERWIRRT:  
EURE  
FRAGEN**

**MENSCHEN**

Heimlichkeit, Peinlichkeit und Herzklöpfen: Zum ersten Mal verliebt zu sein ist nicht nur aufregend, sondern auch verwirrend. Hier sind eure Fragen und unsere Antworten.

**A**m Anfang scheint das mit den Gefühlen noch recht unkompliziert: Mag man jemanden, setzt man sich daneben und spielt mit. Kann man jemanden nicht leiden, wird er nicht zur Geburtstagsfeier eingeladen. Je älter man wird, desto komplizierter scheint es: Manche sind bis über beide Ohren in jemanden verknallt – gucken aber kühl zur Seite und grüßen nicht, wenn die Person vorbeilaufen. Andere reißen Witze und treten cool auf, obwohl sie innerlich vor Aufregung zittern. Der innere Gefühlswirrwarr ist nicht immer von außen zu sehen. Kein Wunder also, dass man manchmal die Welt nicht mehr versteht, wenn man zum ersten Mal verliebt ist.

Teenager zu werden ist schwierig genug, und das mit der Liebe macht es nicht einfacher. Verliebtsein ist etwas Tolles und gleichzeitig etwas sehr Grausames. Es ergibt eindeutig überhaupt keinen Sinn, warum man es sich anführen will, was man am wichtigsten Gefühl der Welt findet. Besonders Dinge, wie heimliche Pläne des anderen zu schnuppern, und wachet über ihn hinweg, wenn man dem Mut aufbringt, mit der Person tatsächlich zu sprechen.

Menschen können sich schon als Kinder zum ersten Mal verlieben. In diesem Alter geht es darum, zu schwimmen und etwas Zeit miteinander zu verbringen »

14

### Zum ersten Mal verliebt

Als Kind scheint das mit den Gefühlen noch recht unkompliziert: Mag man jemanden, setzt man sich daneben und spielt mit. Kann man jemanden nicht leiden, wird er nicht zur Geburtstagsfeier eingeladen. Je älter man wird, desto komplizierter scheint es: Manche sind bis über beide Ohren in jemanden verknallt – gucken aber kühl zur Seite und grüßen nicht, wenn die Person vorbeilaufen. Andere reißen Witze und treten cool auf, obwohl sie innerlich vor Aufregung zittern. Der innere Gefühlswirrwarr ist nicht immer von außen zu sehen. Kinder und Teenies, die sich das erste Mal verlieben, haben viele Fragen – und stellen in der Regel den Eltern keine einzige. Vielen ist es unangenehm, mit den Eltern darüber zu sprechen; sie haben Angst, dass die Erwachsenen es nicht ernst nehmen, nicht aufhören nachzuhören oder Witze darüber reißen. Wir haben dazu aufgerufen, anonym Fragen zu stellen. Viele Kinder haben uns geschrieben, was ihnen auf dem Herzen liegt.

»Ich weiß nicht, ob ich schon mal verliebt war. Ich hab es schon ein paarmal gedacht, aber ich bin mir nicht sicher, wie es sich

anfühlt, verliebt zu sein. Jemanden sehr mögen, ja, aber verliebt: keine Ahnung. Wie spürt man, dass man verliebt ist?«  
Leserin, 10 Jahre

Wie es sich anfühlt, jemanden lieb zu haben, weiß man: das Gefühl, sich bei den Eltern geborgen zu fühlen, einer Freundin vertrauen zu können, mit einem Bruder oder einer Schwester zu lachen. Verliebtsein ist noch mal etwas anders: Du denkst ganz viel an die Person, träumst manchmal von ihr und wünschst dir, in ihrer Nähe zu sein. Kennst du das Gefühl, wenn man sich auf etwas richtig freut, aber gleichzeitig so aufgeregt ist, dass man es im Körper spürt – zum Beispiel bevor man für einen Auftritt auf eine Bühne geht? Dieses Gefühl ist dem Verliebtsein ziemlich ähnlich. Auch wenn man noch ganz jung ist, kann man sich schon verlieben. Aus Verliebtsein muss nicht unbedingt entstehen, dass zwei Menschen ein Paar werden. Manchmal reicht es auch, jemanden richtig gut zu finden, ohne zusammenkommen zu müssen, weil man sich zum Beispiel dafür noch zu jung fühlt. Und das ist auch okay.



**Neues aus der SPIEGEL-Welt: Leser und Leserinnen haben ihre Fragen und Sorgen zur ersten Liebe an »Dein SPIEGEL« geschickt. Im aktuellen Heft gibt es Antworten.**

Weitere Themen im Heft

- Die Neuen in der Politik: Wer jetzt unser Land regiert
- Interview: Christina Deckwirth von LobbyControl erklärt, wie Firmen die Politik beeinflussen
- Rätselspaß: Ein Rückblick auf das fast vergangene Jahr

»Dein SPIEGEL« ist das monatliche Nachrichten-Magazin für Kinder zwischen 8 und 14 Jahren. DIE AKTUELLE AUSGABE IST JETZT ERHÄLTLICH IM ZEITSCHRIFTENHANDEL, AUSSERDEM UNTER AMAZON.DE/ SPIEGEL UND MEINEZEITSCHRIFT.DE. 68 SEITEN; 4,70 EURO; AUSGEWÄHLTE TEXTE AUF SPIEGEL.DE/DEINSPIEGEL

# Rauswurf wider Willen

**ENERGIE** Hunderttausenden Gas- und Stromkunden wurden von den Anbietern Stromio, Grünwelt und Gas.de die Verträge gekündigt. Hinter den drei Firmen steht ein Mann: Ömer Varol. Hat er unsauber gespielt?

**D**as milliardenschwere Strom- und Gasimperium des Ömer Varol hat seinen Firmensitz in einem Gewerbegebiet in Kaarst, zwischen Düsseldorf und Mönchengladbach. Ein dreistöckiger Betonbau, etwas in die Jahre gekommen, rund um den Eingangsbereich liegen ein paar Mülltüten auf dem Boden.

Über dem Eingang hängt ein Schild: »Grünwelt Energie«, auf einer Klingel stehen schief aufgeklebt die Namen der Marken »Stromio« und »Gas.de«. Es sind jene drei Energiediscounter, die Hunderttausenden Verbrauchern in Deutschland die Belieferung mit Strom und Gas aufgekündigt und sie gegen deren Willen in die oft viel teurere Grundversorgung überstellt haben, ungeachtet bestehender Verträge und Niedrigpreisgarantien. Für die Kundinnen und Kunden kann dieser Zwangswechsel Mehrkosten von Hunderten, wenn nicht gar Tausenden Euro pro Jahr bedeuten.

Absender der Rauswurfschreiben waren der Stromversorger Stromio, der Gasdiscounter Gas.de und die Marke Grünwelt, die Strom und Gas unter einem Ökolabel feilbot. Wegen einer »nie dagewesenen Preisexplosion an den europäischen Energiehandelsplätzen«, die »nicht vorauszusehen gewesen« sei, müsse die Belieferung vorzeitig beendet werden, so die Begründung. Einige Formulierungen in den Briefen waren wortgleich. Wenig überraschend, denn hinter allen drei Anbietern steckt derselbe Geschäftsmann: Ömer Varol.

Der 51-Jährige, wohnhaft im noblen Düsseldorfer Stadtteil Kaiserswerth, hat binnen weniger Jahre ein Billigenergie-Imperium erschaffen, offenbar im Alleingang. Varol gleicht einem Phantom. Mutmaßlich schwerreich, zeigt er sich nur höchst ungern der Außenwelt. Öffentliche Fotos von ihm sind nicht bekannt, nach Interviews sucht man vergebens. Fragen des SPIEGEL zu seinen Geschäften beantwortet er seit Monaten nicht.

Ums so bemerkenswerter ist seine Vita. Ihnen weniger Jahre hat er dreistellige Millionenprofite mit vermeintlichem Billigstrom und -gas für Endverbraucher in Deutschland und Österreich erwirtschaftet.

Doch was lange wie eine wunderbare Aufsteigergeschichte aussah, scheint nun ein böses Ende zu nehmen. Das Bundesverbraucherschutzministerium von Steffi Lemke

spricht von »Vertragsbruch«. Und die Bundesnetzagentur geht nach SPIEGEL-Informationen dem Verdacht nach, dass Varols Unternehmen in den vergangenen Wochen ihr Gas und ihren Strom im Großhandel zu Höchstpreisen verkauft und anschließend den Endkunden mit ihren viel günstigeren Verträgen gekündigt haben.

Hat da ein Unternehmen einfach Pech gehabt, sich verkalkuliert, wurde böse überrascht von den plötzlichen Preissprüngen am Gas- und Strommarkt? Oder hat es seine Kundschaft eiskalt abgezockt, ohne Not und gegen die Absprache rausgeworfen? Die Geschäfte des Ömer Varol werfen eine Menge Fragen auf, und seine Biografie ist mehr als schillernd.

Groß geworden ist er nach der Jahrtausendwende nicht im Energiegeschäft, sondern als Anbieter von Call-by-Call-Anrufen: Ring Mobilfunk GmbH, 01058 Telecom, Pennyphone GmbH, Callax hießen seine Marken. Das brachte ein paar Millionen Euro Gewinn ein. Das Geschäftsfeld war Varol familiär vertraut. Sein Vater vermarktete bereits in den Neunzigerjahren Call-by-Call-Nummern und Telefonsex-Hotlines; noch heute bietet er Call-by-Call sowie Dating-Hotlines an.

2009 entdeckte Ömer Varol den Energiehandel mit Endverbrauchern. Er startete Stromio, bald darauf folgte Gas.de. Und tatsächlich gewannen seine Unternehmen binnen

Kürze Hunderttausende Kunden. Mit Slogans wie: »Stromio – der Stromversorger mit sanften Tarifen«, satten Neukundenboni und Preisen, die unschlagbar schienen. Zum ersten Blick auf den ersten Blick, im ersten Vertragsjahr.

Im zweiten Jahr sah das dann oft anders aus, aber das bekamen viele Kunden nicht mit. Marken wie Grünwelt waren berüchtigt wegen ominöser Preiserhöhungsschreiben, die ohne entsprechenden Betreff im Kundenportal deponiert wurden – und in denen sich die entscheidende Information schon mal inmitten ellenlanger, mehrseitiger Textwüsten verbarg. Wer die Ankündigung der Preiserhöhung nicht bemerkte und nicht rechtzeitig kündigte, musste fortan oft mehr für Strom oder Gas bezahlen.

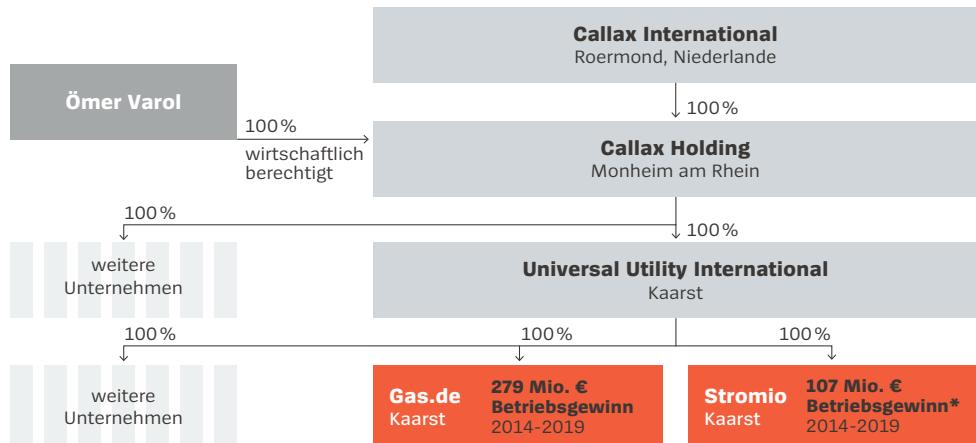
Für Varol funktionierte das neue Geschäftsmodell bestens, wie Unterlagen seines Imperiums zeigen. Demnach haben die Stromio GmbH, zu der auch die Marke Grünwelt gehört, und die Gas.de Versorgungsgesellschaft mbH über die Jahre hinweg dreistellige Millionenprofite erwirtschaftet. Zwischen 2014 und 2019 hat Stromio Betriebsergebnisse von insgesamt rund 107 Millionen Euro gemacht – Gas.de sogar 279 Millionen Euro.

Allein im besonders lukrativen Jahr 2019 wiesen diese beiden Unternehmen zusammen gut 111 Millionen Euro Profit aus, bei einem Umsatz von knapp 1,1 Milliarden Euro. Dabei hatten sie im Jahresdurchschnitt laut den Unterlagen allenfalls 36 fest angestellte Mitarbeiter.

Im ersten Stock des Kaarster Bürogebäudes brennt in einem Büro Licht. Eine Frau sitzt vor einem Computerbildschirm, sie hat ein Headset auf dem Kopf. Man kann sich bei ihr bemerkbar machen, indem man von der Straße aus laut »Hallo« ruft. Die Frau kommt zum Eingang runter. Ömer Varol sei nicht im Haus, sagt die Mitarbeiterin. Es gehe um die Kündigungen, wie sei Herr Varol denn zu erreichen? »Kann ich nicht sagen«, antwortet die Frau. Die Tür geht wieder zu.

Die Callax Holding, in der Varol viele seiner Geschäfte gebündelt hat, hat lange Zeit

## Das Firmenflecht des Ömer Varol



• Quelle: Bundesanzeiger; \* inkl. der Stromio-Marke Grünwelt

blendend verdient. Nach den rund 111 Millionen Euro Gewinn von Stromio und Gas.de im Jahr 2019 erwartete Varol Ende 2020 weiter steigende Profite. Die Callax Holding saß bereits Ende 2019 auf 208 Millionen Euro Eigenkapital – ein dickes Polster für magere Zeiten.

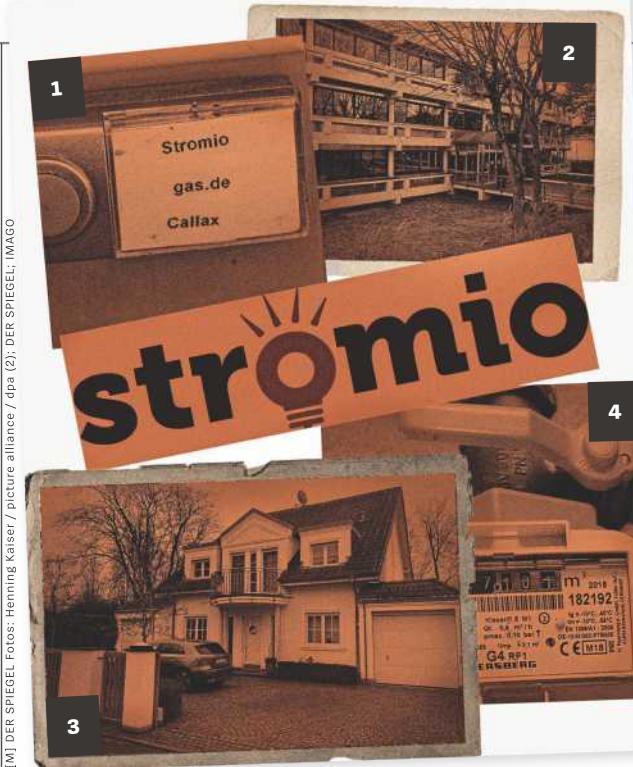
Umso verwunderlicher ist es, dass Stromio, Grünwelt und Gas.de angeblich nicht mehr liefern können. Selbst für den Fall, dass ihnen Strom und Gas fehlten und sie die Kontingente am Spotmarkt zu Hochpreisen einkaufen müssten, könnte sich der Konzern dies mit seinen über Jahre aufgebauten Reserven wohl leisten. Zumal sich weder Stromio noch Gas.de bisher für insolvent erklärt haben.

Marktinsider äußern den Verdacht, dass Varols Firmen das Gas und den Strom womöglich sogar hatten – ihn jedoch lieber gewinnbringend an Großhändler verkauft, statt ihn an die eigenen Endkunden zu liefern. Genau diesen Sachverhalt schaut sich die Bundesnetzagentur gerade genauer an, wie der SPIEGEL aus Behördenkreisen erfuhr. Dabei geht es zunächst um die rechtliche Bewertung, ob hier ein strafrechtlich relevantes Verhalten vorliegt. Kommt die Bonner Behörde zu diesem Ergebnis, müsste sie die zuständige Staatsanwaltschaft einschalten. Die würde dann in den Marktdaten des Stromhandels nach Beweisen suchen.

Schon einmal hat ein Unternehmen aus Varols Imperium die Endverbraucher einfach hinauskomplimentiert. Der britische Energieversorger Brilliant Energy Supply, eine Tochter der von Varol geführten niederländischen Holding Callax International B.V., stellte im März 2019 alle Lieferungen ein. Die rund 17 000 Kunden wurden einem anderen Versorger übergeben, bei dem sie deutlich höhere Tarife bezahlen mussten, ähnlich wie jetzt in Deutschland.

Brilliant Energy wurde bis wenige Monate vor dem Aus von Varol geleitet. Das Unternehmen ist mehrmals auffällig geworden. Sowohl die britischen Steuerbehörden als auch der Regulierer Gas and Electricity Markets Authority ermittelten zwischenzeitlich gegen Brilliant Energy. Inzwischen ist die Firma insolvent. Nach dem Vorfall verschärften die britischen Regulierer den Markteintritt für neue Energiehändler.

In Deutschland sind die Kontrollen nach wie vor eher lax. Neue Handelsunternehmen im Strom- und Gassektor müssen für die Gründung im Handelsregister keine besonderen



[W] DER SPIEGEL Fotos: Henning Kaiser / picture alliance / dpa (2); DER SPIEGEL; IMAGO  
1 | Klingelschild der Energiediscounter  
2 | Firmenzentrale in Kaarst 3 | Varol-Villa in Düsseldorf  
4 | Gaszähler

Nachweise erbringen. Es wird nur geprüft, ob der Betrieb die technischen Voraussetzungen erfüllt, um sich bei Produzenten mit ausreichend Strom für seine Kunden einzudecken. Diesen sogenannten Bilanzkreislauf überwacht dann der zuständige Netzbetreiber, nicht die Bundesnetzagentur.

Auf SPIEGEL-Anfrage wollte sich die Bonner Behörde nicht zum Firmennetz von Ömer Varol äußern. »Das Vertragsverhältnis zwischen Kunde und Energielieferant betrifft nicht den Zuständigkeitsbereich der Bundesnetzagentur«, ließ sie mitteilen. »Eine Überprüfung der Allgemeinen Geschäftsbedingungen beziehungsweise einer Kündigung ist primär zivilrechtlich zu klären.«

Immerhin sind die von Varol gefeuerten Kunden nicht von vornherein chancenlos. Sie können bei Stromio, Grünwelt und Gas.de Protest gegen die Kündigung einlegen, Weiterbelieferung oder Schadensersatz fordern. Und es gibt einen Präzedenzfall.

Im November 2021 erklärte das Amtsgericht Bottrop die einseitige vorzeitige Kündigung eines Liefervertrags durch den Düsseldorfer Versorger Regionale Energiewerke für unwirksam – und verdonnerte den Anbieter dazu, den Kläger wieder zu beliefern. Es liege »im unternehmerischen Risikobereich, dass die Energiepreise sich verteuert haben«, begründete das Gericht den Beschluss.

Wenig vertrauenerweckend ist das verschachtelte Firmengeflecht, in dessen Zentrum Ömer Varol steht. Da wäre zunächst die Universal Utility

International GmbH & Co. KG mit Sitz in Kaarst. Sie ist laut Handelsregister die alleinige Eigentümerin von Stromio und Gas.de; ihr Geschäftsführer ist Varol.

Die Universal Utility wiederum gehört der ebenfalls von Varol geleiteten Callax Holding GmbH mit Sitz in Monheim am Rhein. Die Callax Holding ist eine Tochtergesellschaft der Callax International B.V. im niederländischen Roermond. Auch die wird von Ömer Varol gemanagt, zusammen mit einem zweiten Geschäftsführer.

Laut niederländischem Gesetz müssen die Gesellschafter nicht im Handelsregister veröffentlicht werden. In einem deutschen Auszug des Transparencyregisters vom 12. Januar 2022, der dem SPIEGEL vorliegt, taucht allerdings ein Name auf. Demnach gehören Ömer Varol 100 Prozent der Kapitalanteile der Callax Holding GmbH.

Ist Varol also der Alleineigentümer des komplexen Konstrukts? Staatliche Behörden hegen daran offenbar Zweifel. Laut Registerauszug läuft eine »Prüfung nach § 23a GwG«, dem Geldwäschegesetz. Der SPIEGEL hat Varol wiederholt schriftlich befragt, ob er wirklich der Alleineigentümer der Callax Holding GmbH sei und ob ein Verdacht auf Geldwäsche vorliege. Bislang ohne Antwort.

Ömer Varol äußert sich auch nicht dazu, ob er auf die Forderungen der hinausgeworfenen Kunden eingehen wird. Wer Stromio und Gas.de anschreibt, erhält nur eine automatisch generierte Mail mit Verweis auf die Internetseiten, dem Versprechen, der Fall werde bearbeitet, und der Bitte, man solle »in der Zwischenzeit von weiteren Nachfragen per E-Mail oder Telefon absehen«.

Nicht einmal zu Hause erreicht man Varol. Am Ende einer Sackgasse, hinter einem Eisentor, liegt seine Villa. Weder auf dem Klingelschild noch auf dem Briefkasten steht ein Name. Wenn man klingelt, öffnet ein junger Mann in einem weißen T-Shirt. Ömer Varol? Das sei sein Vater, sagt er, der sei gerade nicht daheim. »Worum geht's denn?«, fragt er. Stromio und Gas.de.

Der Sohn räuspert sich: »Mein Vater möchte nicht darüber reden, aber es wird noch was kommen, er wird sich noch mal dazu äußern. Er hat jetzt genug Stress damit.« Danke und auf Wiedersehen. Die Haustür geht zu. Ömer Varol bleibt ein Phantom.

Lukas Eberle, Claus Hecking, Roman Höfner, Roman Lehberger, Nicola Nabér, Sven Röbel, Gerald Traufetter

## 111 Millionen Euro Profit hat Ömer Varol mit Stromio und Gas.de gemacht – in einem Jahr.

# DER SPIEGEL 75

## Wunschprämie für Ihre SPIEGEL-Empfehlung

Jetzt eine neue Leserin oder einen neuen Leser  
werben und Ihre Prämie sichern!



### TechniSat DIGITRADIO 370 CD BT

DAB+/UKW-Stereoradio mit CD-Player, Audiostreaming per Bluetooth und USB-Anschluss. Ohne Zuzahlung.



### Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Aus vernickeltem Metall, Klarglas und Opalglas.  
Höhe: ca. 36 cm. Zuzahlung: €199,-.



### €100,- Prämie

Erfüllen Sie sich selbst oder Ihren Lieben einen  
besonderen Wunsch!



### 100€ Amazon.de Gutschein

Über eine Million Bücher sowie DVDs,  
Technikartikel und mehr zur Auswahl.

# Exklusiv zum Jubiläum für die neue Leserin, den neuen Leser

DER SPIEGEL zum Vorzugspreis von nur € 5,60 statt € 5,80 je Ausgabe inklusive kostenlosem Zugriff auf SPIEGEL+ für ein Jahr!



Einfach jetzt bestellen:  
 [abo.spiegel.de/p75](http://abo.spiegel.de/p75)

oder telefonisch unter: 040 3007-2700



Alex Pavlovski / epa

**Gefährte in der Not:** In der 25-Millionen-Einwohner-Metropole Shanghai führt ein Chinese einen Roboterhund spazieren. Dieses Modell der Firma Unitree Robotics heißt Go1, man sieht es jetzt öfter in China. Die schwanzlosen Vierbeiner, die bis zu 17 Kilometer pro Stunde schnell laufen können, sind praktisch, weil sie ihre Besitzer aus der Einsamkeit der Coronazeit holen – und niemals die Straßen verunreinigen.

## Johnsons Dämmerschoppen

**ANALYSE** Großbritanniens Premier entschuldigt sich für eine Party – rettet ihn das vor einem Rücktritt?

Es dauerte an diesem für Boris Johnson so katastrophalen Mittwoch eine Weile, bis aus seinem Kabinett die ersten Solidaritätsbekundungen hereinzwischerten. Dann trudelten sie doch ein, eine nach dem anderen stellten sich die Tories halbherzig hinter ihren Partei- und Regierungschef, und am späteren Abend tat sogar die so grenzenlos ehrgeizige Außenministerin Liz Truss kund, sie stehe »zu 100 Prozent« hinter ihrem Boris.

Das stimmt natürlich nicht. Kaum ein Konservativer hat noch grenzenloses Vertrauen zu einem Premierminister, der nach einer Pannen- und Verleugnungsorgie nun endlich eingeräumt hat, was längst nicht mehr abzustreiten war: dass während des Lockdowns des Jahres 2020 im Zentrum der Macht gesellig gefeiert wurde, während das landesweit gesetzlich untersagt war. Und dass er sogar selbst mindestens einmal beim Dämmerschoppen im Downing-Street-Garten zugegen war. Dass Johnson

das Beisammensein, bei dem Gin und Weißwein flossen und wohl hörbar gegrölt wurde, für ein »Arbeitstreffen« gehalten haben will, sagt viel darüber, wie in Westminster gearbeitet wird, oder über die Urteilsfähigkeit des Premiers. Oder über beides.

Mit seiner Entschuldigung hat sich Johnson nun fürs Erste etwas Zeit gekauft. Konsequenzen, so heißt es, sollen erst gezogen werden, wenn eine hochrangige Regierungsbeamte ihre Ermittlungen zu »Partygate« abgeschlossen hat. Aber welche Konsequenzen werden das sein? Nicht viele glauben, dass Johnson zurücktreten wird, zu selbstverliebt ist der Harlekin-Staatsmann, der schon als Kind »König der Welt« sein wollte.

Bleiben seine Hintersassen, die ihn stürzen könnten – wenn sie sich denn trauten. Aber die Ehrerbietungen vom Mittwoch machen auch das eher unwahrscheinlich. Niemand wagt sich bislang aus der Deckung, auch Schatzkanzler und Tory-Darling Rishi Sunak nicht. Sie alle wissen genau, welche Art Glücksritter sie da vor sich sitzen haben. Zu oft hat sich Johnson bereits aus ausweglosen Situationen zu befreien vermocht. Wie zum Beweis erklärten Wissenschaftler soeben, das Königreich werde womöglich das erste Land sein, das die Pandemie hinter sich lässt. Es wäre genau die Art Nachricht, mit der Johnson eine Schmach wieder mal in einen Triumph verwandeln könnte. Jörg Schindler

## Demokratiedefizit

**FRANKREICH** Drei Monate vor den Präsidentschaftswahlen ist ein Streit um das Zulassungsverfahren für die Kandidaten ausgebrochen. Der Rechtsradikale Éric Zemmour spricht von einem »Demokratieskandal«, der Linke Jean-Luc Mélenchon fordert eine Reform des Systems. Und die Rechtspopulistin Marine Le Pen prangert politische Korruption an. Was die drei Konkurrenten eint, ist ihr Protest gegen das geltende Prozedere, nach dem Kandidaten zu Präsidentschaftswahlen nur dann zugelassen werden, wenn sie 500 Unterschriften etwa von Bürgermeistern oder anderen Lokalpolitikern aufbringen. So soll vermieden werden, dass es zu viele Bewerber gibt. Zemmour hat bisher aber angeblich erst 300 Unterstützer, Mélenchon gut 400, und auch Le Pen, so sagte sie diese Woche, kämpfe um jede Unterschrift.

Den drei Kandidaten bleibt noch bis Anfang März Zeit, in Umfragen kommen sie zusam-

men auf ungefähr 40 Prozent der Stimmen. Erhielten sie die Unterschriften nicht, könnten sie nicht antreten – Kritiker fürchten ein Demokratiedefizit.

Erschwert wird die Vergabe der Unterschriften dadurch, dass die Namen der Unterstützer veröffentlicht werden müssen. Bürgermeister, die eine Kandidatur von Zemmour oder Mélenchon befürworten, berichten, man drohe ihnen, bereits zugesagte Subventionen wieder zu streichen. Auch jenseits der Kandidaten am linken und rechten Rand fordern nun einige, das System zu reformieren. Die konservative Kandidatin Valérie Pécresse hält es für »nicht normal«, dass jemand, der wie Zemmour über zehn Prozent der Stimmen bekommen könnte, nicht antreten könne. Für Pécresse könnte dessen Kandidatur wahlentscheidend sein: Ihre Chancen, in den zweiten Wahlgang zu gelangen, würden sich erheblich steigern, wenn sich die Stimmen im rechtsradikalen Lager auf zwei Kandidaten, also auf Zemmour und Le Pen, verteilen. BSA

## Kampf gegen Trump

**USA** Im Weißen Haus wächst offenbar die Sorge, dass die US-Demokraten bei den Zwischenwahlen zum Kongress im November eine krachende Niederlage gegen die Republikaner erleiden könnten. Die anhaltende Covid-Krise und das Ausbleiben sichtbarer politischer Erfolge der Regierung lassen die Beliebtheitswerte von Präsident Joe Biden an einem Tiefpunkt um die 40 Prozent verharren. Die Angst vor einem Wahldesaster hat bei den Demokraten nun zu einem Strategiewechsel geführt. Statt wie in den vergangenen Monaten die eigenen Politikpläne in den Vor-

dergrund zu stellen, wird mehr über den politischen Gegner gesprochen. Biden und seine Berater wollen die Midterms zu einer Schicksalswahl erklären. Es ist eine Neuauflage der Strategie der Präsidentenwahl 2020: Ziel ist, die Wählerinnen und Wähler vor einem möglichen Sieg der Republikaner zu warnen. Dies würde einer Rückkehr von Ex-Präsident Donald Trump Tür und Tor öffnen, lautet nun die Botschaft der Demokraten. Im vergangenen Jahr hatte es Biden noch vermieden, seinen Amtsvorgänger überhaupt zu erwähnen, nun ist er wieder Hauptgegner Nummer eins. Auch Bidens Vorstoß, mit zwei neuen Bundesgesetzen die Wahlen vor möglichen Manipulationen durch Trump und seine Republikaner zu schützen, ist Teil dieser Strategie. Zwar ist ungewiss, ob die Gesetze den Senat passieren werden. Doch die Demokraten sind überzeugt, dass ihnen allein die Debatte über Themen wie Wählerunterdrückung oder die Sicherung der Demokratie helfen kann, bei den Midterm-Wahlen Stimmen zu gewinnen. RON

Patrick Semansky / AP



Biden

Basmah bint Saud



Mandel Ngan / AFP

## »Nicht das Ritz-Carlton«

**SAUDI-ARABIEN** Weil sie Kritik am Regime übte, saß Prinzessin Basmah für drei Jahre im Gefängnis. Nun ist sie frei. Rechtsberater Henri Estramant über ihre Haft.



Max Stein / IMAGO  
Estramant, 35, kämpfte für die Freilassung von Prinzessin Basmah, 57, der Cousine von Kronprinz Mohammed bin Salman.

**SPIEGEL:** Herr Estramant, wie geht es Prinzessin Basmah bint Saud?

**Estramant:** Ihre Königliche Hoheit ist gesundheitlich schwer angeschlagen. Sie leidet an einer Herzkrankheit und an Osteoporose. Doch sie und ihre Tochter Souhoud Al Sharif, die gemeinsam mit ihr eingesperrt war, sind glücklich, endlich frei zu sein.

**SPIEGEL:** Wie waren die Haftbedingungen?

**Estramant:** Das Hochsicherheitsgefängnis Al-Har'ir bei Riad ist nicht das Ritz-Carlton-Hotel. Der Prinzessin ging es zeitweise so schlecht, dass sie als Notfall ins Krankenhaus eingeliefert werden musste, sie schwiebte in Lebensgefahr.

**SPIEGEL:** Wurde sie wie andere Aktivistinnen in Saudi-Arabien körperlich misshandelt?

**Estramant:** Das konnten wir im Detail nicht besprechen. Vor allem danken wir König Salman und Kronprinz Mohammed bin Salman für ihre Entscheidung, sie zu entlassen. Prinzessin Basmah will ihre Erfahrung irgendwann selbst schildern.

**SPIEGEL:** Das klingt nach der üblichen Unterwerfungsformel,

wie sie im Königreich gefordert wird. Bedauert die Prinzessin inzwischen ihre offene Kritik an der saudischen Männergesellschaft und dem von Riad mitgeführten Jemenkrieg, was intern als Grund für ihre Verhaftung gilt?

**Estramant:** Die Prinzessin wurde überwacht, und sie wurde telefonisch ermahnt. Sie hat die Situation falsch eingeschätzt. Sie dachte niemals, dass sie verhaftet werden könnte, auch weil Frauen im Königreich nicht als politische Gefahr wahrgenommen werden.

**SPIEGEL:** Wie ist es Ihnen gelungen, ihre Entlassung zu erwirken?

**Estramant:** Entscheidend waren Anfragen der Vereinten Nationen, des Europa-Parlaments und der Einsatz von US-Außenminister Antony Blinken. Der Fall wurde im US-Menschenrechtsbericht erwähnt, und die US-Botschaft in Riad hat explizit nach Prinzessin Basmah gefragt. Die Regierung in Riad hat großes Interesse an guten Beziehungen zu den USA.

**SPIEGEL:** Die Prinzessin und ihre Tochter sind nun frei, aber sie dürfen weiterhin nicht ausreisen. Wie gehen sie damit um?

**Estramant:** Die Prinzessin ist darüber enttäuscht, aber sie weiß auch, es muss eine Versöhnung innerhalb der königlichen Familie geben. Das strebt sie an. Denn sie weiß, nur so kann das Haus der Saudis überleben. SUK

# Einer gegen Putin

**RUSSLAND** Vor einem Jahr wurde Alexej Nawalny verhaftet. Seither wird er im Gefängnis schikaniert, seine Bewegung hat der Kreml zerschlagen. Und doch erscheint der Regimegegner ungebrochen. Wie schafft er das?

**N**eulich hat Alexej Nawalny im Straflager den Jahreswechsel gefeiert. Wie das ablieft, das hat er auf Instagram mitgeteilt. Man sei in Reih und Glied angetreten, ein paar Häftlinge seien in Tierkostümen vor den anderen herumgehopst, alles unter strenger Aufsicht, alles maximal peinlich. Aber als Väterchen Frost gebeten habe, ein Verslein aufzusagen, da habe der 71 Jahre alte Walera, verurteilt wegen schwerer Körperverletzung, alle mit dieser selbst gedichteten Zeile überrascht: »Vater Frost, entlass uns vor der Zeit / Wenn nicht jeden, so doch jeden Zweiten.«

Ein Jahr ist es her, dass der Politiker und Kremlgegner Alexej Nawalny nach Russland zurückgekehrt ist und sogleich festgenommen wurde. Er sitzt in einer berüchtigten Strafkolonie in Pokrow, rund 100 Kilometer östlich von Moskau. Und doch, das zeigt seine Neujahrsbotschaft, hat er seinen Humor nicht verloren. Nawalny verschickt über Instagram regelmäßig lustige Miniaturen aus dem Gefängnisleben. Sie stehen in merkwürdigem Kontrast zu den Schlägen, die er im vergangenen Jahr hinnehmen musste, und zu der allgemeinen Niedergeschlagenheit, die die russische Opposition ergriffen hat.

Russland geht durch eine düstere Zeit. Nach außen droht Präsident Wladimir Putin mit einem Krieg gegen die Ukraine. Nach innen verschärft der Kreml die Repressionen. Oppositionelle werden verfolgt, im Dezember wurde Memorial verboten, Russlands renommierte Menschenrechtsorganisation.

Der SPIEGEL hat Mitsreiterinnen und Mitsreiter Nawalnys gesprochen, seine Anwältin, seinen Bruder, der selten Interviews gibt. Sie zeichnen das Bild eines Mannes, der sich seinen Mut auch im Gefängnis nicht nehmen lässt.

»Ich hätte nie gedacht, dass ein Mensch so standfest sein kann wie er«, sagt Olga Michajlowa. Sie ist vermutlich die Person, die Nawalny im vergangenen Jahr am häufigsten gesehen hat, wenn man von seinen Mithäftlingen und Bewachern absieht. Michajlowa zählt zum Anwaltsteam, das Nawalny mit überraschender Häufigkeit besucht. »Weil wir uns um seine Gesundheit und sein Leben sorgen, ist täglich einer der Anwälte bei ihm«, sagt sie. Vier Stunden kann sie jeweils mit ihm reden, unter anderem über die vielen neuen Verfahren, die gegen ihn laufen. Sie sitzen getrennt durch eine Glasscheibe, durch einen Schlitz können sie einander Dokumente zu-

schieben. Eine Videokamera erinnert daran, dass Vertraulichkeit keineswegs gegeben ist.

»Unser nettes Konzentrationslager«, so nennt Alexej Nawalny sein Straflager. Das IK-2 ist berüchtigt für den psychologischen Druck, der vor allem auf Neuankömmlinge ausgeübt wird.

Und für den prominenten Häftling hat sich die Gefängnisbehörde FSIN etwas Besonderes einfallen lassen: eine Art Straflager innerhalb des Straflagers, errichtet nur für Alexej Nawalny.

Nariman Osmanow war bis Mitte Juni Häftling in Pokrow und hat miterlebt, wie sich das Lager auf die Aufnahme von Nawalny vorbereitete. Eine Kommission aus der Gefängnisverwaltung des Gebiets Wladimir kam vorbei, ein neues Häftlingskommando wurde gebildet, eine Baracke am Rande des Lagers renoviert. Nawalny, so sahen es die Instruktionen vor, sollte völlig isoliert werden – aber nie allein sein. »Selbst auf der Toilette passte ihm ständig einer ab und stand direkt neben ihm«, erzählt Osmanow am Telefon. Er lebt jetzt in Kiew; seit er im November erstmals über Nawalnys Schikanierung im Lager berichtet hat, sieht er sich verfolgt.

Mit Nawalny zu reden sei streng verboten gewesen, berichtet Osmanow. Als Nawalny einen Hungerstreik begonnen habe, habe die Lagerleitung für Essensgeruch in der gesamten Baracke gesorgt. Dann sei ein hustender Häftling in seine Nähe verlegt worden – Nawalny habe man gesagt, es handle sich um einen Fall offener Tuberkulose.

Ein anderer BettNachbar keuchte und stöhnte die ganze Nacht, masturbierte. Einmal hätten sie ein selbst gemachtes Video im Fernsehraum gezeigt, in dem Aufnahmen Nawalnys mit Szenen von Sex zwischen Männern zusammengeschnitten worden seien. Es sollte ihn als Freund von Homosexuellen darstellen, das gilt in Russlands Gefängnissen als Tabubruch.

Die Absicht ist offenkundig: Nicht das Gefängnispersonal, sondern die Häftlinge selbst sollen Nawalny das Leben zur Hölle machen und ihn zu unbedachten Handlungen provozieren. Präsident Wladimir Putin aber will davon nichts wissen. Er behauptet, Nawalny werde im Lager »nicht schlechter als die anderen« behandelt, »das kann man mit absoluter Sicherheit sagen«.

Anwältin Michajlowa war mit im Flugzeug, als Nawalny am 17. Januar vor einem

Jahr aus Berlin in die Heimat zurückkehrte. Er hatte Russland im August 2020 mehr tot als lebendig verlassen, als Komapatient in einem deutschen Rettungsflugzeug. Russlands Geheimdienst FSB hatte ihn offenbar mit dem Nervenkampfstoff »Nowitschok« vergiftet. Aber Nawalny überstand das Attentat. Seine Rückkehr war eine mutige Geste, die seine Anhänger elektrisierte. Hunderte



te warteten am Flughafen Wnukowo, um ihn zu feiern.

Anwältin Michajlowa war skeptisch. »Meine Position war absolut eisern: nicht zurückkehren, sonst nehmen sie dich fest«, sagt sie. Die russische Justiz habe das Nawalny klar signalisiert. Aber auch sie war verblüfft, was in Moskau geschah. Das Flugzeug wurde umgelenkt auf einen anderen Flughafen, und die Polizei nahm Nawalny noch im Transitbereich fest, um jeden Kontakt mit Anhängern zu vermeiden.

Auch Oleg Nawalny, 38, war an jenem 17. Januar an den Flughafen gefahren, um seinen älteren Bruder abzuholen. »Ich dachte nicht, dass sie ihn gleich verhaften würden. Obwohl ich heute verstehre, dass es sehr logisch gewesen wäre, das anzunehmen«, sagt er am Telefon. Er habe

lediglich befürchtet, dass dem Bruder die üblichen Arreststrafen von 15 Tagen drohten, die Alexej regelmäßig habe absitzen müssen. »Ich schrieb ihm und fragte, wie ich ihn abholen und ob ich eine Tasche für eine Festnahme vorbereiten sollte.«

Für Oleg Nawalny weckte Alexejs Verhaftung merkwürdige Erinnerungen. Die gleiche Haftstrafe, die Alexej 2021 antreten musste, hatte Oleg schon hinter sich. Beide Brüder waren 2014 wegen angeblichen Betrugs beim Versand von Produkten des Kosmetikkonzerns Yves Rocher verurteilt worden. Es ging um Olegs Kurierdienstfirma, die formal beiden gehörte.

Es war ein willkürliches Urteil, wie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte beanstandete. Es zielte gegen den Politiker Alexej, indem es

## Welche Hemmungen soll der Staat noch haben?

den Geschäftsmann Oleg als Geisel nahm. Während Alexejs Strafe auf Bewährung ausgesetzt wurde, musste Oleg ins Gefängnis.

Jetzt ist Oleg in Freiheit, dafür sitzt Alexej im Lager – wegen angeblicher Verletzung der Bewährungsauflagen zu dem Urteil von 2014.

»Das ist der reine Hohn, und natürlich habe ich manchmal seltsame Gewissensbisse«, sagt Oleg. »Aber es ist ja nicht so, dass ich meinen Bruder ins Gefängnis gebracht habe oder er mich. Wir sitzen beide wegen dieses alten Zwergs, der sich nicht einkriegen kann.« Der Zwerg, das ist Putin.

Auch Oleg wurde seither abermals verurteilt, die Strafe ausgesetzt auf Bewährung. Mit seinem Aufruf zu Protesten gegen Alexejs Verhaftung habe er Coronaauflagen verletzt. Er hält sich jetzt im Ausland auf.

Im August hat Oleg seinen Bruder in Pokrow besucht, zusammen mit den Eltern und mit Alexejs Frau Julija. Die Frauen hatten Essen mitgebracht, man aß und redete, und Alexej sah besser aus, als Oleg erwartet hatte. Aber Oleg war komisch zumute. Er erinnerte sich, wie Alexej umgekehrt ihn in Haft besucht hatte. Jetzt, aus der Besucherperspektive, sah alles viel bedrückender aus.

»Als freier Mensch kannst du dich nicht ans Gefängnis gewöhnen. Selbst ich kann das nicht, der ich mal Häftling war. Alexej hat sich besser an die Umstände angepasst als die Gäste.« Vor Torschluss gingen sie wieder, für die restlichen zwei Tage blieb Julija zurück. Es war das erste Mal, dass Nawalny sein Recht auf ein langes Besuchswochenende mit der Familie erhielt.

Während der Kreml seinen prominentesten Gegner im Straflager IK-2 festhält, hat er außerhalb des Lagers mit Nawalnys Bewegung aufgeräumt. Regionalstäbe und Antikorruptionsfonds sind verboten und aufgelöst, die Mitarbeiter ins Exil getrieben, zum Schweigen gebracht, ins Gefängnis gesteckt.

Russland hat die einzige eigenständige Opposition verloren, die es noch hatte. Nawalnys Regionalstäbe waren so etwas wie eine Partei in einem Land, das unabhängige Parteien nicht mehr kennt: eine dauerhafte Struktur mit einem Programm und einem Anführer und der Fähigkeit, Anhänger zu mobilisieren.

Wie die Verhaftung von Nawalny selbst, so wirkt auch die Liquidierung seiner Bewegung im Rückblick folgerichtig. Russland war ohnehin dabei, repressiver zu werden. Und wenn ein Oppositionsführer vergiftet werden

**Häftling Nawalny aus dem Gefängnis per Video vor Gericht:**  
»Unser nettes Konzentrationslager«



Eugeny Feldman / AP

konnte, welche Hemmungen sollte der Staat dann noch haben?

Aber Nawalnys Anhänger hofften noch eine Weile, er könne wie ein Rammbock das System erschüttern. Zwei Tage nach Nawalnys Festnahme wurde ein noch in Deutschland produzierter Film über eine Residenz am Schwarzen Meer, »Ein Palast für Putin«, veröffentlicht. Der Film wurde schon am ersten Tag 25 Millionen Mal angeschaut und zum größten YouTube-Hit in der Geschichte von Nawalnys Antikorruptionsstiftung.

In Großstädten im ganzen Land wurde protestiert. In Moskau zogen Demonstranten bis vor das Untersuchungsgefängnis »Matrosenstille«, in dem Nawalny damals saß. Der Kreml konnte seine Gegner zwar niederknüppeln, schien es Nawalnys Anhängern, aber er konnte ihnen nicht das Heft des Handelns entreißen. Und war das nicht eigentlich die Stärke von Nawalny: das Unmögliche zu versuchen und all jene Lügen zu strafen, die die Hände in den Schoß legen?

Nawalnys Stiftung war zu diesem Zeitpunkt schon als »ausländischer Agent« abgestempelt und mit Strafverfahren überzogen worden, die Arbeit der Regionalstäbe wurde massiv erschwert, führende Mitarbeiter waren bereits im Exil. Aber keine der Organisationen war verboten.

Das änderte sich Mitte April, noch bevor Nawalnys Hungerstreik eine vorerst letzte Welle von Protesten auslöste. Russlands Generalstaatsanwaltschaft forderte, Stäbe und Stiftung als »extremistische Organisationen« einzustufen. Kurz darauf erklärte Nawalnys Mitstreiter Leonid Wolkow bereits aus dem Exil die Auflösung der Stäbe. Viele der Mitarbeiter verließen das Land, ohne das Gerichtsurteil abzuwarten, das im Juni das Verbot bestätigte.

Irina Fatjanowa leitete den Regionalstab in Sankt Petersburg, einer Hochburg der Opposition. Wenn sie heute davon erzählt, in einer geräumigen Wohnung im georgischen Tbilissi, dann wirkt die 32 Jahre alte Politikerin müde und abgekämpft, ganz anders als auf ihren Wahlplakaten.

Auch Fatjanowa war an jenem 17. Januar am Moskauer Flughafen, um Nawalny zu empfangen. Die Polizei hatte sie zunächst aus dem Zug von Petersburg nach Moskau geholt, aber sie gab nicht auf.

»Ich hielt Nawalny für ein Genie, als er seine Rückkehr ankündigte. Im Flughafen überkam mich eine Welle von Begeisterung. Als er dann in



Dmitri Serejkin / AP



Mikhail Pochuyev / ITAR-TASS / IMAGO

**Brüder Oleg, Alexej Nawalny 2018, Ehefrau Julija, Anwältin Michajlowa:** »Dass ein Mensch so standfest sein kann«

Untersuchungshaft kam, war ich niedergeschlagen«, sagt Fatjanowa.

Im April musste sich auch der Petersburger Regionalstab formal auflösen, aber das hinderte Fatjanowa nicht daran, das wichtigste Projekt des Jahres weiterzuverfolgen: die Parlamentswahlen im Herbst. Nawalnys Bewegung sah diese als weiteren Test für ihre Strategie des »Smart Voting«, des intelligenten Protestwählens. Für alle Direktwahlkreise ermittelte sie einzeln, welche Stimmentscheidung der Kremlpartei »Einiges Russland« am stärksten schade; die Vorschläge wurden aufbereitet und über eine App verbreitet.

Aber das raffinierte Voting scheiterte an brutalen, einfachen Gegenmaßnahmen – Wahlfälschungen, Unterdrückung der App und der Website, sogar die Internetgiganten Apple und Google machten dem Kreml Zugeständnisse.

Ein neues Gesetz schloss darüber hinaus Nawalnys Mitstreiter faktisch von der Teilnahme an künftigen Wahlen aus. Das traf auch Fatjanowa: Sie wollte für das Petersburger Stadtparlament kandidieren, das am selben Tag wie die Staatsduma gewählt wurde. Wegen Mitarbeit in einer »extremistischen Organisation« wurde sie ausgeschlossen. Es war das erste Zei-

**In einem Post hat Nawalny seine Gefangenschaft mit einer langen Reise durch das All verglichen.**

chen, dass das »Extremismus«-Urteil gegen Nawalnys Stäbe sogar rückwirkend gelten könnte.

Knapp zwei Monate nach der Dumawahl wurde das zur Gewissheit, als die ehemalige Leiterin des Regionalstabs in Ufa, Lilija Tschanschewa, in Handschellen aus ihrer Wohnung geführt wurde. Der Vorwurf: Gründung einer extremistischen Vereinigung, Höchststrafe: zehn Jahre. Auch anderswo kam es zu Durchsuchungen nach dem Extremismus-Paragrafen.

Der Fall Tschanschewa wirkte wie ein Signal an alle Mitstreiter Nawalnys zu emigrieren. Nach dem Verbot der Opposition folgte jetzt ihre völlige Ausmerzung. Es ging nicht mehr gegen den Führungszirkel um Nawalny. Alle waren Freiwild.

Irina Fatjanowa packte ihre Sachen, überließ ihren Hund Marcel einer Freundin und verließ das Land. »Ich war bereit, Hausdurchsuchungen, Arreststrafen, ja Haftstrafen hinzunehmen – in Russland kannst du nicht anders Politik treiben. Aber meine rote Linie war alles, was über fünf Jahre Haft hinausgeht.«

Fatjanowa zog nach Tbilissi. Das Leben ist billig, das Klima gut, mit einem russischen Pass kann man maximal ein Jahr bleiben. Einige Dutzend Anhänger Nawalnys leben dort, aber Fatjanowa hält wenig Kontakt. »Ich will nicht zu viel über die Leiden daheim reden.« So bald werde sich in Russland nichts ändern, sagt sie resigniert.

Wenn sich jemand ungebrochen und heiter gibt, dann ist es Nawalny selbst in seinem düsteren Straflager in Wladimir. In einem Post noch aus der Untersuchungshaft hat er seine Gefangenschaft mit einer langen Reise durch das All verglichen. »Ja, solche Reisen sind gefährlich. Man kommt an, und da ist gar nichts. Oder der Flug dauert viel länger, wegen eines Navigationsfehlers. Ein Asteroid trifft das Raumschiff, und du stirbst. Aber oft kommt ja auch Hilfe.«

Derzeit sieht es aus, als würde Nawalnys Flug durchs All länger als geplant dauern. Putin fühlt sich im Kreml so sicher wie je, Unmut wird unterdrückt, die Gegner sind geähmt. Zwei große Strafverfahren werden gegen Nawalny vorbereitet, wegen Extremismus und Betrug. Seine Anwältin Michajlowa bereitet ihn darauf vor. Insgesamt ergebe das maximal 30 Jahre Haft, schrieb Nawalny im Herbst. »Also habt keine Angst, spätestens 2051 komme ich raus.«

Alexander Chernyshev, Christian Esch, Christina Hebel

# Angst vor dem Knall

**GEOPOLITIK** Innerhalb der Nato schwindet die Hoffnung, Russlands Präsidenten Putin von einem Angriff auf die Ukraine abhalten zu können. Im Brüsseler Hauptquartier stellt man sich sogar auf noch schlimmere Szenarien ein.

Jens Stoltenberg trat mit geballter Faust auf die Russen zu, wenn auch nur zur coronakonformen Begrüßung. Doch als der Nato-Generalsekretär mit Russlands Vizeaußenminister Alexander Gruschko und Verteidigungsminister Alexander Fomin am Mittwoch für ein Foto posierte, standen sie stocksteif nebeneinander, ihre Mienen finster.

Es war das erste Treffen des Nato-Russland-Rats im Brüsseler Hauptquartier der Nato seit gut zwei Jahren. Kurz zuvor hatten die Außenminister der Allianz eine Videokonferenz abgehalten, am Montag trafen sich die Vizeaußenministerin der USA und ihr russischer Amtskollege in Genf, von Mittwoch an kamen die EU-Außen- und Verteidigungsminister im französischen Brest zusammen.

Das Ziel war stets dasselbe: Es ging darum, Russland von einer möglichen Invasion der Ukraine abzuhalten.

Doch die Aussichten verdüstern sich. »Es besteht ein echtes Risiko für

**Russische Panzer auf einem Schießplatz bei Rostow am Don:** Könnte Moskau auch Nato-Staaten angreifen?

einen neuen bewaffneten Konflikt in Europa«, sagte Stoltenberg nach dem Treffen.

Moskau wirft dem Westen vor, nach militärischer Überlegenheit zu streben. Der Kreml will unter anderem, dass die Nato keine weiteren früheren Sowjetrepubliken wie die Ukraine aufnimmt. Außerdem soll sie ihre Streitkräfte aus den östlichen Bündnisstaaten abziehen.

Diese Forderungen kann die Nato kaum erfüllen. Jede Nation könnte ihr Schicksal selbst bestimmen, sagte Stoltenberg. Dieses »Kernprinzip« gehöre zum Fundament europäischer Sicherheit.

Und so scheinen im Osten Europas die Kriegsvorbereitungen weiterzugehen. Seit Wochen lässt Russlands Präsident Wladimir Putin Truppen an der Grenze zur Ukraine aufmarschieren, rund 100 000 Soldaten sollen es inzwischen sein, ausgerüstet mit Panzern, Drohnen, Artillerie. Bald schon kann es nach Ansicht der Nato losgehen, auch wenn noch nicht alle Truppenteile für eine groß angelegte Invasion bereitstehen.

In Brüssel hält man es nicht einmal mehr für ausgeschlossen, dass Putin über die Ukraine hinaus den bewaffneten Konflikt mit dem Westen suchen könnte.

Wie Insider dem SPIEGEL berichteten, kursiert bei der Nato inzwischen die Befürchtung, die russischen Streitkräfte könnten ihre zuletzt teils stark gesteigerte Präsenz im Mittelmeer, im Nordatlantik und in der Arktis nutzen, um auf breiter Front einzuschlagen – selbst gegen Nato-Staaten. Zu rechnen sei dann auch mit massiven Desinformationskampagnen und Cyberattacken.

Zwar gebe es derzeit keine konkreten Hinweise auf Vorbereitungen für einen solchen Angriff, heißt es bei der Nato. Doch Moskaus Eskalationsmöglichkeiten seien real – und die Nato hätte Russland im Ernstfall weder militärisch noch digital schnell etwas entgegenzusetzen.

Ob Putin die Ukraine tatsächlich überfallen wird, ist nach wie vor unklar. Seit Wochen rätselt man bei der Nato, was der russische Machthaber mit dem Truppenaufmarsch an der ukrainischen Grenze bezweckt – zumal seine Hauptforderung faktisch ohnehin schon erfüllt ist: Die im Jahr 2008 in Aussicht gestellte Nato-Mitgliedschaft der Ukraine und Georgiens ist wegen der offenen Grenzkonflikte auf absehbare Zeit praktisch vom Tisch.

Auch ein weiteres Ziel hat der Kremlchef bereits erreicht: US-Präsident Joe Biden verhandelt direkt mit Russlands Führung. Russland ist als Supermacht zurück auf der Weltbühne. Die Europäer sind hingegen nur Statisten.

Schon jetzt legen Putins Provokationen die Schwächen der westlichen Bündnisse schonungslos offen. Es steht die Frage im Raum, wie weit die USA und die Europäer gehen würden, um Nato-Länder wie Estland oder Litauen zu verteidigen – von Nichtmitgliedern wie der Ukraine ganz zu schweigen. Unklar ist auch, ob sich die Europäer im Fall einer Invasion der Ukraine zu harten Wirtschaftssanktionen durchringen könnten, da solche die Energiepreise in Europa weiter steigen lassen würden.

Die Gaspipeline Nord Stream 2 zumindest wäre im Kriegsfall wohl erledigt. Aus amerikanischer Sicht wäre es dann »schwer vorstellbar, dass Gas durch diese Pipeline fließt«, sagte US-Vizeaußenministerin Wendy Sherman nach dem Treffen in Brüssel.

Wohl kaum zufällig am selben Tag legten Bidens Demokraten im US-Senat einen vom Weißen Haus unterstützten Gesetzentwurf vor. Er fordert den Einsatz »aller verfügbaren und angemessenen Mittel«, die Inbetriebnahme der russisch-deutschen Pipeline zu verhindern. Dabei hatte Kanzler Olaf Scholz das Projekt noch vor Kurzem als rein »privatwirtschaftliches Vorhaben« bezeichnet, dessen Genehmigung »ganz unpolitisch« sei.

Bidens Parteifreunde sehen das offensichtlich anders. Nord Stream 2, heißt es in ihrem Gesetzentwurf, sei ein »Werkzeug des bösartigen Einflusses der Russischen Föderation«. Markus Becker, Matthias Gebauer ■



AP / dpa



Mohamed Messara / epa-EFE

**Protestierende in Algier:** »Die Leute haben jegliche Hoffnung verloren«

## Alle wollen weg

**ALGERIEN** Nach dem Sturz des Autokraten Bouteflika hofften die Menschen auf Demokratie. Doch die neue Regierung setzt die Repressionen fort. Viele Jungen sehen nur einen Ausweg: die Flucht nach Europa.

In den Sommermonaten füllen Touristen die Cafés, Bars und Hotels im algerischen Küstenort Ain al-Turk. Einige Restaurants haben spanische Namen, nach Spanien sind es nur 160 Kilometer übers Meer. Im Winter aber ist die Promenade menschenleer. Eine Plastiktüte weht durch die Luft und bleibt an einer eingeknickten Palme hängen, dahinter steht das verlassene Hotel Hacienda.

Von hier hat sich der Aktivist Wafi Tigrine, 33 Jahre alt, in einer klaren Mondnacht Anfang Oktober des vergangenen Jahres auf den Weg gemacht. Er, der nie ins Ausland wollte, riskierte sein Leben, um im Dunkel der Nacht in ein Boot von Schleusern zu steigen und seine Heimat zu verlassen.

Seine Eltern und seine Schwester ließ er zurück, sein Zuhause, alles, was ihm lieb war. Er hatte Glück: Die Überfahrt nach Spanien schaffte er ohne Zwischenfälle.

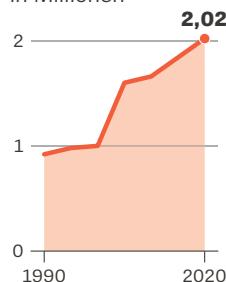
Tigrine ist einer von vielen jungen Menschen, die aus ihrer Heimat geflohen sind. Wo immer man in Algerien mit Leuten ins Gespräch kommt, in Ain al-Turk, aber auch in der Hauptstadt Algier, alle sagen dasselbe: Wir kennen viele, die übers Mittelmeer nach Europa wollten. Etliche haben es geschafft. Manche wurden beim Versuch verhaftet, von anderen fehlt jede Spur. Vermutlich sind sie auf der Flucht ertrunken.

Die Internationale Organisation für Migration (IOM) verzeichnete 2021 mehr als 12 000 Ankünfte von Algerierinnen und Algeriern in Europa, ähnlich viele wie aus Marokko. Algeriens Küstenwache hat im selben Jahr nach eigenen Angaben über 4000 Migrantinnen und Migranten gestoppt.

Früher waren es fast nur junge Männer, die Algerien verließen; neuerdings hört man immer wieder von ganzen Familien, die offenbar ver-

### Raus aus Algerien

Migrantinnen und Migranten\* aus Algerien weltweit, in Millionen



\* in Algerien Geborene, die nicht mehr dort leben

■ Quelle: UN DESA; im Abstand von 5 Jahren, jeweils zur Mitte des Jahres

zweifelt genug sind, um das Risiko einer Überfahrt einzugehen. Die Hoffnungen, die 2019 in der Revolution geweckt wurden, sind verflogen.

Die Protestbewegung, der »Hirak«, hatte ein Ende der Militärrherrschaft gefordert. Der Militärapparat kontrolliert das Land jedoch weiterhin. Eine schwerfällige Bürokratie bremst Unternehmer, die etwas wagen wollen. Die Ölennahmen des Landes allein können die Wirtschaft nicht mehr in Schwung bringen. Arbeitslosigkeit ist verbreitet, es fehlen Perspektiven, und jetzt nimmt auch noch die politische Repression zu.

Wafi Tigrine hat das am eigenen Leib zu spüren bekommen. Er war 2019 beim Hirak aktiv und ist vor einer drohenden Festnahme geflohen. Inzwischen lebt er in Paris, wo er Asyl beantragt hat, seine Geschichte erzählt er am Telefon.

Umgerechnet 4250 Euro habe er bezahlt, um mit elf anderen Algeriern die Überfahrt nach Spanien auf einem Motorboot anzutreten, sagt er. »Ich wünschte, die staatlichen Unternehmen Algeriens wären so gut organisiert wie die Schmuggler.« Er glaubt, dass korrupte Mitglieder der Sicherheitsdienste involviert seien. Einer der Schmuggler rief offenbar einen Kontakt in der Marine an, ehe das Boot in Ain al-Turk ablegte – direkt neben einer Militärbasis. In der nahen Küstenstadt Oran ist es ein offenes

Geheimnis, dass von dieser Bucht aus nachts die Boote nach Europa starten.

Flüchtlinge wie Tigrine nennt man in Algerien »Harraga«: Menschen, die etwas verbrennen, meist ihre Papiere, damit man sie nicht zurückschicken kann, oder metaphorisch die Grenzen, die sie von Europa trennen. Die Regierung versucht, das Thema zu verschweigen. Der französischen Nachrichtenagentur AFP hat sie im vergangenen Oktober damit gedroht, ihr die Akkreditierung zu entziehen, nachdem diese über Harraga berichtet hatte.

Dafür gibt es wohl einen einfachen Grund: Die Tausenden Menschen, die ihr Leben riskieren, um das Land zu verlassen, passen so gar nicht zu dem »neuen Algerien«, von dem Präsident Abdelmajid Tebboune gern schwärmt. Tebboune kam im Jahr 2019 infolge der Proteste ins Amt, die seinen Vorgänger Abdelaziz Bouteflika zu Fall gebracht hatten. Er stellt sich als Vertreter der Hirak-Protestbewegung dar, gewissermaßen als Aktivist an der Staatsspitze. »Der Hirak, das bin jetzt ich«, sagte er dem SPIEGEL im vergangenen Oktober.

Für Aktivisten wie Wafi Tigrine ist in diesem neuen Algerien aber in Wahrheit kein Platz mehr. Tigrine war Mitglied des Jugendverbands RAJ, einer säkularen, links orientierten Organisation. Der RAJ war im Land etabliert, seit rund 30 Jahren, bis er im Oktober auf Drängen der Regierung aufgelöst wurde – ein weiteres Zeichen zunehmender Repression.

Tigrine stammt aus der Kabylei, einer Region an der Mittelmeerküste. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er jedoch in der Hauptstadt Algier. Bei den Hirak-Protesten war er in vorderster Linie mit dabei, filmte die Demonstrationen mit dem Handy und berichtete davon live auf seiner Facebook-Seite, die in kürzester Zeit mehr als 80 000 Follower erreichte.

Damals gingen Hunderttausende im ganzen Land auf die Straße, um gegen den greisen Bouteflika und dessen verknöchertes, korruptes Regime zu protestieren. Bouteflika musste zurücktreten; inzwischen ist er tot. Nach umstrittenen Neuwahlen erhielt Tebboune die meisten Stimmen von fünf Kandidaten – alle aus dem politischen Establishment. Es gab Boykottaufufe, die Wahlbeteiligung lag historisch niedrig bei etwa 40 Prozent.

Während seine Landsleute wählen gingen, habe Wafi Tigrine mit etwa 90 anderen Männern in einer Zelle mit einer einzigen Toilette gesessen, wie er erzählt. Er war im September 2019 wegen »Publikationen, die den nationalen Interessen schaden können« verhaftet worden. Nach Tebbounes Amtsantritt wurden er und andere Demonstranten freigelassen; es sollte ein Zeichen für einen Neubeginn sein.

Tigrine sagt: »Sie wollten den Anschein erwecken, als hätte es einen Machtwchsel gegeben.« Tatsächlich aber sei Tebboune nur ein neues Gesicht desselben alten Regimes,

gegen das er und die anderen Demonstranten auf die Straße gegangen waren. Tigrine kam zwar nach knapp vier Monaten wieder frei, aber die Probleme blieben.

Seinen Job im Marketing eines Staatsbetriebs hatte er zuvor schon verloren. Proteste wurden mit den Corona-Lockdowns und der zunehmenden Repression schwieriger. Tigrine kritisierte die Regierenden weiter, was den Behörden nicht passte. Sie wollten ihn erneut verhaften, Sicherheitskräfte kamen zu ihm ins Dorf.

Tigrine erzählt, wie er bei ihrem Anblick Hals über Kopf davonrannte und sich im Wald versteckte. Von einem befriedeten Polizisten habe er erfahren, dass er mit einer Terrororganisation in Verbindung gebracht werde. Das hätte eine mehrjährige Haftstrafe bedeutet.

Tigrine sagt, er habe geweint, als ihm klar geworden sei, dass er alles zurücklassen müsse. »Aber es gab keine andere Möglich-



Geflüchteter Tigrine

keit. Ich habe lieber eine riskante Bootsfahrt über das Meer in Kauf genommen, als noch mal in einer Zelle zu enden.«

Zwar wurden hochrangige Mitglieder des alten Machtapparates nach Korruptionsvorwürfen festgenommen, auch der Bruder von Bouteflika; aber in Algier sagen manche, das seien lediglich Grabenkämpfe innerhalb des Machtapparates. Der eine Clan habe die Protestbewegung benutzt, um den anderen loszuwerden.

Der algerische Schriftsteller Adlène Meddi sagt, es sei komplizierter. »In Algerien ist die Armee geeint, wenn es Krisen gibt. Im März 2019 wurde den Militärs klar, dass es mit Bouteflika nicht weitergehen konnte. Deshalb haben sie sich auf die Seite des Volkes geschlagen.«

Dem Hirak sei es nicht gelungen, sich politisch zu organisieren, sagt Meddi. Es genüge nicht, Parolen auf Facebook zu verbreiten und eine Revolution zu fordern. Algerien würde einen radikalen Umbruch momentan gar nicht verkraften, dafür sei die Zivilgesellschaft zu schwach, das Land zu groß, der Staat zu zentralistisch. »Nach dem Hirak waren die Erwartungen riesig, aber Veränderung geht nicht so schnell«, sagt er.

Menschenrechtsorganisationen wie die Gruppe »Algerian Detainees« zählen mehr als 250 politische Gefangene im Land. Die Pandemie hat die Wirtschaftskrise nur noch verschärft. »Die Leute haben jegliche Hoffnung verloren hier«, sagt der Verkäufer einer Imbissbude in Oran. »Alle wollen weg.«

Es sei schon »niederschmetternd«, dass Tebboune behauptet, er sei der Hirak, sagt eine Studentin vor einer Bibliothek in Algier und seufzt. Auch sie sei bei den Protesten auf der Straße gewesen, genau wie ihre Kommilitoninnen, die neben ihr sitzen. Keine möchte sich namentlich zitieren lassen, aus Angst. Mehrere wollen ins Ausland.

Die Regierung hat zwar einen Minister für Start-ups benannt, aber darüber lachen die Studenten nur.

Und doch sind es diese jungen Algerierinnen und Algerier, die der Anwältin und Demokratieaktivistin Aouicha Bekhti Hoffnung machen. Bekhti erscheint zum Treffen in Algier mit einer lilafarbenen Wollmütze gegen die Kälte, die in diesen Tagen über die Stadt hereinbricht.

Seit den Hirak-Protesten verteidigt Bekhti fast nur noch politische Aktivisten. »Die Gefängnisse sind voll mit Leuten, die nicht dort sein sollten«, sagt sie. Es fehle an einer politischen Kultur in Algerien, aber dafür könnten die meisten Inhaftierten schließlich nichts.

Dennoch bleibt Bekhti eine Optimistin. Denn die jungen Frauen und Männer, die in der Zeit des Hirak gegen das Regime protestierten, die Mauern der Städte bunt anmalten und den Müll von den Straßen räumten, die gebe es immer noch. Auf diese mutige Generation zähle sie. »Und deshalb ist nichts verloren in diesem Land.«

Monika Bolliger



Abdo Shanan / DER SPIEGEL

# »Wir sind ein Herrenvolk«

**ÖSTERREICH** Sieben Regierungschefs seit 2016, Korruptionsaffären, Vetternwirtschaft. Der Künstler Josef Hader unterstellt seinen Landsleuten mangelndes Schuldbewusstsein – und hofft nach dem Ende der Ära Sebastian Kurz auf bessere Zeiten.

*Der österreichische Kabarettist, Autor, Schauspieler und Filmregisseur Hader, 59, wurde in Deutschland vor allem durch Filme wie »Wilde Maus« oder »Der Knochenmann« bekannt. Im Moment steht er mit dem Programm »Hader on Ice« auf der Bühne.*

**SPIEGEL:** Herr Hader, in Ihrem Geburtsort Waldhausen im Donautal erzielte die ÖVP 2019, bei der letzten Nationalratswahl, neun Prozentpunkte mehr als im landesweiten Schnitt. Können Sie uns erklären, was die Österreicher an Sebastian Kurz fasziniert hat?

**Hader:** Im Prinzip war es der gleiche Schmäh, den in den Achtzigerjahren Jörg Haider von der FPÖ gemacht hat: Ein flotter, junger Mann behauptet von sich, dass er eine völlig andere Politik betreibt, nicht zum System gehört und dass alle Gekränkten und Geknechteten bei ihm Erlösung finden. Kurz war genauso ein Populist, nur weniger vulgär. Er hat gesagt: Wenn wir Flüchtlinge retten, vergrößern wir in Wirklichkeit das Leid. Das ist eine hübsche katholische Hinterlist.

**SPIEGEL:** Sie haben noch 2014 in einem Interview die Meinung vertreten, dass Kurz, der damals gerade Außenminister geworden war, einer der intelligentesten Politiker in seiner Partei sei.

**Hader:** Da sieht man, dass Kabarettisten keine Zukunftsforscher sind. Aber eigentlich stimmt der Satz ja immer noch. So wie seine Partei ihm gefolgt ist, unter völliger Selbstaufgabe, war er vielleicht noch der Intelligenterste. Er ist sicher auf eine banalere Weise schlau, als ich mir damals gedacht habe.

**SPIEGEL:** Über Ihr laufendes Programm »Hader on Ice« sagten Sie: »Das ist ein böses Märchen aus einem verwunschenen Land, wo Wölfe sprechen können und die Menschen Kurz wählen.« Was wird nach Kurz' Rücktritt aus dem verwunschenen Land Österreich?

**Hader:** Der Kern des bösen Märchens geht ganz einfach so, dass es in Österreich strukturell immer eine rechte Mehrheit gibt. Das ist wahrscheinlich seit 100 Jahren so.

**SPIEGEL:** Ist das per se böse?

**Hader:** Find ich schon. Dadurch gibt es fast nie einen wirklichen Richtungswchsel. Fortschritt-

liche Gesellschaftspolitik gab es zuletzt unter dem sozialdemokratischen Kanzler Bruno Kreisky in den Siebzigern. Davor und danach hatten wir jahrzehntelang eine Große Koalition. ÖVP und SPÖ haben sich das Land aufgeteilt. Da war es üblich, dass in den Staatsfirmen oben zwei Generaldirektoren waren und unten zwei Portiers – jeweils einer rot und einer schwarz.

**SPIEGEL:** Nach der Ibiza-Affäre sagte Bundespräsident Alexander Van der Bellen: »So sind wir nicht.« Vor dem Hintergrund der Korruptionsvorwürfe gegen Kurz – haben die Österreicher da nicht doch ein spezielles Problem?

**Hader:** Tun wir kurz einmal so, als würde Österreich zu den westlichen Demokratien gehören, was zumindest derzeit berechtigt ist, weil ja viel aufgedeckt wurde: Trotzdem hat man den Eindruck, dass die Hemmschwellen hier niedriger sind als anderswo, und das Schuldbewusstsein ist nicht sehr hoch.

**SPIEGEL:** Hat das geringere Schuldbewusstsein vielleicht mit dem Katholizismus zu tun, nach dem Motto »Ich kann's ja nachher eh beichten?«

**Hader:** Das wäre möglich. Die skandinavischen Staaten schneiden auf dem Korruptionsindex immer viel besser ab als wir. Vielleicht fehlt bei uns das protestantische Ethos.

**SPIEGEL:** Das sagt Josef Hader, der einzige Ministrant und Absolvent des Stiftsgymnasiums Melk.



Kanzler Kurz am 7. Oktober 2021

**Hader:** Eben, ich spreche aus Erfahrung. Ein anderer Grund für Korruptionsanfälligkeit könnte sein: Österreich ist ein kleines Land, und alle wichtigen Entscheidungen werden in Wien getroffen. Wenn man hier die richtigen Leute kennt, kann man alles bewegen. Das war schon in der Monarchie so – Hauptache, du bist nah am Herrscher.

**SPIEGEL:** Das klingt, als sprächen Sie über den Kanzlergetreuen Thomas Schmid, dessen Chats eine Lawine von Ermittlungen ausgelöst haben. Ist er die prototypische Figur dieses Systems?

**Hader:** Nicht er als Einzelner, es geht um die Konstruktion. Eine kleine Gruppe, die plant, zunächst die Partei und dann den Staat zu übernehmen. Und es gelingt. Weil wir ein zentralistischer Staat als Deutschland sind. Deshalb haben, bis Kurz kam, die Mächtiger in den Bundesländern darauf geachtet, dass kein allzu Talenterter Parteichef wird. Starke ÖVP-Kanzler waren eher Betriebsunfälle.

**SPIEGEL:** Kurz' Unterstützer sagen, er habe die muffige ÖVP entrückelt.

**Hader:** Das Tollste an der Ära Kurz ist eindeutig, dass sie so demaskiert wurde. Dass Justiz und Presse bei uns stark genug sind, solche Methoden aufzudecken. Das ist zurzeit das Beruhigendste an unserem Staat, dass wir so viel Schlimmes über ihn erfahren dürfen.

**SPIEGEL:** In Ihrem Programm heißt es lakonisch: »Immer is' irgendwas.« Und in den Brenner-Krimis von Wolf Haas, die mit Ihnen in der Hauptrolle verfilmt wurden, lautet der Klassiker: »Jetzt ist schon wieder was passiert.« Das trifft es aus deutscher Sicht ganz gut – ständig passiert hier, in Österreich, was. Warum?

**Hader:** Alles eine Frage des Blickwinkels. Hätte Österreich eine rechte Terrororganisation, die Anschläge verübt hat, wäre bei uns ein Politiker erschossen und eine Synagoge angegriffen worden...

**SPIEGEL:** ... wie in Deutschland...

**Hader:** ... würden Sie vielleicht sogar sagen: typisch Österreich. In Wahrheit ist kein Land schlimmer als das andere.

**SPIEGEL:** Röhrt Ihr großer Erfolg beim deutschen Publikum nicht auch daher, dass Sie mit kunstvollen Miniaturen genau diesen oft etwas hochmütigen Blick der Deutschen auf das kleine, schrullige Österreich bedienen?

**Hader:** Die österreichische ist wie die bayrische Sprache weicher, das heißt, wir können böse Dinge sagen, und die Leute hören es sich trotzdem gern an. Vieles von dem, was Gerhard Polt sagt, würde man nicht aushalten, wenn es auf Hochdeutsch daherkäme. Dem versuche ich nachzueifern.

**SPIEGEL:** Sebastian Kurz sprach mal von südlichen Staaten wie Italien, die in ihren Systemen kaputt seien. Trifft das auch auf Österreich zu?

**Hader:** Nein, auf Italien auch nicht, aber das passt zur Kurz-Erzählung, das braucht der Österreicher, dass er auf andere runterschau-



**Kabarettist Hader:** »Die Macht der Dummheit ist allumfassend«

en kann. Wir sind ein Herrenvolk, wir haben ja die anderen Völker der Monarchie mit gemäßigtem Kolonialismus regiert. Dann waren wir auf einmal klein und unbedeutend, da entstand ein gewaltiger Minderwertigkeitskomplex, sehr vergleichbar mit den Menschen in der ehemaligen DDR. Darum waren in beiden Ländern sportliche Erfolge so ungemein wichtig für die gebeutelte Volksseele. Nach 1989 hat der österreichische Sport gleich die ostdeutschen Doping-Fachleute übernommen und weiterbeschäftigt.

**SPIEGEL:** In »Hader on Ice« stellen Sie einen alten Mann dar, der hin- und hergerissen ist zwischen Ängstlichkeit und Selbstverliebtheit. Der Prototyp des Coronaleugners?

**Hader:** Nein. Es geht um den Typus des älteren Herren, dem jede Weltanschauung wurscht ist, Hauptsache, er selbst ist noch wichtig. Die Idee entstand in der Zeit, als der verhaltensauffällige amerikanische Ex-Präsident gerade im Zickzack durch die Politik gefegt ist. Interessant ist, warum solche Leute gewählt werden. Selbst einer wie Jörg Haider ist ja gewählt worden, weil er gut aufgelegt war. Er hat rechte Botschaften auf charmante Art verkauft. Jetzt werden Leute gewählt, weil sie schlecht aufgelegt sind, ag-

gressiv, wie Trump oder FPÖ-Chef Herbert Kickl.

**SPIEGEL:** Woran liegt das?

**Hader:** Ich halte das für einen Kollateralschaden des schrankenlosen Kapitalismus. Bildung wird jetzt wieder vererbt, niemand ist mehr daran interessiert, dass jemand aufsteigt, eine Chance bekommt. Und die Reichsten zahlen keine Steuern mehr.

**SPIEGEL:** Fast drei Jahre nach Veröffentlichung des Ibiza-Videos kommt die FPÖ unter Kickl in Umfragen wieder auf mehr als 20 Prozent. Sind die Österreicher vergesslich?

**Hader:** Kennen Sie Lion Feuchtwangers Roman »Erfolg«? Da kommt unter anderem einer vor, der zu den Bierkellerreden vom Hitler rennt, weil er sauer ist, dass er sich kein Klopfen mehr leisten kann, sondern Zeitungspapier verwenden muss. Das beschreibt sehr genau, wie Populismus funktioniert. Da geht es immer um Kränkung und Verlustangst.

**SPIEGEL:** Im Gegensatz zum deutschen Kabarett, das sich meistens an Gesinnungsgegnern im Publikum richtet, schonen Sie kein politisches Lager. Ihr neues Programm macht sich nicht zuletzt über die aufgeklärte Kulturschickeria lustig. Versagt auch die Linke?

**Hader:** Die klugen Historikerinnen und Historiker reden nie vom Versagen einer Schicht. Die meinen eher, dass es immer dann zu den großen Katastrophen kommt, wenn ein paar Deppen gleichzeitig in wichtigen Positionen sind. Das waren übrigens immer Männer, ich muss also nicht gendern. Die Macht der Dummheit ist allumfassend. Aber um auf die Frage mit den Linken zurückzukommen: Ich mache seit jeher Kabarett gegen jene, die im Saal sitzen. Ich möchte schon auch stören.

**SPIEGEL:** Wäre es korrekt zu sagen, der Kern Ihrer Botschaft lautet: Das Böse ist nicht rechts und nicht links, sondern tief in mir drin?

**Hader:** In uns.

**SPIEGEL:** Verstehen das Ihre Anhänger?

**Hader:** Na ja, manche wollen sicher in erster Linie unterhalten werden.

**SPIEGEL:** Wie sieht das Verhältnis der Österreicher zur eigenen Geschichte aus?

**Hader:** Die Alliierten haben sich kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs darauf geeinigt, dass Österreich das erste Opfer Hitler-Deutschlands war. Das hat man hierzulande gern angenommen. Später hätte man sagen können, ja, wir waren auch Täter, wir müssten auch Entschädigung zahlen und die Bevölkerung aufzuklären. Aber das hat dann niemand gemacht. Man hat es vorgezogen, billig davonzukommen.

**SPIEGEL:** Ist die stillschweigende Übereinkunft der beiden großen Parteien, nach dem Krieg nicht zu sehr in der Vergangenheit zu wühlen, bis heute Teil des Problems?

**Hader:** Wenn zwei Lager, die noch 15 Jahre vorher aufeinander geschossen hatten, sich plötzlich einigen und sagen, wir teilen uns jetzt stattdessen lieber das Land auf, dann ist das zunächst ja einmal ein zivilisatorischer Fortschritt. Blöd ist halt, dass dadurch Korruption zu einer Selbstverständlichkeit wird. Selbst als die Sozialdemokraten allein regierten, haben sie zu den Konservativen gesagt: Keine Angst, weiter unten bleibt eh alles, wie es war, sauber aufgeteilt. Österreich war von Anfang an eine Aufteilungsrepublik.

**SPIEGEL:** Wie geht es unter dem neuen Kanzler Karl Nehammer weiter?

**Hader:** Ich bin froh, dass es mit der Kurz-Regierung vorbei ist. Korruption gibt es immer, aber zumindest eine Zeit lang wird man es sich jetzt überlegen, ob man so ungeniert vorgehen kann. Es wird hoffentlich schwerer, noch einmal so eine Gruppe wie rund um Kurz zu finden, also ausreichend Verbündete. Viele werden Angst haben, dass unter ihnen wieder so ein Trottel ist, der alles auf einer Festplatte speichert.

**SPIEGEL:** Im Moment sieht es aber nicht so aus, als würde sich sehr viel ändern.

**Hader:** Wenn in einer Republik ein Systemfehler drin ist, dann spricht viel dafür, dass es so oder so ähnlich weitergeht. Übrigens können nicht nur die Bösen ihre Methoden verfeinern – die Guten auch. Das wäre die Hoffnung.

Interview: Oliver Das Gupta, Walter Mayr



**Einstiger Internatsort Lebret:** »Sie nannten uns ›die Wilden‹«

Valerie Zink / DER SPIEGEL

# Auf dem Rücken der Schildkröte

**KANADA** Über Jahrzehnte hinweg wurden Kinder aus indigenen Familien zwangsweise in Internate gesteckt. Viele wurden gequält, etliche sind gestorben. Ihre Leichen wurden verscharrt. Vor einigen Monaten wurden erstmals Gräber entdeckt, nun suchen Überlebende im ganzen Land weiter. Von Yannick Ramsel

*Ich war acht Jahre alt, als der Transporter kam. Auf der Ladefläche saßen schon andere Kinder. Sie sammelten uns ein wie Vieh. Sie drohten meinen Eltern, sie ins Gefängnis zu stecken, wenn ich nicht einsteige. Meine Eltern schauten mich an und sagten: »Geh.« Sie hatten keine Wahl.* Sharon Strongarm, 66, Schülerin der Qu'Appelle Indian Residential School von 1963 bis 1964

*Die Mitarbeiter der Regierung sagten meinen Eltern: Ihr Sohn bekommt eine Ausbildung, drei Mahlzeiten am Tag. Aber sie logen. Es kam alles ganz anders.* Lindsay Starr, 65, Schüler von 1965 bis 1972

**Z**wei Dutzend Menschen sitzen im Gras. Sie bilden einen Kreis auf dem ehemaligen Sportplatz ihrer Schule, wo, so glauben sie, bis heute einige ihrer Freunde vergraben liegen.

Die Pfeife ist gestopft: Weidenrinde und Bärentraube. Einer nach dem anderen im Kreis zieht am langen, hölzernen Mundstück und atmet den Rauch aus. Trommeln, Rasseln, Gesang. Lindsay Starr ist einer der Älteren der Star Blanket Cree Nation, einer von über 630 selbstverwalteten Gemeinden von Indigenen, den First Nations von Kanada. Sein Zopf und sein Bart sind schon grau, er schließt die Augen und murmelt ein Gebet. Am Ende zeigen sie mit der Pfeife auf den Boden. Sie bereiten sich und die Erde auf die Suche vor. Nach ihren Regeln.

Neben dem ehemaligen Sportplatz erhebt sich die 1925 erbaute katholische Kirche, im Süden grenzt das Grün an einen See, den Mission Lake, und auf einem Hügel gegenüber stehen 14 weiße Kreuze, die an Jesu Weg zur Kreuzigung erinnern.

Langsam steht Sharon Strongarm auf, eine weitere Angehörige der Star Blanket Cree Na-

tion. Ihr grüner Rock schimmert in der Sonne. »Sie nannten uns ›les sauvages‹«, ruft sie, »die Wilden! Und wir wussten nicht einmal, was das heißt!« Über ihre Wangen laufen Tränen, der Wind zerrt an ihren Silben, aber ihre Leute verstehen jedes Wort. »Sie wollten, dass wir unsere Traditionen vergessen. Aber das haben sie nicht geschafft, wir sind immer noch hier!«

Die Älteren werden später zuschauen oder nach Hause fahren. Die Suche werden die Jungen übernehmen. »Lasst uns mit der Arbeit beginnen«, sagen die Männer.

Es ist ein kühler Tag Anfang November nahe dem kleinen Dorf Lebret in der Prärie Kanadas. Der Boden rund um die Schule gehört heute der Star Blanket Cree Nation, die Turnhalle ein paar Meter weiter ist das einzige erhaltene Gebäude des Komplexes. Die Schule gibt es nicht mehr, und doch könnte sie präsenter nicht sein: die Qu'Appelle Indian Residential School, erbaut im Jahr 1884.

Das Internat war eine der ersten drei »Indian Residential Schools« des Landes, geplant von der kanadischen Regierung und betrieben von der katholischen Kirche. Aus diesen drei Schulen erwuchs ein System von über 130 Internaten in ganz Kanada. Mehr als hundert Jahre lang, bis zu ihrem Ende in den späten Neunzigerjahren, wurden rund 150 000 Kinder indigener Familien in diese Internate gezwungen, die meisten mit Zwang. Der Unterricht an den Schulen war schlecht, aber um den ging es nicht.

Die Regierung wollte in den Prärien des Westens Getreide anbauen, eine Zugstrecke zum Pazifik verlegen und einen Markt für die ostkanadische Industrie schaffen. Die Menschen, die Kanada als Erste bevölkert hatten, standen im Weg. Die Indigenen sollten umerziont werden und lernen, wie die Weißen zu leben. Der stellvertretende Chef der Behörde für indigene Angelegenheiten äußerte sich im Jahr 1920 so: »Ich möchte das Indianerproblem loswerden. Unser Ziel ist es, so lange weiterzumachen, bis es in Kanada keinen einzigen Indianer mehr gibt, der nicht integriert ist.«

Mehr als 4100 Kinder starben in den Schulen oder als Folge ihres Aufenthalts, die meisten von ihnen in der Zeit vor 1950 – an Krankheiten, Gewalt und Missbrauch. Viele weitere kehrten nie zu ihren Eltern zurück. Experten schätzen ihre Zahl auf mehrere Tausend. Sie gelten seither als vermisst, die Geschichten über ihr Verschwinden reichen bis in die Siebzigerjahre.

Erst im Jahr 2008 setzte die kanadische Regierung eine Untersuchungskommission ein, die das System der Internate und die organisierte Gewalt gegen indigene Kinder recherchierte. Sieben Jahre später stellte die Kommission ihren Abschlussbericht vor und beschrieb das Internatssystem als »kulturellen Genozid«. Damit war die Sache aber noch nicht zu Ende.

Eine indigene Gemeinde nahe Kamloops an der Westküste begann vergangenes Jahr mithilfe eines Bodenradars, das Gelände eines ehemaligen Internats abzusuchen, in dessen Nähe in der Vergangenheit ein Kinderzahn und eine Rippe gefunden worden waren. Ende Mai letzten Jahres gab die Gemeinde bekannt, die sterblichen Überreste von 215 Kindern gefunden zu haben. Es war die erste Entdeckung dieser Art. Im Juni meldete eine weitere Gemeinde in Saskatchewan, sie sei auf 751 anonyme Gräber gestoßen. Weltweit berichteten Medien über die Kindergräber, weitere indigene Gruppen und

Gemeinden begannen mit der Suche, weitere Funde folgten.

Seitdem, so scheint es, steht ganz Kanada unter Schock. Die Regierung schuf einen nationalen Gedenktag, Premierminister Justin Trudeau reiste nach Kamloops, um mit Vertretern von Indigenen zu sprechen. Aktivisten stellten überall im Land Kinderschuhe auf die Stufen öffentlicher Gebäude, als Mahnmal.

Die Internate sind längst geschlossen, aber für die Überlebenden ist das Kapitel noch nicht beendet. Ihre Suche bringt alte Traumata zurück, aber sie sehen darin auch eine Chance. Sie können womöglich beweisen, dass die Geschichten, die sie sich über Generationen erzählten, wirklich wahr sind, auch hier in der Provinz Saskatchewan, in der Prärie Kanadas, an der ehemaligen Qu'Appelle Indian Residential School.

### Erster Tag der Suche

*Im Erdgeschoss der Schule befanden sich die Esszimmer, die Waschküche und das Spielzimmer, aber es gab kein Spielzeug. Mädchen und Jungs wurden getrennt. Die Schlafälle waren in den oberen Etagen. Ich glaube, sie waren dort, damit niemand durchs Fenster abhauen konnte*



■ Karte: OpenStreetMap

te. Wir bekamen Nummern. Ich war die 24. Lindsay Starr

Manchmal hörten wir nachts, wie jemand in den Schlafsaal kam und ein Mädchen mitnahm. Am nächsten Morgen war das Bett leer. Sharon Strongarm

Reporter, Kameraleute und Fotografen sind nach Lebret gekommen, die Sender CTV und CBC haben Teams geschickt. Sie holen Überlebende vor die Kameras, fast jeder hier hat die Schule besucht und hat eine Geschichte zu erzählen. Sie filmen das Gelände und stellen ein paar Fragen. Am Nachmittag sind sie wieder verschwunden.

Auf dem ehemaligen Sportplatz steht ein ausklappbarer Campingtisch. Kaffee, Donuts, Wasser, Erdnusschokolade. Hämmer, Nägel, Maßbänder und Kordel. Das Bodenradar, das aussieht wie ein Rasenmäher mit zu großen Rädern. Die Sonne hängt tief, es ist kalt.

Einer hält eine Pfanne mit brennendem Salbei. Er führt das Kraut am Campingtisch vorbei, am Werkzeug, am Bodenradar, und verweht den Rauch mit einer Adlerfeder. So wird die Ausrüstung gesegnet.

Clarence Stonechild, 56 Jahre alt, die Haare zum Zopf geflochten, ist unter jenen, die den Boden nach Gräbern absuchen, der Älteste. Er greift zwei Holzlatten, die mit Kordeln verbunden sind, trägt sie an den Rand des Sportplatzes, legt sie ins Gras und schlägt Heringe durch die Löcher der einen Latte. Dann nimmt er die andere, rollt die Kordel ab und legt sie ebenfalls ins Gras. Die Kordel verbindet die Holzlatten in strammen Linien, sie sollen dem Radar den Weg weisen.

Auch Stonechild ist ein Überlebender der Schule. In einer Pause zündet er sich eine Zigarette an und setzt sich auf die Ladefläche eines Pick-ups. Stonechild redet drauflos, sein Leben sprudelt aus ihm heraus.

Er habe das Internat ab 1970 besucht, sagt er. Er erinnere sich noch an den Tag, als sein Vater sich von ihm verabschiedete. Nach zwei Jahren sei ein Mitarbeiter der Behörde für indigene Angelegenheiten gekommen und habe ihn in ein anderes Internat gebracht, in die »Gordon's Residential School«, eine Stunde entfernt. »Dort ist der ganze Scheiß passiert«, sagt Stonechild. Am Wochenende habe der Schulleiter, ein Weißer namens William Starr, die Jungs zu sich eingeladen. Filme schauen. Sie mussten mit ihm in die Sauna, jeweils



Valerie Zink / DER SPIEGEL



Valerie Zink / DER SPIEGEL

einzelnen, berichtet Stonechild. Über Jahre hinweg.

Was ist dort passiert? Stonechild sagt: »Nutz einfach deine Fantasie.« Am Ende, glaubt er, lief es an jedem Internat gleich ab. 1978 verließ er die Schule ohne Abschluss. Dann ging es weiter bergab.

Das erste Mal ging er mit 18 in den Knast, er lebte auf der Straße und fing mit Drogen an. Alkohol, Ritalin, Heroin, die Einstiche am Arm ließ er übertätowieren. Unter anderem wurde er wegen versuchten Mordes verurteilt, insgesamt verbrachte er fünf Jahre im Gefängnis. Das Internat, sagt er, hatte sein Leben aus der Kurve getragen.

Nach dem Knast kam er in psychologische Behandlung. Dort habe er gelernt, sich mit Fragen auseinanderzusetzen: Wieso bin ich traurig? Warum bin ich so oft wütend? Wieso hasse ich die Weißen? Seit knapp 20 Jahren sei er clean, sagt er. Inzwischen wohnt er in einem hübschen Haus, mit seiner Frau, deren Mutter und einer Enkeltochter. Bis Mai habe er gedacht, seine Fragen seien beantwortet, das Internat Vergangenheit. Dann wurden die toten Kinder in Kamloops gefunden.

Er glaubt nicht, dass in seiner Zeit an der Schule Kinder verschwunden seien, sagt Stonechild. Aber ganz genau wisste er das nicht. Er fasst sich mit beiden Händen an den Kopf, als müsste er seine Gedanken festhalten. Die Funde in Kamloops trugen eine riesige Frage in sein Leben: Könnten auch in der Erde unter seinem früheren Internat, der Qu'Appelle Indian Residential School, Kinder begraben sein? Es sieht aus, als ballte er die Fäuste in seinen dicken, gelben Arbeitshandschuhen.

Das Suchraster für das Bodenradar haben die Mitglieder der Star Blanket Cree Nation selbst gebaut, jeweils 5 mal 20 Meter groß. Abends nach der Arbeit oder am Wochenende haben sie sich in der Turnhalle getroffen, um die Suche zu planen.

Mit der Auswertung der Radardaten haben die Indigenen eine kanadische Firma beauftragt, zwei Mitarbeiter sollen das Radargerät auf und ab schieben. Es sendet elektromagnetische Wellen in den Untergrund und zeichnet die reflektierten Signale auf. Ein Spezialist wird später versuchen, Rückschlüsse darauf zu ziehen, was sich im Boden verbergen könnte: Stahlrohre, Betonreste – oder Knochen. Dieselbe Technologie haben auch andere indigene Gemeinden verwendet.

Das Geld für die erste Phase der Suche kommt von der Federation of Sovereign Indigenous Nations (FSIN), einer Vereinigung der indigenen Gemeinden der Provinz Saskatchewan. Für die Zeit danach haben sie bei der kanadischen Regierung umgerechnet 3,5 Millionen Euro Förderung beantragt, die Hälfte wurde bewilligt.

Sie haben errechnet, dass die Suche drei Jahre dauern wird. Phase eins: das flache Gelände. Phase zwei: der Keller unter der Turnhalle, der Parkplatz. Phase drei: das unebene Gelände und Gestrüpp. 22 Hektar, eine Fläche von ungefähr 30 Fußballfeldern. Die meisten

## Die Suche könnte drei Jahre dauern, das Areal umfasst 22 Hektar, 30 Fußballfelder.

Mitglieder der Star Blanket Cree Nation helfen in der Freizeit oder nehmen sich frei. Sie wissen nicht, wie weit sie in dieser Woche kommen werden, es ist Schnee angesagt.

### Zweiter Tag der Suche

*Zu Hause pflückten wir unser eigenes Obst: Himbeeren, Felsenbirnen, Sauerkirschen. Wir machten sie ein oder trockneten sie. In der Schule bekamen wir Früchte, die bei uns nicht wuchsen, Orangen, Äpfel und Bananen. Ich hasse sie bis heute. Statt Kuh- und Ziegenmilch gab es Milchpulver. So machten sie uns abhängig von ihnen. Wenn wir ihre Produkte nicht nutzten, ließen sie uns leiden.* Lindsay Starr

*Ich trug lange, geflochtene Zöpfe, sie reichten bis zur Hüfte. Lange Haare hatten bei uns eine Bedeutung, sie waren etwas, das unsere Familie zusammenhielt. Die Nonnen schnitten sie mir ab. Ich bekam einen Bob. Es war das erste Mal, dass ich in der Schule weinte. Ich erinnere mich, dass ich direkt einen Schlag auf den Hinterkopf bekam.* Sharon Strongarm

Die Qu'Appelle Indian Residential School schloss 1998 für immer. Zweimal brannte sie nieder und wurde wieder aufgebaut, ihr Name änderte sich. Im ersten Jahrzehnt besuchten 344 Kinder das Internat, mehr als ein Viertel von ihnen starben in der Schule oder kurz nach ihrer Heimkehr, viele an Pocken oder Tuberkulose. Später wurden die Bedingungen besser, aber Gewalt und Umerziehung blieben die Regel. 1984 übertrug der Staat die Leitung der Schule an die Star Blanket Cree Nation, die sie bis kurz vor dem Abriss betrieb.



Älterer Indigener, indigene Schüler in Lebret 1900

In der alten Turnhalle kochen die Mitglieder der Gemeinde mittags füreinander, sitzen auf dem Parkett und essen. Auf Facebook posten sie Bilder vom Sportplatz, vom Bodenradar, von den Rastern, jeder soll sehen, dass sie die Sache jetzt selbst in die Hand nehmen. Viele tragen orangefarbene Oberteile – es ist die Farbe ihrer Bewegung, der neue nationale Gedenktag heißt umgangssprachlich »Orange Shirt Day«.

Falls sie Überreste von Kindern finden, sagen sie, wollen sie die Toten gemäß ihrer Tradition verabschieden. Ausgraben werden sie die Kinder nicht. Schlimm genug, dass die Priester damals einfach gegraben hätten. Sie hätten die Beerdigung mit einer Zeremonie vorbereiten müssen, aber wie sollten sie das wissen, sagen sie, die Weißen hätten sich ja nie dafür interessiert.

Für die Indigenen der Cree hat die Erde eine besondere Bedeutung. Will man etwas von ihr, muss man Kontakt mit ihr aufnehmen. Das hat mit einer Erzählung zu tun: Am Anfang der Welt gab es in der Überlieferung der Cree eine Flut, unter den wenigen Lebewesen, die überlebten, waren eine Schildkröte und eine Bisamratte. Die Bisamratte tauchte zum Grund und brachte Schlick mit an die Oberfläche. Aus diesem Schlick formte sich auf dem Rücken der Schildkröte die Welt, daher nennen viele Indigene den Kontinent Nordamerika die »Schildkröteninsel«. Die Cree glauben, dass Menschen nicht auf der Erde leben, sondern mit ihr.

Stonechild sitzt wieder auf der Ladefläche eines Pick-ups, Zigarette im Mundwinkel. Von Bekannten hört er jetzt immer häufiger Geschichten über verschwundene Kinder, die sich schon ihre Vorfahren erzählt haben: von einem Mann, der nachts beim Schulgarten gesehen worden sei, wie er etwas über der Schulter trug und dann zu schaufeln begann, von anderen Männern, die im Winter auf dem gefrorenen See etwas im Eis verschwinden ließen. Solche Geschichten sind nun Indizien in der Suche, die in einem Dokument als »Orte von Interesse« festgehalten werden. Dort wollen sie besonders sorgfältig suchen.

Stonechilds Blick schweift über den See am Rand des Sportplatzes, den Mission Lake. Am anderen Ufer befand sich von 1927 bis 1967, kurz bevor er selbst an die Schule kam, ein Priesterseminar, zeitweise wurden Schüler dort unterrichtet. Stonechild setzt sich in seinen Pick-up. Er will nachschauen, ob es lohnt, die Suche auf den Ort auszuweiten, wo früher die Priester lebten.

Er streift durch Gestrüpp und stapft auf Hügel hinauf, der Atem schwer. Hier und da sieht er Dellen im Boden, jede davon fotografiert er mit seinem Handy. »Das wird uns helfen«, sagt er. Er wirkt wie ein Detektiv, der Beweismittel sammelt.

Je länger die Suche andauert, umso misstrauischer wird er. Selbst dem Boden traut er nicht mehr. Er sagt: »Die Erde hat nicht einfach so Dellen. Das kann mir keiner erzählen.« 105 Fotos später sitzt er wieder im Pick-



Demonstranten in Montreal Ende September 2021: Die Wut kehrt zurück

up und fährt die Rue St. Joseph entlang, zurück zum ehemaligen Sportplatz, die noch heute nach dem Gründer des Internats benannt ist: Joseph Hugonard. Stonechild sagt, schuld an der Misere der Indigenen, an den Drogen, am Alkoholismus, seien die »Monious«, so nennen die Cree die Weißen.

### Dritter Tag der Suche

*Wenn wir Cree sprachen, schlugen sie uns mit Messlatten und Riemen auf die Finger und den Rücken. Sie gaben uns Handschuhe, um die Narben zu verbergen. Wenn jemand verprügelt worden war, führten sie ihn uns vor, um zu zeigen: Das wird euch auch passieren.* Sharon Strongarm

*Eine der Ordensschwestern brachte mich in ihren Schlafräum. Sie zog ihre schwarze Robe aus und mir die Shorts herunter – ich glaube nicht, dass der Rest ausgesprochen werden muss. So etwas passierte oft.* Lindsay Starr

Alles ist weiß. In der Nacht hat es geschneit. Stonechild und die anderen sammeln die Raster vom Vortag ein und legen sie neu aus. Ein Mitarbeiter der Radarfirma schiebt das Gerät vor sich her, aber er sagt, Schnee verändere die Beschaffenheit des Bodens und damit die Daten, die das Bodenradar sammelt.

Mittags fällt neuer Schnee. Die Mitarbeiter der Radarfirma brechen die Suche ab. Sie wollen warten, bis es friert und gefroren bleibt, die Temperatur konstant unter null liegt, der Boden zur Ruhe kommt.

Stonechild und die anderen beladen die Pick-ups mit Hämtern, Kordeln, Holzplatten.

Knapp einen halben Hektar haben sie abgesucht. Einer nach dem anderen verschwindet vom ehemaligen Sportplatz, der jetzt wieder weiß und still daliegt.

### Fünfter Tag der Suche

*Wir mussten in ihrem Buch lesen, der Bibel. Und wir mussten mehrmals am Tag beten. Ave Maria, Ave Maria ... wir hatten keine Ahnung, wer zur Hölle das ist. Wer sollte diese Maria sein?* Sharon Strongarm

*Freunde von mir verschwanden vom einen auf den anderen Tag. Sie sind der Grund, weshalb wir suchen.* Lindsay Starr

Es schneit noch immer. Stonechild sitzt zu Hause, er wohnt auf dem Gelände oberhalb der ehemaligen Schule. Seine Enkelkinder tollen herum. Stonechild sagt, das Jahr 2021 habe »den alten Clarence zurückgebracht«, den, der die Weißen hasst, der fünfmal »fuck« sagt in einem Satz. Die Wut kehrt zurück. Stonechild scrollt durch sein Handy. »Ich habe eben einen Post gesehen: ›6509 Kinder bisher gefunden.‹ Jeden Tag denke er an die Suche. Er wolle sich um seine Leute kümmern und die verschwundenen Kinder finden. Das sei alles, was er tun könne.

Stonechild glaubt, die Ereignisse der vergangenen Monate hätten seine Leute weiter zusammengebracht, sie stärker gemacht. Vielleicht trägt ihre Suche gar nicht zur Versöhnung mit Kanada bei, sondern zu ihrer eigenen Heilung. Irgendwann holt er eine Kette mit einem Anhänger, den sein Bruder geschnitten hat, es ist eine Schildkröte. Er sagt, er sei stolz auf sie.

### Sechster Tag der Suche

Ein Schneesturm zieht auf, ans Weitersuchen ist nicht zu denken. Kurze Zeit später meldet sich die Radarfirma, sie will ihre Daten per Videocall vorstellen. An zwei Stellen im Boden auf dem Gebiet der Qu'Appelle Indian Residential School bei Lebret gebe es Unregelmäßigkeiten, sagen die Experten, aber es sei nicht klar, was das bedeute. Wollte man wissen, ob es sich um Gräber handelt oder nicht, müsste man graben.

Anfang Januar einigt sich die Regierung mit Vertretern indigener Kinder, die in der Vergangenheit überproportional häufig in staatlichen Heimen lebten, auf Entschädigungszahlungen von umgerechnet knapp 14 Milliarden Euro. Zuvor hatte sie die Überlebenden des Internatssystems schon mit umgerechnet über drei Milliarden Euro entschädigt. Doch die Suche geht weiter, an vielen ehemaligen Internaten im ganzen Land. Der Druck auf die Regierung lässt nicht nach.

Die Überlebenden der Qu'Appelle Indian Residential School haben sich noch einmal zusammengesetzt. Sie haben die Älteren befragt, Sharon Strongarm, Lindsay Starr und die anderen, auf ihre Weisheit vertrauen sie. Sollen sie graben? Sollen sie riskieren, die Ruhe der Toten zu stören? Die Jüngeren müssten in den Zeremonien selbst nach einer Antwort suchen, sagen die Älteren. Es geht auch um die Frage, wie viel von der Vergangenheit sie aufwühlen wollen.

Für Clarence Stonechild ist die Sache klar: Sie sollen graben, keine Frage. Und zwar im Frühjahr, wenn das Gras auf dem ehemaligen Sportplatz wieder grün sein wird. Stonechild sagt, seine Schaufel liege bereit.

# DER SPIEGEL 75

## Schenken Sie Lesefreude

Jetzt Ihren Wunschtitel verschenken und Gutschein sichern.

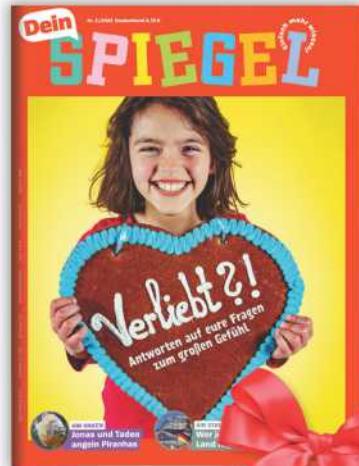


### DER SPIEGEL für ½ Jahr

Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus.

26 Ausgaben für nur € 5,60 pro Ausgabe.

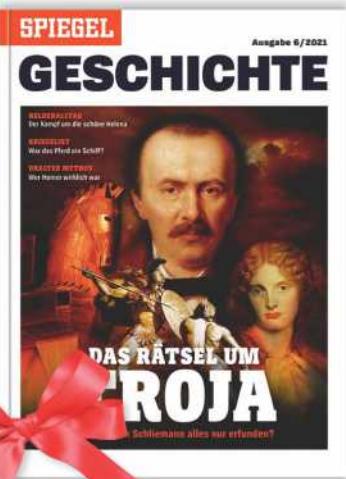
Belieferung  
endet  
automatisch



### »Dein SPIEGEL« für 1 Jahr

Das Nachrichten-Magazin für Kinder und Jugendliche ab 8 Jahren, die unsere Welt verstehen wollen. So macht Wissen Spaß!

12 Ausgaben für nur € 4,50 pro Ausgabe.



### SPIEGEL GESCHICHTE für 1 Jahr

Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema.

6 Ausgaben für nur € 8,- pro Ausgabe.



Einfach jetzt anfordern:

[abo.spiegel.de/geschenk](http://abo.spiegel.de/geschenk)

oder telefonisch unter 040 3007-2700

Ihr Geschenk:  
ein Amazon.de Gutschein  
in Höhe von € 20,-.

## Verjüngungskur

Durchschnittsalter der eingesetzten Spieler in der Fußball-Bundesliga

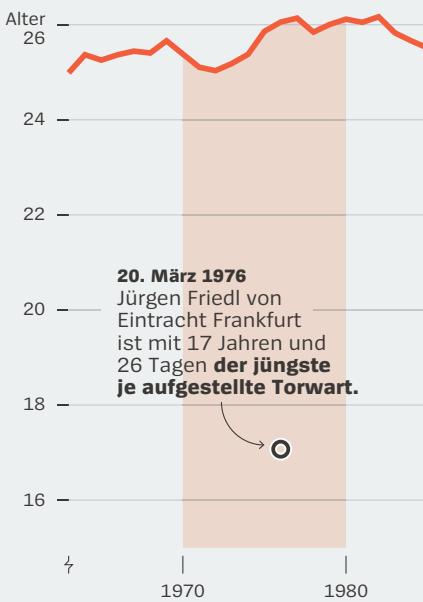
# 10

der jüngsten 20 Spieler in der Bundesliga-Geschichte gaben ihr Debüt ab 2020.

✓ Durchschnittsalter aller eingesetzten Spieler

○ Alter der 20 jüngsten Spieler beim ersten Einsatz

• Quelle:  
Transfermarkt.de



**2001/02**  
Der DFB führt **Nachwuchsleistungszentren verpflichtend** ein.

**21. November 2020**  
Yousoufa Moukoko von Borussia Dortmund gibt mit 16 Jahren und einem Tag als **jüngster Spieler der Bundesliga-Geschichte** sein Debüt.

**7. Januar 2022**  
Paul Wanner (Foto) von Bayern München ist mit 16 Jahren und 15 Tagen der **zweitjüngste eingesetzte Spieler**.



Abwenden konnte Paul Wanner die Pleite des FC Bayern München zum Rückrundenstart der Bundesliga am Freitag vergangener Woche gegen Mönchengladbach nicht. In die Geschichtsbücher durfte sich der Offensivspieler dennoch eintragen: Mit 16 Jahren und 15 Tagen ist Wanner nun der jüngste Kicker, den der Rekordmeister jemals aufgeboten hat. Vier der fünf jüngsten Bundesligaspiele wurden in der laufenden Saison eingesetzt. Etliche Coronafälle führen derzeit dazu, dass Youngster wie Wanner in die Kader der Bundesligisten rutschen.

picture alliance / Pressefoto Rude

## GUT ZU WISSEN

### Warum wird der Afrika-Cup nicht in den Sommer verlegt?

In Kamerun läuft derzeit die 33. Auflage der afrikanischen Fußballmeisterschaft, mitten in der Pandemie, während die europäischen Vereine auf die Saisonhöhepunkte zugehen. Jürgen Klopp nennt das »eine Katastrophe«. Der Trainer des FC Liverpool muss auf drei Topspieler verzichten, die am Afrika-Cup teilnehmen. Sollte sich etwa Starstürmer Mo Salah, der für Ägypten aufläuft, verletzen, könnte das die Ziele des Klubs gefährden. Im Februar wartet das Achtelfinale der Champions League; es geht um viel Geld.

Einige empfinden Klopps Aufregung und die Äußerungen

anderer Kritiker als despektierlich. »Es gibt für einen Sportler keine größere Ehre, als sein Land zu vertreten. Die Berichterstattung ist rassistisch«, sagt etwa der ehemalige Stürmer Ian Wright, der bis 1998 beim FC Arsenal spielte.

Der Konflikt ist nicht neu. 2008 rief Barcelonas Sportchef den kamerunischen Superstar Samuel Eto'o öffentlich dazu auf, sich seiner Nationalmannschaft gegenüber als nicht verfügbar zu erklären. Die Europäer sehen sich mit solchen Vorschlägen im Recht: Sie zahlen die Gehälter vieler Spieler, die beim Afrika-Cup auflaufen.

Paul Darby von der Ulster University in Nordirland hat zum afrikanischen Fußball geforscht. Er glaubt, eine Verlegung des Wettbewerbs in den Sommer würde »zu freundschaftlichen und produktiven« Gesprächen führen, die Konflikte zwischen den Klubs und den afrikanischen Verbänden würden geringer.

Aber so einfach ist eine Verlegung nicht durchzusetzen. 2019 war der Afrika-Cup erstmals im Sommer ausgetragen



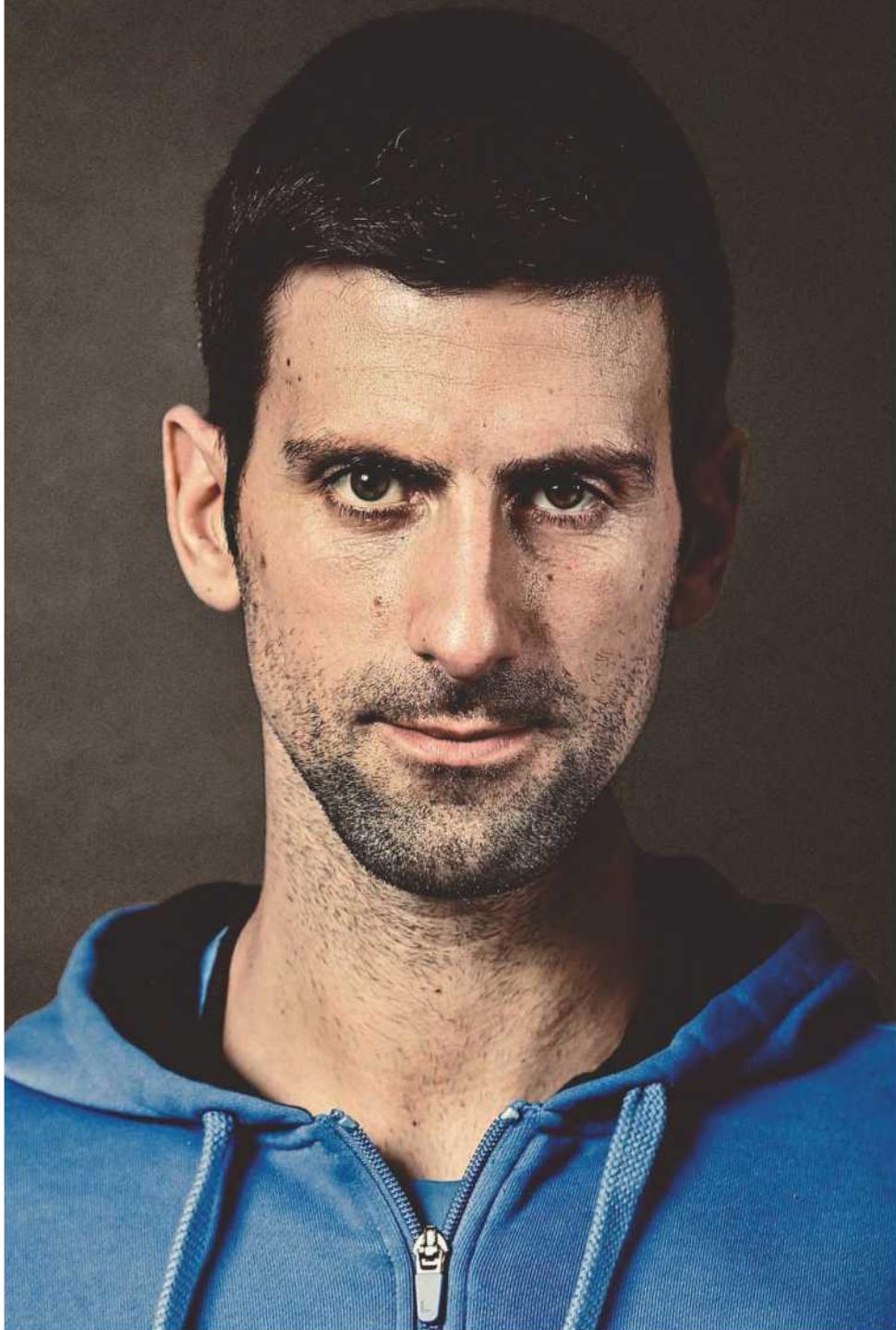
Salah beim Afrika-Cup

worden, doch die Änderung wurde rückgängig gemacht. Im europäischen Sommer sei es in weiten Teilen Afrikas zu heiß, um Fußball zu spielen, so die Begründung. In Kamerun wäre das Turnier im Sommer in die Regenzeit gefallen. Ebenfalls keine Idealbedingung.

Auch der historische Kontext müsse berücksichtigt werden, meint Experte Darby, der Afrika-Cup im Januar habe einen symbolischen Charakter. 1957 sei das Format auch deswegen gegründet worden, um kleineren fußballbegeisterten Nationen aus Afrika eine eigene Plattform zu bieten. Das sei noch heute wichtig: Bei einer WM dürfen aktuell 13 europäische Nationen starten, dagegen nur 5 vom afrikanischen Kontinent. Sich international zu präsentieren gelingt vielen Ländern nur, wenn woanders keine anderen Turniere stattfinden. JAN

# Held aller »Querdenker« und Esoteriker

**TENNIS** Das wilde Hin und Her um seine Einreise nach Australien wird Novak Djoković nicht mehr los. Die Karriere des Weltranglistenersten wird danach wohl kaum einfach so weitergehen.



Etienne Garnier / WITTERS

**Sportler Djoković:** »Ein menschlicher Fehler«

**A**m Dienstag dieser Woche bereitete sich der Tennisspieler Novak Djoković in der Rod Laver Arena in Melbourne auf seinen Auftritt bei den Australian Open vor. Stoisch. Als wäre nichts gewesen.

Über der Anlage kreiste die Kameradrohne eines TV-Senders. Aber davon ließ sich der 34-jährige Serbe nicht ablenken. Kraftvoll und konzentriert schlug er die Bälle, wie eh und je.

Nach dem Ärger am Flughafen bei der Ankunft in Australien, nach vier Nächten in einem Abschiebehotel der staatlichen Border Force wollte die Nummer eins der Weltrangliste den Fokus schnell wieder auf das lenken, was ihm am wichtigsten ist: seine Karriere als Sportler.

Und wahrscheinlich glaubte Djoković bis Anfang dieser Woche tatsächlich, dass sich die Affäre um einen fragwürdigen PCR-Test, um falsche Angaben in einem Dokument zur Einreise nach Australien, um all die Halbwahrheiten, die er in den Tagen zuvor aufgetischt hatte, einfach so in Luft auflösen würde.

Er hat sich getäuscht.

Es wird irgendwann keine große Rolle mehr spielen, ob Novak Djoković bei den Australian Open nun antreten durfte oder nicht. Ob die Behörden und Einwanderungsminister Alex Hawke den Ausführungen seiner Anwälte folgten oder ihm die Einreise endgültig verweigerten. Es geht bei dem drahigen Mann mit dem Stoppelhaarschnitt längst um viel mehr. Er hat es in den vergangenen zwei Wochen durch sein Verhalten geschafft, zur umstrittensten Figur des Weltsports zu werden. Und damit seine einzigartige Laufbahn zu gefährden.

Mit dem Versuch, als bekennender Vakzinenverweigerer bei den Australian Open zu starten, mit seinem Kampf gegen die Einwanderungsbehörde wurde Djoković zum Helden für »Querdenker« und Esoteriker in aller Welt – und andererseits zur Hassfigur all jener, für die das Impfen der einzige Weg ist aus der vermaledeiten Pandemie.

Auf dem Rücken des Sports werden oft große gesellschaftliche Debatten geführt. So heftig wie in der Causa Djoković ging es jedoch lange nicht mehr zur Sache.

In Internetforen beschimpften sich die Kritiker des Tennisspielers und dessen Unterstützer. In Djoković Heimat Serbien gab es Demonstrationen, als der berühmteste Sportler des Landes zwischenzeitlich in Melbourne in einem Hotel festsaß. Staatspräsident Aleksandar Vučić sprach von einer »politischen Hexenjagd«. Der australische Botschafter in Belgrad wurde einbestellt. Und je unnachgiebiger die Australier wurden, desto nationalistischer wurden die Tiraden daheim in Serbien (siehe Seite 95).

Der Fall Djoković ist kompliziert, komplex. Für die einen ist der Sportler ein Opfer, ein Mann, der zwischen die Mühlen einer enthemmten Behörde geriet.

Für die anderen, die überwiegende Mehrheit, ist Djoković ein dreister Trickser, ein

Egozentriker, der stur seiner Agenda folgt, dem es bei seinem Trip nach Melbourne nur um eines ging, seinen zehnten Sieg bei den Australian Open einzufahren, um damit erfolgreichster Tennisspieler aller Zeiten zu werden. Koste es, was es wolle.

Als der Tennisprofi am 5. Januar in Melbourne am Flughafen ankam, war er sich sicher, dass es bei der Einreise keine Probleme geben würde. Er erklärte dem Beamten freundlich, dass er zwar nicht geimpft, jedoch genesen sei. Djoković legte einen positiven Coronatest vom 16. Dezember vor und einen negativen vom 22. Dezember. Der Beamte bedankte sich und verschwand mit den Unterlagen. Als er zurückkehrte, erklärte er Djoković, dass dieser trotz seiner Genesung nicht einreisen könne.

Der Sportler berief sich auf eine medizinische Ausnahmegenehmigung des australischen Tennisverbands und einer Behörde des Bundesstaates Victoria. Wieder wurden seine Dokumente geprüft.

So vergingen die Stunden. Und es dämmerte Djoković wohl, dass er ein Problem haben könnte. Er fragte den Beamten: »Sie wollen mein Visum annullieren, oder?«

Genau so kam es. Djoković landete in einem Abschiebehotel. Vorigen Montag entschied dann ein Richter am Federal Court wegen eines Formfehlers, dass der Sportler die Herberge verlassen und im Land bleiben dürfe. Die Border Force war blamiert. Doch damit war die Affäre längst nicht beendet. Im Gegenteil.

Denn es stellte sich heraus, dass beim Ausfüllen der Australian Travel Declaration geschummelt worden war. Djoković' Agentin hatte in dem Dokument angegeben, dass er in den zwei Wochen vor dem Turnier nicht gereist sei. Tatsächlich war Djoković, Wohnsitz Marbella, in Belgrad und in Spanien aufgetaucht.

»Ein menschlicher Fehler«, entschuldigte sich Djoković vorigen Mittwoch in einem lapidaren Statement auf Instagram für den Fauxpas, in der Hoffnung, der australische Einwanderungsminister Alex Hawke würde ein Auge zudrücken.

Die Rod Laver Arena in Melbourne liegt gegenüber dem Botanischen Garten am Yarra River. Der beliebte Middle Park Beach ist nur vier Kilometer entfernt.

Am Donnerstag trainierte Djoković wieder auf der Anlage, am Nachmittag wurde ihm dann für das Auftaktspiel bei den Australian Open sein Landsmann Miomir Kecmanović zugelost. Zeitgleich brüteten Mitarbeiter des Einwanderungsministers Hawke über den Unterlagen der Anwälte Djoković, die alles probierten, um ihrem Mandanten das Turnier zu retten.

Die Australier könnten gut auf Djoković Show verzichten. Über viele Jahre war er im sportbegeisterten Australien ein angesehener Athlet. Seine Partien auf dem Centre Court in der Rod Laver Arena waren meist Spektakel.

Aber jetzt ist der ganze Kontinent gegen ihn.

Australien hat einen harten Lockdown hinter sich. Rund 90 Prozent der Erwachsenen im Land sind geimpft. Australier empfinden es als solidarische Pflicht, sich gegen Corona impfen zu lassen. Sie finden es unanständig und rücksichtslos, wie Djoković sich benommen hat.

In ihren Augen versuchte sich der Impfverweigerer aus Europa mit einem Sonderstatus als Tenniscampion ins Land zu schummeln. Und das in einer Phase, in der sich das Virus im Land schon wieder ausbreitet. Allein im Bundesstaat Victoria registrierten die Behörden zuletzt an einen Tag fast 40 000 neue Fälle. Überall werden die Coronamaßnahmen deshalb wieder verschärft. Die Ticketverkäufe für Spiele der Australian Open wurden auf 50 Prozent der Kapazität begrenzt.

Berühmte Sportler haben eine große Vorbildfunktion. Sie werden gelobt, wenn sie sich zu Menschenrechten äußern, klare Kante gegen Rassismus zeigen oder für mehr Umweltschutz eintreten. Beim Thema Corona wünscht sich die Öffentlichkeit von den Stars ein Mindestmaß an Integrität und Gemeinsinn. Viele Menschen, die selbst unter der Pandemie leiden, lehnen es ab, wenn die Multimillionäre nun ihre Privilegien ausnutzen.

Die besten Tennisspieler der Welt wurden ihrer Rolle bislang gerecht. Die allermeisten Top-100-Profis der ATP sind geimpft. 97 Prozent. Der deutsche Davis-Cup-Spieler Dominik Koepfer, Nummer 54 der Weltrangliste, war einer der Ersten aus dem Profizirkus, die sich eine Spritze setzen ließen. Er sagt: »Unser Leben wäre um einiges einfacher, wenn sich jeder durch die Impfung vor schweren Verläufen schützen würde.«

Koepfer unterhielt sich in Melbourne nach einer Trainingssession kurz mit Djoković in der Umkleidekabine. »Alles war wie üblich. Er hat normal Hallo gesagt.« Das Impfthema kam nicht zur Sprache. »Um ehrlich zu sein, war mir von Anfang an klar, dass er irgendwie ins Land reinkommen und spielen darf. Mit so viel Drama habe ich aber nicht gerechnet«, sagt Koepfer.

Djoković machte noch nie einen Hehl daraus, dass eine Impfung gegen Corona für ihn nicht infrage kommt. Er hat ein sehr spezielles Verhältnis zu seinem Körper, experimentiert immer wieder mit skurrilen Heilverfahren, umgibt sich mit Gurus.

Seine Haltung wurde bislang im Tenniszirkus respektiert – oder wenigstens hingenommen. Die Turnierveranstalter wollten es sich mit dem Granden nicht verscherzen, weil er mit seiner spektakulären Spielweise immer noch viele Fans elektrisiert, TV-Quoten nach oben treibt. Auch der australische Tennisverband, der in der Pandemie mit einem Verlust in Höhe von 100 Millionen Australischen Dollar zu kämpfen hatte, hoffte bis zuletzt, Djoković als Zugpferd präsentieren zu können.

Den Einreise-Hickhack hat den Blick auf den Super-Serben nun verändert. Sponsoren

## Die letzten vier Wochen



**14.12.2021**

Djoković besucht ein Basketballspiel in Belgrad und lässt sich mit Barcelonas Nigel Hayes-Davis fotografieren. Bei der Begegnung infizierten sich offenbar mehrere Personen mit dem Covid-19-Erreger.

**16.12.2021**

Nach eigenen Angaben wurde Djoković am 16. Dezember positiv auf Corona getestet. Einen Tag später postet er ein Foto, auf dem zu sehen ist, wie er mit einem Vertreter der serbischen Post eine Briefmarkenserie mit seinem Konterfei präsentiert.



**17.12.2021**

Im Novak Tennis Center in Belgrad zeichnet Djoković Nachwuchsspieler mit Pokalen aus. Wie auf mehreren Fotos zu sehen ist, trägt er dabei keine Maske.

**18.12.2021**

Djoković trifft sich in Belgrad mit Reportern der französischen Sportzeitung »L'Équipe« zu einem Interview. Dabei habe er stets eine Maske getragen, nur zum Fotoshooting habe er sie abgelegt.



**2.1.**

Djoković trainiert auf einer Anlage im spanischen Marbella und bedankt sich bei einem elfjährigen Mädchen für ihre guten Wünsche für die Australian Open.



**5.1.**

Djoković trifft in Melbourne ein. Den Grenzbeamten zeigt er sein Visum und eine Ausnahmegenehmigung, die ihm die Einreise als Genesener erlauben soll. Auf einem

Fragebogen zu

seiner Einreise hatte er zuvor die Frage verneint, ob er 14 Tage vor seiner Ankunft gereist sei. Später gibt er zu, die Angabe sei fehlerhaft, sein Management habe den Bogen ausgefüllt.

**7.1.**

Djoković verbringt mehrere Tage im Park Hotel in Melbourne, in dem für gewöhnlich Geflüchtete untergebracht werden. Vor dem Hotel demonstrieren Fans gegen seine Festsetzung.

**10.1.**

Ein Richter entscheidet darüber, ob Djoković in Australien bleiben darf oder ob er das Land verlassen muss. Er urteilt wegen eines Formfehlers

zugunsten des Tennisspielers, ihm sei zu wenig Zeit eingeräumt worden, gegen die Ablehnung seines Visums vorzugehen.

**12.1.**

Djoković äußert sich bei Instagram erstmals öffentlich zu den Vorwürfen gegen ihn. Er wolle gegen »die anhaltenden Falschinformationen« über seine Aktivitäten und die Anwesenheit bei Veranstaltungen rund um seinen positiven PCR-Test vorgehen. Sein Training im Melbourne Park hat er bereits wieder aufgenommen.



gehen bereits zart auf Distanz. Voriges Jahr schloss die Raiffeisen Bank International aus Wien mit Djoković einen Werbevertrag ab. Der drahtige Ballkünstler soll als Markenbotschafter das Geschäft in Zentral- und Osteuropa ankurbeln.

Die anfängliche Euphorie der Banker über den Deal scheint angesichts der Verwerfungen in Australien schon wieder zu verfliegen. Auf SPIEGEL-Anfrage will eine Sprecherin das Verhalten des Tennisspielers jedenfalls nicht bewerten. In einem schriftlichen Statement heißt es fast entschuldigend: Djoković sei lange vor der aktuellen Berichterstattung um seinen Impfstatus engagiert worden. »Selbstverständlich« werde man »die aktuelle Situation genau beobachten«.

Fest steht: Außerhalb von Serbien ist der Marktwert des weltbesten Tennisspielers rapide gesunken.

Auch im Spielerkreis wächst der Unmut über den Eigensinn des Kollegen. Rafael Nadal nannte den Trubel um Djoković' Einreise »einen Zirkus«. Der ungarische Profi Márton Fucsovics, die Nummer 38 der Weltrangliste, fand am Rande einer Trainingseinheit in Melbourne deutliche Worte für das Theater: »Die Gesundheit der Menschen steht an erster Stelle, und es gibt Regeln, die vor Monaten dargelegt wurden, nämlich dass sich jeder impfen sollte. Djoković hat es nicht getan. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, denke ich nicht, dass er das Recht hätte, hier zu sein.«

Bis zum Redaktionsschluss dieser SPIEGEL-Ausgabe am Donnerstagabend war die Entscheidung über Djoković' Visum noch nicht gefallen. Doch die Diskussionen über den Sportler werden nicht einschlafen. Es sind zu viele heikle Fragen offen. Am Donnerstag wurde bekannt, dass nun auch die spanischen Behörden gegen ihn ermitteln, weil er im Dezember als Ungeimpfter ohne Genehmigung ins Land gereist war.

Recherchen des SPIEGEL brachten zudem Unstimmigkeiten bei Djoković' PCR-Test, der laut seinen Anwälten vom 16. Dezember stammen soll, ans Licht. Beim Scannen des QR-Codes ploppte mal ein negatives, mal ein positives Ergebnis auf. Weitere Daten des vorgelegten Tests legen nahe, dass das Ergebnis erst deutlich später, womöglich am 26. Dezember, aus der Datenbank der serbischen Gesundheitsbehörde abgerufen wurde. Wenn Djoković erst zu diesem Zeitpunkt als Corona-positiv gegolten hätte, hätte er nicht am 4. Januar von Spanien aus über Dubai nach Australien reisen dürfen. Wurde der Test zurückdatiert, damit er reisen kann? War Djoković überhaupt mit Corona infiziert?

Sollte er wirklich am 16. Dezember positiv getestet worden sein, dürfte sich Djoković mächtig über die Infektion gefreut haben. Es war praktisch die einzige Möglichkeit, um wenige Tage später als Genesener nach Australien reisen zu können.

Auch sein Verhalten nach dem 16. Dezember, dem Tag, an dem er angeblich positiv

auf Corona getestet worden war, wird für ihn Folgen haben. Am 17. Dezember besuchte der Volksheld in Belgrad eine Veranstaltung, bei dem er Preise für Kinder verlieh. Ein klarer Verstoß gegen die Coronaregeln in Serbien.

Er habe vor dem Besuch des Events einen negativen Antigen-Schnelltest gemacht, schrieb Djoković dazu auf Instagram als Entschuldigung. »Ich hatte keine Symptome und fühlte mich gut, und ich erhielt die Nachricht des positiven PCR-Tests erst nach der Veranstaltung.«

Doch auch am 18. Dezember begab sich der Tennisspieler nicht in Quarantäne. Stattdessen gab er der französischen Sportzeitung »L'Équipe« ein Interview. Bei dem Termin habe er – außer beim Fotoshooting – stets eine Maske getragen und Distanz zu anderen Menschen gehalten, beteuert Djoković. »Obwohl ich nach dem Interview nach Hause bin und mich für die vorgeschriebene Dauer in Isolation begeben habe, war das, nach genauerem Nachdenken, eine Fehleinschätzung, und ich sehe ein, dass ich diese Verpflichtung hätte verschieben sollen.«

Nach genauerem Nachdenken? Die wenigen Statements, die Djoković in den wilden Tagen von Melbourne verbreitete, zeigen vor allem eines: seine Borniertheit. Er kann die Aufregung nicht verstehen. Sein Problem: Er wird sie fortan nicht mehr los werden.

Am Donnerstagnachmittag lauerte vor dem Park Hotel, der Abschiebeherberge der Border Force, die Kamerafrau eines TV-Senders. Sie habe den Auftrag, »hier zu warten«, falls Novak Djoković ausgewiesen werden sollte. Gerüchte hatten die Runde gemacht, dass der Showdown bevorstehe. »Wir denken, dass er wieder Rechtsmittel einlegen wird und in der Zwischenzeit erneut hier strandet.«

701 Swanston Street, Downtown Melbourne – letzte Zwischenstation auf dem langen Weg zurück nach Europa?

Michael Fröhlingsdorf, Gerhard Pfeil, Jannik Schneider

## Eine Enthüllung des SPIEGEL und die Absage in Belgrad

Die Mutter von Novak Djoković sagte ein Interview mit SPIEGEL-Korrespondent Walter Mayr am Mittwoch erst zu und dann wieder ab. Mayr bestand darauf, den vereinbarten Termin im Restaurant Novak-1 wahrzunehmen. Als er eintraf, war Dijana Djoković da, aber außer wenigen Sätzen war ihr nicht mehr viel zu entlocken. Hatte die Absage mit einer Veröffentlichung zu tun? Am Dienstag hatte der SPIEGEL berichtet, dass der PCR-Test von Djoković manipuliert worden sein könnte. Nach Recherchen des Redakteurs Max Hoppenstedt gibt es Indizien, wonach der angebliche Test vom 16. Dezember vom 26. Dezember stammen könnte.

## FAMILIE

# »Führer der freien Welt«

Wie der Djoković-Clan den Opfermythos rund um den eigenen Sohn nährt

**Dijana Djoković ist überpunktlich.** Weit vor der Zeit trifft die Mutter des weltbesten Tennisspielers am verabredeten Ort ein – im Belgrader Restaurant Novak 1, benannt nach dem berühmten Sohn. Eine mannshohe Kopie des 20-maligen Grand-Slam-Turniersiegers, kriegerisch in eine Art Kettenhemd gekleidet, grüßt die Besucher schon am Eingang des trophäengeschrückten Lokals. An Novaks Brust steckt ein Schild mit der Aufschrift: »Christus ist geboren«.

Djoković fehlt noch ein einziger Sieg bei einem der vier großen Turniere, um zum erfolgreichsten Spieler aller Zeiten aufzusteigen. Und nun soll »Nole« wegen fehlender Impfung gegen das Covid-19-Virus und wegen Verletzung der Einreisebestimmungen das Visum für Australien entzogen werden? Mutter Dijana findet das ganze Vorgehen skandalös, und sie will erklären, warum. Einem Treffen an diesem Mittwochnachmittag hat sie zugestimmt. In letzter Minute aber sind ihr offenbar Zweifel gekommen, sie fährt sich mit der Hand durchs weizenblonde Haar und sagt: »Bitte respektieren Sie unsere Privatsphäre, wir geben erst einmal keine Erklärungen mehr ab.« Frau Mama wirkt überfordert vom plötzlichen Rummel: »Versuchen Sie, auch uns zu verstehen.«

Das fällt nicht leicht. Djoković Vater Srdjan hatte sich zu abenteuerlichen Vergleichen versteigern, in denen sein »down under« gestrandeter Sohn wahlweise als Jesus Christus vorkam oder als Spartacus, historischer Held eines Sklavenaufstands. Wortwörtlich sagte Djoković senior über seinen Sohn, den »Führer der freien Welt«: »Der ganze Balkan ist auf seiner Seite, der Nahe Osten, der Ferne Osten, unser Mutterland Serbien, Mütterchen Russland, China, Indien, ganz Afrika, wir alle stehen unserem Nole bei.«

Dijana Djoković wiederum, die Mutter, sang Arm in Arm mit ihrem Mann und ihrem jüngsten Sohn Djordje am Ende einer melodramatisch intonierten Pressekonferenz die inoffizielle Familienhymne »Ein Land, ein Team«. Jetzt, in der roten Ledergarnitur des Restaurants, wirkt sie so sprach- wie ratlos. Ihr Sohn, der Nationalheld, nach australischem Recht ein Gesetzesbrecher?



**Onkel, Mutter, Vater, Bruder Djoković:** »Der ganze Balkan ist auf seiner Seite«

»Beschämender Schlag gegen Djoković« und »Sie können ihn nur hassen« steht auf den Titelseiten der Boulevardblätter, die im tief verschneiten Belgrad ausliegen. Der Tenor ist überwiegend identisch: »Sie«, eine nicht näher definierter Gruppe antiserbischer Verschwörer, versuchten mit unsauberem Mitteln zu verhindern, dass Djoković mit seinem 21. Grand-Slam-Titel an den ewigen Konkurrenten Roger Federer und Rafael Nadal vorbeiziehen könnte.

Die nationale Tonlage gibt das Staatsoberhaupt vor. Aleksandar Vučić, wie so oft bedeutungsschwer raunend, äußert die Vermutung, dass »sie« dem auf dem Court schwer schlagbaren Djoković mit »unerbittlicher politischer Verfolgung« den Garaus machen möchten. Vučić schreibt damit die spätestens seit der verlorenen Schlacht auf dem Amsfeld beliebte Erzählung vom tapferen Volk der Serben in der ewigen Opferrolle fort.

Eine Ikone in der Krypta der Belgrader Kathedrale des heiligen Sava zeigt Fürst Lazar, gefallen im Kampf gegen die Osmanen auf dem Amsfeld 1389. Exakt 600 Jahre später löste Slobodan Milošević mit einer Brandrede im Kosovo den schrittweisen Zerfall Jugoslawiens aus. Die Ruine des früheren jugoslawischen Verteidigungsministeriums, Ziel von Nato-Bomben 1999, zeugt im Zentrum Belgrads bis heute davon.

Vor dem Eingang der Kathedrale entzünden Gläubige Kerzen. Ein paar Meter entfernt liegt das ockerfarben getünchte Institut »Dr. Milan Jovanović Batut«. Hier wird gegen das Virus geimpft und getestet. Mit einer Impfquote von weniger als 47 Prozent zählt Serbien europaweit zu den Schlusslichtern. Aus dem Batut-Institut stammt der Befund mit dem Code 7371999-259 039, der dem Tennisprofi Djoković eine Covid-Infektion am 16. Dezember bescheinigte.

Ist der »Djoker«, der beste Tennisspieler der Welt, ein ganz gewöhnlicher Trickser oder ein zu Unrecht verdächtigter Rebell? »Keine Ahnung, er hat mich noch nicht angerufen«, spottet Nenad, der Kellner im Restaurant von Djoković Tenniszentrum am Belgrader Donauufer. Hier wird ein Teller Quinoa mit Roter Bete und Tomatenpüree für umgerechnet knapp acht Euro serviert, das entspricht in etwa dem, was serbische Durchschnittsrentner für einen ganzen Tag zur Verfügung haben.

Erlesenes Essen, überwiegend vegan, dazu Bildschirme mit Livebildern von den umliegenden Courts und gedämpfte Gespräche bei Tisch – das ist das neue, das andere Belgrad. Wer ein paar Kilometer weiter im ordentlich verräucherten Klublokal von Partizan einkehrt, bei dem Verein, in dem Djoković Karriere begann, der hat das Gefühl, eine Zeitreise rückwärts angetreten zu haben.

Auch bei Partizan läuft der Nachrichtenkanal N1 in Endlosschleife, und die Trainer werfen ein Auge auf die neuesten Entwicklungen in Australien. Man trinkt Kaffee aus Pappbechern, raucht und bangt rund um die Büste des Partisanenführers Dušan Korać mit dem Tennismultimillio-när, den so gut wie alle für den größten Sportler in der Geschichte Serbiens halten.

Dass Djoković – angeblich infiziert – Kinder im eigenen Tenniszentrum noch kurz vor Weihnachten auszeichnete, dass er mit obskuren Gurus und Gesundheitsaposteln verkehrt, auch mit radikalen serbischen Nationalisten und mutmaßlichen Kriegsverbrechern – ausgerechnet er, »König Novak«, wie er von Verehrern genannt wird: Regt all das eine nennenswerte Anzahl von Serbinnen und Serben auf? Den Kommentaren dieser Tage in Belgrader Medien nach zu schließen: eher nein. Walter Mayr ■

# Der Steuermann und seine Kampfsau

**HANDBALL** Einem deutschen Traditionssport droht der Absturz. Wie Bundestrainer Alfred Gislason bei der Europameisterschaft versucht, den alten Killerinstinkt wiederzubeleben.

**P**osition: Rückraum links. Wurfhand: rechts. 542 Tore in 190 Länderspielen für Island. Die aktiven Zeiten des Handballprofis Alfred Gislason liegen lange zurück, vor knapp 30 Jahren stand der heutige Trainer der deutschen Nationalmannschaft selbst das letzte Mal auf dem Feld.

Doch die Erlebnisse haben den 62-Jährigen für sein Leben geprägt. Teil einer Mannschaft zu sein, alles für sie zu geben, das ist für Gislason bis heute Handball: »Wenn ich nur für einen Tag mal wieder 30 sein, ein einziges Spiel machen könnte, ich würde ein ganzes Monatsgehalt dafür geben.«

Seine Worte drücken die Leidenschaft aus, die Gislason für seinen Sport empfindet. Er wird sie brauchen, um die neue große Aufgabe lösen zu können, die nun vor ihm liegt.

Gislason soll den Abstieg einer ganzen Sportart stoppen. Abgesehen von Fußball war Handball über viele Jahre eine der wenigen Mannschaftssportarten, in der Deutschland noch Weltklasse ist. Aber der letzte WM-Titel ist 15 Jahre her. Zuletzt hat die Auswahl arg geschwächelt. Bei Olympia in Tokio scheiterte sie im Viertelfinale gegen Ägypten, bei der letzten WM belegte sie Platz zwölf. Ein Debakel. Mehrere erfahrene Nationalspieler zogen sich zurück, ihnen wurden die Strapazen zu viel.

Derzeit wird in Ungarn und der Slowakei die Europameisterschaft ausgetragen, das Turnier soll einen Wendepunkt markieren. 2024 findet die EM, drei Jahre später die WM in Deutschland statt. Bis dahin soll die Mannschaft nach dem WM-Titel 2007 bereit sein für ein neues Wintermärchen.

Noch ist sie davon weit entfernt.

Handball ist eine deutsche Erfahrung. Im Januar, wenn der Fußball langsam aus dem Winterschlaf erwacht, hat die Sportart ihre Hochzeit, zumindest was die öffentliche Aufmerksamkeit betrifft. Wer das Image polieren, neue Sponsoren gewinnen und junge Leute dafür begeistern will,



Uwe Anspach / picture alliance / dpa

**Coach Gislason:**  
»Handball ist wie Schach mit Figuren, die denken.«

Bälle in Tore zu werfen, nicht zu schießen, der muss jetzt zeigen, was er draufhat.

Zudem vergibt in diesem Jahr die Bundesliga ihre Medienrechte neu. Ein erfolgreiches Abschneiden bei der EM würde extrem helfen, es steigert die Attraktivität des gesamten Produkts. »Unser Anspruch ist es, zur Weltpitze zu gehören und um Medaillen mitzuspielen«, sagt Ligachef Frank Bohmann. Kein anderes Land habe mehr Handballer als Deutschland, kein anderes Land habe eine bessere Infrastruktur, auch das Niveau der Liga mit vielen internationalen Topspielern sei einzigartig.

Und dennoch fürchten viele Fachleute ein endgültiges Abgleiten in die Zweitklassigkeit.

Wichtigster Mann, um dies zu verhindern, ist deshalb Alfred Gislason, seit Anfang 2020 Bundestrainer. Der Deutsche Handballbund hat seinen Vertrag trotz der mäßigen Ergebnisse der ersten beiden Turniere unter ihm kürzlich vorzeitig bis 2024 verlängert. Die Verantwortlichen sehen in ihm einen »Steuermann«, den »Fels in der Brandung« für die junge, noch sehr unerfahrene Mannschaft, die sich der studierte Historiker in den vergangenen Monaten wie ein Architekt konstruiert hat.

Unter den Spielern sind viele, die in ihrer Juniorenzeit gute Leistungen gezeigt haben, dann aber den Durchbruch in die Weltklasse nicht geschafft haben. In einem SPIEGEL-Gespräch sagte Gislason, dass er von jedem Spieler eine konkrete Vision habe. »Ah, der kann jetzt dies und das, der ist in diesem Alter – wenn ich ein paar Jahre mit dem arbeite, dann kann er das und jenes. Es ist wie Schach mit Figuren, die denken und sich bewegen können. Neue Spieler in eine Mannschaft einzubauen, die alles, was du von ihnen willst, mitmachen, ist das Schönste.«

Der Isländer, der in einem kleinen Ort in der Nähe von Magdeburg wohnt, ist einer der erfolgreichsten Vereinstrainer des Welthandballs. In 20 Jahren gewann er dreimal die Champions League, sieben Deutsche Meisterschaftstitel und sechsmal den DHB-Pokal.

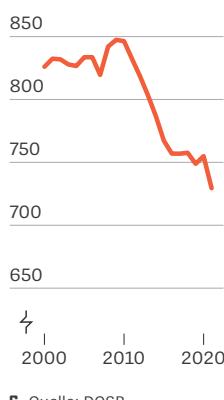
Der größte Unterschied zwischen der Arbeit eines Vereins- und eines Bundestrainers liegt darin, dass Letzterer kaum Zeit hat, mit seiner Mannschaft zu arbeiten. Die Spieler sind das Jahr über in einen eng getakteten Trainings- und Spielplan ihrer Verbände eingebunden.

In bis zu 60 Spielen müssen die Topathleten jedes Jahr für ihre Klubs antreten. Im vergangenen Sommer lief die Liga bis zum 27. Juni, in anderen Ländern war da schon lange Sommerpause. Dann kam Olympia. Die Konsequenz: Die deutschen Handballer hatten kaum Zeit zu regenerieren, für Urlaube mit der Familie. Der Bundestrainer musste mit einer ausgepowerten Truppe antreten. Die Belastung im Handball ist gewaltig.

Auch diesmal blieben Gislason gerade mal drei Lehrgänge von zwei, drei Tagen, um sich einen persönlichen Eindruck von den Kandidaten und ihren Qualitäten zu machen. »Das war mir wichtig: zu gucken, wie passt jemand da rein, wie reagiert er in bestimmten Situationen? Wie geht er damit um, was ich von ihm will?«, sagt Gislason. Es klingt fast ein wenig wie Tetris.

## Nur noch raus

Mitglieder des Deutschen Handballbundes, in Tausend



Damit die Zeit zwischen den Lehrgängen nicht verloren war, gab es von Gislason Hausaufgaben. Zusammengeschnittene Videos aus alten Spielen, von künftigen Gegnern, unterlegt mit seiner Moderation. »Die mussten sich daheim hinsetzen und anschauen, was wir in Abwehr und Angriff machen, damit wir da gleich anknüpfen konnten.«

Dass es Gislason immer schwerer fällt, geeignete junge Kandidaten für die Nationalmannschaft zu finden, hängt mit dem extrem hohen Niveau der Bundesliga zusammen. Aufstrebende Nachwuchsspieler konkurrieren mit erfahrenen Kollegen aus dem Ausland. Es dauert meist ein paar Jahre, bis sie sich durchgebissen haben. Viele Hochtalentierte verlieren in dieser Zeit die Lust und landen in unteren Ligen. In Dänemark, Frankreich, Spanien – den Favoriten der Europameisterschaft – sammeln gleichaltrige Spieler viel schneller Spielpraxis.

Das soll sich unter Gislason nun ändern. Das Aushängeschild der Nationalmannschaft für die neue Linie ist ausgemacht: Johannes Golla, 24, ein 1,95 Meter großer Hüne von der SG Flensburg-Handewitt. Wie kein anderer Spieler verkörpert er die Aufbruchsstimmung.

Beim Deutschen Handballbund sind sie von ihrem Kreisläufer mächtig beeindruckt. Er könne ein kommender Weltstar werden, glauben viele. Gislason baute ihn schnell zur Stammkraft auf und machte ihn nach Olympia

sogar zum Kapitän. Die Entscheidung ist eine Botschaft: Jüngere Spieler sollen künftig mehr Einfluss erhalten, mehr Verantwortung übernehmen. Sie ist auch eine Aufforderung, den erfahrenen Kräften Feuer zu machen.

Golla ist der Beweis, dass der deutsche Handball, der in den vergangenen zehn Jahren rund 100 000 Mitglieder verlor, noch immer hoffnungsvolle Spieler ausbildet. Im Schnitt geben die 18 Erstligisten 500 000 Euro pro Saison für ihre Jugendarbeit aus. Gemessen am Etat der meisten Vereine ist das viel Geld. Golla reifte im Nachwuchscamp der MT Melsungen zum Bundesligaprofi heran.

»Er ist sehr fokussiert, bescheiden, ein sehr gut erzogener Junge«, sagt Gislason, »er denkt immer zuerst an das Team. Ein bisschen Schmerzen stören ihn überhaupt nicht.« Als »Kampfsau« bezeichnete ihn Gislasons Co-Trainer Erik Wudtke.

Der Handballtrainer Michel Roth hat Golla vor einigen Jahren für die MT Melsungen entdeckt. Roth war zunächst skeptisch, weil Golla erst 17 war, als er zu seinem Bundesliga-Team stieß. »Aber dann habe ich ihn gesehen, er kam mit seinem Papa, eine Riesenerscheinung«, sagt Roth, »oft kommen Jungs in dem Alter wie Wackeldackel um die Ecke, die müssen erst mal in den Kraftraum.«

Golla sei ein »Rohdiamant« gewesen, »sehr sensibel, aber von Ehrgeiz zerfressen«.

Roth zufolge stecken viele Handballer in einem Dilemma: Sie würden zweigleisig fah-

ren, Sport auf der einen Seite, Schule und Berufsausbildung auf der anderen. Grundsätzlich keine schlechte Kombination, aber für den Leistungssport oft hinderlich. »Die Konkurrenten vom Balkan setzen volle Kanne auf den Handball, die machen in der entscheidenden Entwicklungsphase zwischen dem 15. und 18. Lebensjahr viel Krafttraining und kommen dann mit ganz anderen Körpern nach Deutschland«, erklärt Roth. Golla zog ins Internat nach Melsungen und konzentrierte sich ganz auf den Sport. Später verließ er seinen Ausbildungsklub und stellte sich der starken Konkurrenz beim Spitzenspiel in Flensburg.

Es gibt auch noch andere Riesentalente im deutschen Team, denen Gislason zutraut durchzustarten: Sebastian Heymann, 23, von der Frisch auf Göppingen etwa oder Julian Köster, 21, vom VfL Gummersbach. Beide fielen über Monate wegen schwerer Knieverletzungen aus. Juri Knorr, 21, von den Rhein-Neckar Löwen fehlt allerdings. Er möchte sich nicht impfen lassen, nachdem er sich vor über einem Jahr mit dem Coronavirus infiziert hatte und auf seine »natürliche Immunität« vertraut. Dadurch ist er nach den 2G-plus-Regeln der EM nicht spielberechtigt.

Golla, das neue Vorbild, sagt, dass es jetzt vor allem darauf ankomme, »wieder mehr Lust zu haben«, für Deutschland zu spielen. Die TV-Zuschauer werden genau hinschauen. Jan Göbel, Antje Windmann





Lev Fedoseyev / TASS / dpa Picture Alliance

**Nächste Ausfahrt: Polarlicht.** Nicht weit von der russischen Stadt Murmansk kann man die Nordlichter über der arktischen Tundra derzeit schon von der Straße aus beobachten. Die Region unweit der finnischen Grenze gilt als einer der zugänglichsten Orte, um das überirdische Himmelsphänomen zu bestaunen. Treffen elektrisch geladene Teilchen des Sonnenwindes auf die oberen Schichten der Erdatmosphäre, kommt es zu einem Energieaustausch, der die dortigen Moleküle zum Leuchten bringt.

## Alle Wetter!

**ANALYSE** Warum gut ausgebauten Radwege die Verkehrswende beschleunigen – auch im Winter

Bei schlechtem Wetter und im Winter fährt ohnehin fast niemand Rad, heißt es hierzulande oft. Warum also eine Infrastruktur aufbauen, die nur die Hälfte des Jahres genutzt wird? Klingt nach Geldverschwendug. Unausgesprochen schwingt mit: Dafür muss man den Autos nun wirklich keinen Platz wegnehmen. Sind Radwege also überbewertet?

»Im Winter fahren an einem durchschnittlichen Tag 10 Prozent der Bevölkerung mit dem Fahrrad, im Sommer sind es 17 bis 19 Prozent«, heißt es in der Studie Mobilität in Deutschland. Vor allem auf Radtour in der Freizeit gehen nur noch wenige, wenn es kalt wird. Anders sieht es bei denen aus, die das Fahrrad als alltägliches Verkehrsmittel nutzen, etwa für den Weg zur Arbeit.

Die deutsche Fahrradhauptstadt bei schlechtem Wetter ist die Universitätsstadt Oldenburg. Dort fahren selbst bei Regen fast

genauso viele Einwohner Fahrrad wie bei schönem Wetter. Auch in Göttingen und Münster gibt es kaum einen witterungsbedingten Unterschied. Ein weiteres Muster zeigt sich in der Statistik: Die Zahl der Radfahrenden sinkt umso stärker, je lückenhafter die Rad-Infrastruktur ist.

Vorbildlich in diesem Sinne ist das aus Kopenhagen bekannte Verkehrskonzept. Auf den extrabreiten und vor Autos geschützten Radwegen der dänischen Hauptstadt ist auch bei Minusgraden viel los. Fahrradschnellstraßen verbinden Vororte mit dem Stadtzentrum. Es gibt überdachte Radparkplätze und optimierte Ampelschaltungen.

»Radfahren im Winter ist keine Frage der Mentalität, sondern der Infrastruktur«, sagt Marianne Weinreich, Vorsitzende der Fahrradbotschaft von Dänemark. »In Kopenhagen regnet oder schneit es an mehr als 160 Tagen im Jahr.« Den Kalenderspruch »Es gibt kein schlechtes Wetter, nur falsche Kleidung« könne man aber erst dann anbringen, wenn es ein auch im Winter sicheres Radverkehrsnetz gebe.

Dass viele Kommunen in Deutschland schon seit Jahren mehr in die Rad-Infrastruktur investieren, stärkt den umweltfreundlichen Verkehr also nicht nur in wärmeren Monaten. Das Potenzial für eine Verkehrswende ist da. Felix Wadewitz

## Besser spielerisch lernen

**BILDUNG** Eltern und Lehrer kennen das: Vielen Kindern fällt es gerade in den ersten Grundschulklassen schwer, still zu sitzen und zuzuhören, was an der Tafel vorgetragen wird. Viele Pädagogen wenden deswegen schon lange Methoden an, mit denen sie gerade jüngeren Kindern den Lernstoff auch spielerisch beibringen.

Eine Analyse zeigt nun, dass sie ihre Schüler auf diese Weise teilweise besser fördern als mit konventionellem Unterricht. Forschende der Universität in Cambridge in Großbritannien haben Studien mit rund 3800 Kindern im Alter zwischen drei und acht Jahren ausgewertet und kommen zu dem Schluss, dass ein Unterricht mit »angeleitetem Spiel« Kinder bis zum achten Lebensjahr mindestens ebenso gut, bisweilen sogar besser bildet, als es der traditionelle, direkte Unterricht schafft.

In der Übersichtsstudie, die im Fachmagazin »Child Development« veröffentlicht wurde, berechneten die Forscher, wie groß der positive oder negative Gesamteffekt des angeleiteten Spiels etwa auf das Rechnen, Lesen, Schreiben oder die sozioemotionale Entwicklung im Vergleich zu anderen Ansätzen war.

Vor allem beim Erwerb früher Fähigkeiten in Mathematik und bei dem Vermögen, zwischen verschiedenen Aufgaben hin und her zu wechseln, schnitt die spielerische Methode demnach besser ab als der klassische Unterricht. Beim Lese- und Rechtschreiberwerb sowie bei der Entwicklung sozialer Kompetenzen hingegen konnten die Forscher keinen signifikanten Unterschied sehen.

»Manchmal wird das Argument vorgebracht, dass Spielen zwar nützlich sei, aber wenig zur Bildung der Kinder beiträgt«, sagt Paul Ramchandani, Professor

für Bildungswissenschaften in Cambridge und Leiter der Studie.

»Tatsächlich gibt es aber vielversprechende Hinweise darauf, dass angeleitetes Spielen das Lernen und die Entwicklung aktiv fördert, auch wenn es noch einige große Fragen darüber gibt, wie wir es im Klassenzimmer einsetzen sollten.« KK



Nadezhda1906 / iStockphoto / Getty Images

## »100 solcher Operationen«

**MEDIZIN** Ärzte haben erstmals ein genetisch verändertes Schweineherz in einen Menschen transplantiert. Paolo Brenner, 55, Herzchirurg an der Uniklinik München, bewertet Chancen und Risiken.



**SPIEGEL:** Professor Brenner, in den USA haben Kollegen von Ihnen erstmals einem Menschen ein genetisch angepasstes Herz eines Schweines eingepflanzt. Wie schätzen Sie die Erfolgsaussichten für den Patienten ein?

**Brenner:** Wir hoffen alle, dass er durchkommt. Doch eine solche Operation geht man nur an, wenn man davon ausgeht, dass die Überlebenschance bei mindestens 60 Prozent liegt. Das ist ein Hochrisikoeingriff, den man macht, weil der Patient keine andere Chance hat.

**SPIEGEL:** Wird man so einen Eingriff bald auch in Deutschland vornehmen?

**Brenner:** Wir sind mit unseren Erfahrungen schon sehr, sehr weit. Aber man muss sich genau überlegen, ob ein solcher »Compassionate Use« – also das einmalige Notfalltransplantieren – der richtige Weg ist, ein solches neues Verfahren in der Klinik zu etablieren. Wir haben das bei den Kunstherzen vor 20 Jahren gesehen. Die wurden

bei Notfallpatienten transplantiert, aber mit sehr schlechten Ergebnissen. Das hat dem Projekt den Kopf gekostet.

**SPIEGEL:** Wie sollte man stattdessen vorgehen?

**Brenner:** Wir planen, das Verfahren erstmals in einer Studie mit ausgewählten Patienten durchzuführen. Wenn man zunächst Betroffenen, die nicht unmittelbar im Sterben liegen, denen es aber sehr schlecht geht, das Herz transplantiert,

kann man bessere Ergebnisse erwarten.

**SPIEGEL:** Wer, der nicht im Sterben liegt, würde ein Schweineherz transplantiert haben wollen?

**Brenner:** Patienten, die im Krankenhaus liegen und wissen, dass sie da nicht mehr lebend herauskommen. Patienten wie jener in Maryland, der bereits an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen war, gehören vielleicht nicht unbedingt zu dieser Kategorie. Doch wenn man der medizinischen Konkurrenz voraus sein will, dann muss man alles auf eine Karte setzen. Das war bei der ersten Herztransplantation vor 50 Jahren ganz genauso. Wie aus der Hüfte geschossen hat der Chirurg Christiaan Barnard in Südafrika damals die erste Operation vorgenommen.

Bartley Griffith, der Herzchirurg, der die jetzige Operation durchgeführt hat, ist auch ein sehr erfahrener Kollege mit über 1000 Transplantationen.

**SPIEGEL:** Wie erfolgreich kann die Methode werden?

**Brenner:** Sehr erfolgreich. Wir planen in München eine Studie mit zunächst zehn Fällen. Wir gehen von Patienten aus, die 65 bis 70 Jahre alt sind und für die ein normales menschliches Herz nicht infrage käme. Wir würden für die Operation ein Risiko von 5 bis 10 Prozent ansetzen, dass sie scheitert. Die Chance, dass die Patienten anschließend das erste Jahr mit dem Schweineherz überleben, setzen wir mit 80 Prozent an. Zehn Jahre nach der Operation sollte die Erfolgsquote bei über 50 Prozent liegen.

**SPIEGEL:** Wann rechnen Sie damit, dass diese Operation in Deutschland das erste Mal durchgeführt wird?

**Brenner:** Wir können in ein bis zwei Jahren beginnen. Bis 2025 werden wahrscheinlich die ersten 100 solcher Operationen durchgeführt worden sein.

**SPIEGEL:** Könnte diese Art der Transplantation den Organmangel beheben?

**Brenner:** Sie kann ihn sofort lösen. Wir haben uns vor 25 Jahren für das Schwein entschieden, weil es sich schnell vermehrt und wächst. Es ist ethisch unbedenklich, weil wir jeden Tag sein Fleisch essen. Genetisch ist es bestens erforscht. KK



Chirurgen bei Schweineherztransplantation in Maryland, USA

University of Maryland School of Medicine / epa



Martin Parr / Magnum Photos / Agentur Focus

# Die Fett-Lüge

**ERNÄHRUNG** Wer abnehmen will, muss aufhören, nur die Kalorien zu zählen.

Neue Studien zeigen, wie sehr vor allem Zucker den Hormonhaushalt durcheinanderbringt. Doch wie wegkommen von der gefährlichen Sucht nach Süßem?

**D**er St. Sebastianus Schützenverein Düsseldorf-Bilk hat schon viele erfolgreiche Sportschützen hervorgebracht. Mehrere Gewinner von Deutschen Meisterschaften waren darunter, einmal sogar ein Weltmeister im Armbrustschießen über 30 Meter kniend. Doch in seinen Reihen gab es viele Mitglieder, denen es auch um Geselligkeit ging, auf Karnevalssitzungen, Jubiläumsbällen und Schützenfesten.

»Meine Kameraden haben sich das Insulin ein bisschen weiter in die Spritze aufgezogen und sind dann

feiern gegangen«, sagt Ulrich Müller, 66, der 1. Chef des Schützenvereins. Er trägt Anzug, am Revers prangt das Goldene Abzeichen der Bilker Schützen. »Schließlich bekamen etliche von ihnen Probleme mit den Augen und hatten offene Beine und abgestorbene Zehen, die amputiert werden mussten.«

Diese Spätfolgen der Zuckerkrankheit drohten auch Müller. Gestresst durch die Doppelbelastung im Schützenvorstand und im Beruf, achtete der Ingenieur und vierfache Familienvater nicht mehr auf seine Ernäh-

**Fast-Food-Konsumenten in England um 1984:** Dicke sind nicht willensschwach, sondern Opfer einer falschen Ernährungsweise

rung – und wog am Ende mehr als 140 Kilogramm. Die Leber war verfettet, die Zuckerwerte waren entgleist. Der Hausarzt diagnostizierte einen schweren Fall von Diabetes mellitus Typ 2.

Wie die kranken Kameraden habe er nicht enden wollen, sagt Müller. Auf Empfehlung einer Ernährungsberaterin konsumierte er fortan weniger Fett, zählte die Kalorien und hungrigte sich so einige Kilogramm herunter. Aber von einem gewissen Punkt an wurde er einfach nicht mehr dünner.

Vor einem Jahr ließ Müller sich dann von Stephan Martin, einem Chefarzt für Diabetologie, untersuchen – und bekam eine überraschende Empfehlung: Fette dürfe er sehr wohl reichlich essen – aber die Kohlenhydrate müsse er weglassen.

Seither meidet Müller Süßigkeiten, Brot, Kartoffeln, Reis und Nudeln und trinkt kaum noch Bier. Bei Proteinen, Fett und Gemüse dagegen langt er umso mehr zu. Das Schnitzel bestellt er ohne Pommes, aber mit doppelter Portion Salat. Seither purzeln die Pfunde.

»Es kommt nicht so sehr auf die Kalorienzahl an, sondern auf die Zusammensetzung der Nahrung«, sagt sein Arzt Stephan Martin, der das Westdeutsche Diabetes- und Gesundheitszentrum in Düsseldorf leitet. »Je weniger Kohlenhydrate, desto besser fürs Abnehmen.«

Die Ernährungsexpertin Cara Ebbeling von der Harvard Medical School in Boston sieht es ähnlich. Gemeinsam mit anderen Forschenden hat sie unlängst eine neue Studie dazu veröffentlicht: »Leicht verdauliche Kohlenhydrate bewirken durch Insulin und andere Hormone eine verstärkte Fetteinlagerung.«

Der Zucker erscheint damit als eigentliche Ursache der weltweiten Fettsuchepidemie überführt – und zwar nicht nur wegen der damit aufgenommenen Kalorien, sondern auch, weil er den Stoffwechsel verrücktspielen lässt. Ist das der Grund dafür, dass Menschen sich hungrig fühlen, obwohl sie bereits dick sind? Konsumieren sie die falschen Kalorien? Sollten sie nicht darauf achten, wie viel sie essen, sondern, was sie essen?

Der klassischen Lehrmeinung folge zählt allein die Energiebilanz. Ganz gleich, ob aus Kohlenhydraten, Proteinen oder Fetten – wenn ein Mensch mehr Kalorien zu sich nehme, als er durch den Grundumsatz und körperliche Bewegung verbraucht, werde er fetter. Umgekehrt bedeute das: Jeder Mensch verliere Fettreserven, wenn er sich hypokalorisch ernähre, also weniger Energie aufnimmt, als der Stoffwechsel verbrennt.

Ein Gramm Kohlenhydrate enthält vier Kilokalorien, ein Gramm Protein ebenfalls vier – ein Gramm Fett dagegen neun. Aufgrund dieser Zahlen halten etliche Experten nach wie vor die Fette für die größten Dickmacher und raten zu einer fettarmen Kost. Diese Low-Fat-Diät wird seit Jahrzehnten gepredigt und spiegelt sich bis heute in medizinischen Emp-

fehlungen. Laut der Deutschen Gesellschaft für Ernährung etwa sollten gesättigte Fettsäuren nicht mehr als zehn Prozent der am Tag aufgenommenen Kalorien ausmachen.

Doch in jüngster Zeit mehren sich die Hinweise, dass Fette womöglich zu Unrecht verfeindet werden. Anders als befürchtet, scheint fettreiche Kost das Risiko für Herzinfarkt oder Schlaganfall nicht nennenswert zu erhöhen. Im »Deutschen Ärzteblatt« konstatierte der Fachmediziner Tim Hollstein: »Gesättigte Fettsäuren sind vielfältiger als gedacht und machen nicht per se krank. Eine Reduktion von unter zehn Prozent vom Tagesbedarf ist wissenschaftlich nicht zu rechtfertigen.«

Tatsächlich könnten fettreduzierte Nahrungsprodukte sogar mehr schaden als nutzen. Weil sie statt Fett besonders viele Kohlenhydrate enthalten, sind sie versteckte Kalorienbomben.

Der Arzt und Ernährungsexperte Stefan Kabisch, 38, von der Klinik für Endokrinologie und Stoffwechselmedizin der Berliner Charité sagt: »Der Rat zu Low Fat hat dazu beigetragen, dass die Adipositas-Epidemie losgetreten wurde.«

In den vergangenen Jahren ist der Konsum von Schmalz, Speck, Butter und anderen tierischen Fetten in Deutschland merklich zurückgegangen. Der Verbrauch von Kohlenhydraten dagegen stieg nach den Fünfzigerjahren dramatisch und hat sich auf hohem Niveau eingependelt. In Deutschland verputzt jeder Einwohner mittlerweile mehr als 30 Kilogramm reinen Industriezucker – pro Jahr. Hinzu kommen stärkehaltige Lebensmittel, deren Kohlenhydrate vom Körper ebenfalls zu

## Mahlzeit

### Zu empfehlen:

- vollwertige Lebensmittel mit komplexen Kohlenhydraten, die langsam verdaulich sind, wie etwa Bohnen, Haferflocken, generell Gemüse und ballaststoffreiche Getreideprodukte
- fettreiche Lebensmittel wie Nüsse, Olivenöl und Vollfettjoghurt
- Lebensmittel mit einem hohen Anteil an Proteinen
- Wasser, Tee oder Kaffee ohne Zucker und ohne künstliche Süßstoffe



### Zu vermeiden:

- raffinierte Kohlenhydrate, wie sie in Weißmehl, Weißbrot, Nudeln und weißem Reis enthalten sind, sowie Süßwaren
- Nahrungsprodukte, denen Zucker zugefügt wurde. Dazu zählen Frühstücksflocken, Fruchtmilch oder Backwaren.
- Limonade, Cola und generell gezuckerte Getränke

einfachen Zuckern umgewandelt werden.

Während ein männlicher Einwohner der Vereinigten Staaten in den Sechzigerjahren im Durchschnitt ungefähr 75 Kilogramm wog und sich wohlgenährt fühlte, ist er heute rund 90 Kilogramm schwer.

Auch die meisten Einwohner anderer Industriestaaten sind übergewichtig. In Deutschland ist ein Viertel der erwachsenen Bevölkerung sogar fettleibig.

Das erhöht das Risiko für einen schweren Covid-19-Verlauf, belastet die Gelenke, macht anfällig für Herzinfarkt und kann den Stoffwechsel schädigen. Die Zuckerschwemme aus der Nahrung kann die Netzhaut angreifen, Gefäße und Nerven schädigen oder die Niere kaputt machen. Ungefähr acht Millionen Menschen in Deutschland leiden unter Diabetes mellitus Typ 2.

Normalerweise sorgt das Hormon Insulin dafür, dass Körperzellen den Zucker aus dem Blut aufnehmen können. Deshalb wird nach einer Mahlzeit vermehrt Insulin hergestellt. Bei Diabetikern reagieren die Zellen allerdings immer schlechter auf das Hormon. Oft wird dann biotechnisch hergestelltes Insulin gespritzt, damit der Zuckerspiegel nicht vollends entgleist.

Insulin hat aber noch eine weitere, in der Öffentlichkeit weniger bekannte Wirkung auf den Energiestoffwechsel: Ein erhöhter Insulinspiegel signalisiert, dass es ausreichend Kohlenhydrate in der Nahrung gibt, und verhindert zugleich, dass der Körper Fett verbrennen kann. In der Evolution hat sich das bewährt: Der Mensch soll die Reserven im Speck nur anstrengen, wenn Mangel herrscht.

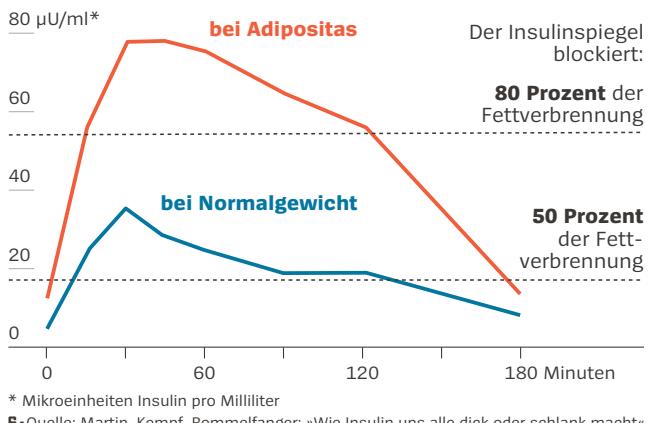
Auf den heute üblichen Kohlenhydratüberkonsum sei das System dagegen nicht eingestellt, erklärt der Arzt David Ludwig, der gemeinsam mit Cara Ebbeling an der Harvard Medical School forscht. Der dauerhaft erhöhte Insulinspiegel würde »zu viele Kalorien in das Fettgewebe verschieben und zu wenig für den Rest des Körpers übrig lassen«, sagt er. »Das Gehirn erkennt das Problem und macht uns hungrig, damit wir jene Kalorien ersetzen, die ins Fettgewebe abgesaugt wurden.«

Das bedeutet: Zucker macht nie- mals satt, vielmehr zwingt er einen Menschen gleichsam dazu, immer mehr zu essen.

Die Verfechter des Zucker-Insulin-Modells bestreiten gar nicht, dass Übergewicht durch Kalorienüberschuss ausgelöst wird. Aber sie be-

## Blockierte Verbrennung

Insulinkonzentration im Blut nach Verzehr von 75 Gramm Glukose, das entspricht 35 Gummibärchen oder 700 Millilitern Cola



# ZEICHNE DEN WALDMEISTER

»Dein SPIEGEL« und die Drogeriemarktkette ROSSMANN suchen die kreativsten Comics zu der Frage:

## Wie können wir den Wald schützen?

### DARUM GEHT'S

Den deutschen Wäldern geht es nicht gut. Unter anderem das Klima und Schädlinge wie der Borkenkäfer machen den Bäumen Probleme. Experten überlegen, wie man Wälder am besten schützen kann, denn sie sind wichtig für Tiere und Menschen. Wie toll wäre es, wenn es einen Wald-Meister oder eine Wald-Meisterin gäbe? Eine Person (oder viele), die den Wald beschützt und sich darum kümmert, dass es ihm gut geht.

### WAS GENAU MÜSST IHR TUN?

Erst mal nachdenken, rumspinnen, Ideen haben. Wer könnte Wald-Meister sein? Und wie rettet er die Natur? Wenn ihr eine Idee habt, zeichnet einen Comic. Ihr könnt ihn schwarz-weiß machen oder knallbunt, lustig oder ernst, völlig egal. Aber wichtig: Ihr müsst dafür eine unserer Vorlagen benutzen. Es gibt drei Varianten mit unterschiedlich vielen Kästchen. Die Seiten findet ihr unter: [www.deinspiegel.de/wettbewerb](http://www.deinspiegel.de/wettbewerb)

### WER KANN TEILNEHMEN?

Kinder und Jugendliche können in zwei Altersgruppen teilnehmen: Kinder von 8 bis 11, Jugendliche von 12 bis 16 Jahren. Ihr könnt allein mitmachen oder als Gruppe von maximal fünf Leuten.

### UND DAS KÖNNT IHR GEWINNEN:

- 1. PREIS:** eine Reise ins Baumhaus-Hotel »Tree Inn« im Wolfcenter Dörverden mit einer Übernachtung
- 2. PREIS:** ein großes Kreativ-Paket von ROSSMANN mit allem, was man zum Zeichnen braucht
- 3. PREIS:** ein Bücherpaket aus der »Dein SPIEGEL«-Redaktion

### WIE KANN MAN MITMACHEN?

Alle Infos zum Wettbewerb, die Comic-Kästchen-Vorlagen, die Teilnahmebedingungen und das Ich-will-mitmachen-Formular findet ihr unter: [www.deinspiegel.de/wettbewerb](http://www.deinspiegel.de/wettbewerb)

Einsendeschluss ist der  
30. April 2022

Dein  
**SPIEGEL**

**ROSSMANN**  
Mein Drogeremarkt

rücksichtigen den Einfluss der Hormone auf den Appetit.

Dicke Menschen sind demnach nicht willensschwach, sondern sie sind Opfer einer falschen Ernährungsweise.

Wer von morgens bis abends zuckerhaltige Snacks und Limo oder Bier zu sich nimmt, gönnst dem Hormonstoffwechsel kaum eine Pause. »Schon ein nur leicht erhöhter Insulinspiegel, der noch keine Auswirkung auf den Blutzucker hat, blockiert den Abbau von Fett«, sagt der Düsseldorfer Diabetologe Martin. »Die Fettreserven können in den Zellen nicht verbrannt werden. Gleichzeitig fördert Insulin das Anlegen neuer Fettreserven, da überschüssige Glucose in Fett umgewandelt und gespeichert wird. Es bilden sich Fettpolster, die man als überschüssiges Gewicht durchs Leben trägt.«

Die meisten seiner Diabetespatienten befolgten die Standardtherapie: Sie spritzten sich Insulin. Dadurch senkten sie zwar den Blutzuckerspiegel; aber zugleich machten sie das Abnehmen fast unmöglich.

Mediziner Martin behandelt seine Patienten vollkommen anders: Er setzt die Insulinspritzen behutsam ab und versucht, die körpereigene Insulinproduktion zu normalisieren. Seine Patientinnen und Patienten sollen Industriezucker ebenso weglassen wie Honig, Brötchen, Brot, Kuchen, Kartoffeln, Reis, Nudeln, Bier.

Auch Obst ist zu vermeiden, weil es Fruchtzucker enthält. Im Gegenzug dürfen sie so viel Möhren, Blumenkohl oder Salat essen, wie sie wollen. »Ich kann Gemüse mit Olivenöl essen, ich kann Fisch und Fleisch, ich kann Eier und Milchprodukte und Käse essen, so viel ich will«, sagt Martin. »Die Leute dürfen viele Dinge essen, die richtig gut schmecken. Sie müssen sich nur einmal umstellen.«

In einer Studie hat Martin den Behandlungswechsel an 30 übergewichtigen oder adipösen Personen getestet, die im Verbund Katholischer Kliniken in Düsseldorf angestellt waren. Er hielt sie dazu an, niemals mehr als 30 Prozent der täglichen Nahrung in Form von Kohlenhydraten zu sich zu nehmen.

Die Bilanz nach einem Jahr: Die Probandinnen und Probanden hatten im Durchschnitt jeweils etwas mehr als sechs Kilogramm verloren. Ungefähr 70 Prozent von ihnen war es gelungen, das Körpergewicht um mindestens 5 Prozent zu verringern.

Ist der Verzicht auf Zucker also die wichtigste Maßnahme, um Körperfett zu verlieren? Die Ärztin Shreya Chawla vom King's College London hat gemeinsam mit vier Kolleginnen die Daten von 38 Ernährungsstudien mit 6499 Erwachsenen zu dieser Frage analysiert und das Fazit unlängst im Fachblatt »Nutrients« veröffentlicht: Mit einer Low-Carb-Diät nehmen Menschen im Durchschnitt stärker ab als mit einer Low-Fat-Diät.

Empfehlenswert ist es trotzdem nicht, Nudeln oder Kartoffeln dauerhaft durch Bratwurst oder Schnitzel zu ersetzen. Denn sie



Marcus Simaitis / DER SPIEGEL

Diabetologe Martin

sind mit einem enormen Verbrauch an Anbauflächen und Ressourcen verbunden. Ein Schwein muss ungefähr fünf Kilogramm Futter fressen, damit es ein Kilogramm Körpergewicht zulegt – bei einem Rind sind es sogar zehn Kilogramm.

Allerdings kann man den Low-Carb-Effekt auch erreichen, indem man nur die ungesunden Kohlenhydrate meidet, aber gesunde Kohlenhydrate weiter konsumiert. Letztere gibt es nämlich auch: Es sind die Ballaststoffe.

Diese gehören chemisch gesehen zu den Kohlenhydraten, aber sie sind viel komplexer aufgebaut als etwa Traubenzucker. Ballaststoffe bilden Zellwände und andere Strukturen in Pflanzen und sind für den Menschen unverdaulich.

Ein Teil der Ballaststoffe in der Nahrung wird gar nicht verwertet, aber er füllt den Verdauungstrakt und macht satt. Der andere dagegen wird von den Darmbakterien in kurzkettige Fettsäuren umgewandelt, die gut für den Körper sind.

Aus diesem Grund ist Vollkornmehl besser als weißes Mehl. »Wir haben zu viele raffinierte Getreideprodukte«, sagt der Berliner Ernährungsexperte Kabisch. »Würde man diese durch ballaststoffreiche Getreideprodukte ersetzen, dann hätte man eine Ernährung, die so gesund wie Low-Carb und ökologisch unbedenklich wäre.« Er selbst versucht jeden Tag, 30 Gramm Ballaststoffe zu essen, und schwört auf Haferflocken und Nüsse.

Auch Ulrich Müller, der Chef der Bilker Schützen, isst viel mehr Gemüse und Salat als früher und schmiert sich die Butter aufs Eiweißbrot. Seine Blutzuckerwerte sind nach einem Jahr kohlenhydratärmer Ernährung fast wieder normal. Die Diabetesmedikamente braucht er nicht mehr, insgesamt hat er 30 Kilogramm abgenommen.

Viele Vereinskameraden hätten ihm gratuliert, erzählt Müller. »Du siehst toll aus. Wie hast du das gemacht?«

Jörg Blech

# Giganten in der Hölle

**PALÄONTOLOGIE** Spektakuläre Fossilienfunde erlauben neue Einblicke in das Leben der Fischsaurier. Eine Naturkatastrophe verhalf den Riesenreptilien offenbar zur Turboevolution.

Die Apokalypse hat die Erde längst hinter sich. Ein Großteil der Landbewohner starb dabei. Im Wasser wurde das Leben nahezu vollständig ausgelöscht. Vulkanaustrüche hatten den Sauerstoffgehalt in Luft und Wasser vor rund 252 Millionen Jahren dramatisch abfallen lassen. Es folgte das größte Massenaussterben in der Geschichte des Planeten.

Doch eine Gruppe von Wirbeltieren ging aus der Katastrophe als Sieger hervor. Es waren eher kleine Landreptilien, die auf vier Beinen vom Land ins Meer krochen, um künftig im Wasser zu leben. Nach einer Anpassungsphase von etwa zwei bis drei Millionen Jahren entwickelten sich die Ichthyosaurier binnen kurzer Zeit zu gewaltigen Räubern, die unangefochten im Meer herrschten.

Lange fixierte sich die Forschung vor allem auf den Tyrannosaurus und die an Land lebenden Riesenechsen. Doch nun begeistern die Paläontologen zwei Fossilienfunde, die neue Einblicke in die höchst rätselhafte Evolution der Ichthyosaurier geben.

Bei der routinemäßigen Teilentleerung des Wasserreservoirs im englischen Naturschutzgebiet Rutland Water entdeckten Mitarbeiter vor einem Jahr das zehn Meter lange und fast komplett erhaltene Skelett eines Ichthyosaurus. Vergangenen Dezember wurde zudem der Fund eines Fischsauriers bekannt, dessen Fossil ein Forscherteam in der Wüste Nevadas geborgen hatte. Dieses Exemplar ist mit mehr als 17 Meter Länge noch gewaltiger.

Beide Kolosse sind zwar Fischsaurier, doch die Überreste erzählen von unterschiedlichen Abschnitten aus der wechselvollen Geschichte der Ichthyosaurier. Das englische Fossil ist etwa 180 Millionen Jahre alt. Damals erlebten diese Meeresreptilien, deren Körper wie ein Mischwesen aus Delfin, Hai und Schwertfisch wirkt, ein bemerkenswertes Comeback.

Spannender noch ist aber wohl jener Gigant aus Amerika, dessen Alter die Experten auf 246 Millionen Jahre taxieren und der etwa 45 Tonnen gewogen haben muss. Gefunden wurden erste Reste des Untiers bereits im Jahr 1998 von dem Paläontologen Martin Sander von der Universität Bonn. Allein die Bergung zog sich über drei Jahre hin. Die Überreste des Raubsauriers waren in eine dicke Steinkruste eingeschlossen; erst vor wenigen Jahren konnte das Skelett komplett

aus der Umhüllung befreit werden. Was Forcherinnen und Forcher an diesem Exemplar besonders fasziniert: Das Fossil des Meeresreptils belegt erstmals, dass die Ichthyosaurier offenbar bereits wenige Millionen Jahre nach ihrer Entstehung zu gigantischer Größe heranwuchsen.



Fischsaurierschädel aus Nevada, USA



Ichthyosaurus-skelett in England

Als biologische Vergleichsgröße zu den räubernden Fischsauriern gelten heutige Wale, die teils ähnlich groß werden. Zudem bewegten sich die Vorfahren beider Tiergruppen an Land. Doch es gibt auch einen erheblichen Unterschied: Das Wachstum der Wale, die erstmals vor etwa 56 Millionen Jahren in den Weltmeeren auftauchten, vollzog sich im Laufe der Evolution deutlich langsamer.

Nur, wie konnten die Ichthyosaurier so unmittelbar nach dem Massenaussterben derart gut gedeihen? »Es war die Hölle auf Erden für die meisten Arten«, sagt der deutsche Paläontologe Armin Schmitt von der University of Cambridge, der bei der Grabung in Nevada dabei war. Die Ichthyosaurier hingegen machten sich offenbar eine perfekte Nische zunutze – ein Kuriosum der Evolution.

Die Fischsaurier ernährten sich insbesondere von Ammoniten: schalentragenden Verwandten der heutigen Tintenfische, die das Meer zur Urzeit in Myriaden bevölkerten. Die Fressgründe der Räuber waren derart unerschöpflich, dass die Ichthyosaurier sich ungehemmt entwickeln konnten.

»Ein derart stabiles Nahrungsreservoir ist heute in der Natur nicht mehr zu finden«, sagt Schmitt. Die Bartenwale beispielsweise, die weit weniger gute Nahrungsquellen vorfanden, brauchten 10 bis 14 Millionen Jahre, ehe sie ihre heutige Größe erreichten. Noch länger dauerte es laut Schmitt, bis einer der gefährlichsten Meeresräuber der Gegenwart zu seiner vollen Größe herangereift war: Orcas werden heute bis zu acht Meter lang, doch ihre frühen Vorfahren maßen kaum mehr als ein bis zwei Meter. Über rund 25 Millionen Jahre zog sich die Größenzunahme hin.

Für etwa 40 Millionen Jahre herrschten die Fischsaurier über die urzeitlichen Meere. Doch dann wuchs in Flachgewässern, in denen die Ichthyosaurier nicht heimisch wurden, eine bedrohliche Konkurrenz heran: Die langhalsigen Plesiosaurier stellten ihrer Beute mit besonderer Raffinesse nach. Erst in jüngster Zeit gelang es Forschenden zu entschlüsseln, wie sich diese Riesen fortbewegten. Offenbar beherrschten die Plesiosaurier wie Pinguine den sogenannten Unterwasserflug. Die Riesenechsen benutzten dazu sogar ihre paddelförmigen Vorder- und Hinterextremitäten und waren deshalb extrem wendig.

Mit dem Auseinanderbrechen des Urzeitkontinents Pangaea vor 200 Millionen Jahren gerieten Ichthyosaurier und Plesiosaurier aneinander – mit klaren Vorteilen für Letztere. Die Ichthyosaurier wurden nun deutlich dezimiert. Doch wie der überraschende Fund aus England belegt, konnte sich zumindest eine Linie der Ichthyosaurier trotz der harten Konkurrenz behaupten und sogar erneut zu beachtlicher Größe heranwachsen.

Fortan übernahmen andere Meeresreptilien die Herrschaft in den Meeren. Die Ichthyosaurier wurden deutlich dezimiert. Vor rund 90 Millionen Jahren starben sie aus.

Frank Thadeusz

# Der Pirat des Kaisers

**ARCHÄOLOGIE** Forschungstaucher haben in der Südsee die Spur des deutschen Freibeutlers Felix Graf von Luckner aufgenommen. Mit dem als Frachtsegler getarnten Dreimaster »Seeadler« kaperte der Abenteurer im Ersten Weltkrieg Schiffe der Alliierten – bis zum bitteren Ende.

**D**er Mann war ein Großmaul erster Klasse, und noch Jahrzehnte nach Kriegsende fabulierte Felix Graf von Luckner von seinen verwegenen Abenteuern zur See. Lange galt er als Held, als maritimer Supermann. Ein Tauchgang vor dem Pazifikatoll Mopelia bezeugt jedoch, wie leichtsinnig der Kapitänleutnant Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. sein Handwerk betrieb.

Kaum unter Wasser, fällt einer der gewaltigen Anker der »Seeadler« ins Auge, jenes Segelschiffs, mit dem Luckner im Ersten Weltkrieg auf Kaperfahrt ging und das hier auf Grund lief. Daneben ist eine gebrochene Ankerkette zu erkennen.

»Über hundert Jahre liegen diese Artefakte schon vor Mopelia«, sagt Florian Huber,

der das Wrack der »Seeadler« vor wenigen Wochen erkundete. Sieben Tage lang verbrachte der Kieler Unterwasserarchäologe zusammen mit den Forschungstauchern Uli Kunz und Christian Howe auf dem Südseeatoll, um die Reste des Dreimasters zu dokumentieren. »Hätte Luckner besser aufgepasst«, sagt Huber, »dann wäre das Unglück gar nicht erst passiert.«

Den Experten geht es darum festzuhalten, was von einem der berühmtesten Wracks der deutschen Geschichte noch übrig ist, bevor alles verschwindet. Tag um Tag nagt die Brandung an den Resten der »Seeadler«, die auf dem flachen Korallenriff vor Mopelia liegen.

Die Havarie, vor allem aber die gut sieben Monate währende Kaperfahrt um die halbe

Welt, ist eine maritime Räuberpistole, die dem Kapitän des Großseglers Weltruhm einbrachte. Luckner, adeliger Spross mit großem Ego, war im Auftrag des deutschen Kaisers unterwegs, die »Seeadler« ein sogenannter Hilfskreuzer, der Jagd auf Handelsschiffe der Alliierten machen sollte.

Als norwegischer Holzfrachter getarnt, gelang es dem Schiff, die britische Seeblockade zu überwinden. Mit seiner 63 Mann starken Crew versenkte der Kapitän anschließend auf dem Weg in den Pazifik 14 Schiffe – und damit mehr als viele deutsche Kriegsschiffe.

Luckner führte Krieg auf ganz eigene Weise. Während die Soldaten in Europa in den Schützengräben von Verdun und Ypern verreckten, tranken der Kapitänleutnant und seine Crew erbeuteten Champagner und lauschten in luxuriösen britischen Klubsesseln den Klängen eines Bordorchesters, das sich aus den Mannschaften der versunkenen Schiffe rekrutierte. Sogar ein konfiszierter Steinway-Flügel soll auf der »Seeadler« um Kap Hoorn geschippert sein – so heiter beschrieb zumindest Luckner selbst die Kaperfahrt später.

Den gefangenen Seeleuten gegenüber will sich der Kapitän äußerst gastfreudlich geben haben, was ihm den Ruf des Gentleman-Piraten einbrachte. Nur ein angehender Funker starb bei einem der Angriffe. Einziges weiteres Opfer der Sause: Borddackel »Schnäuzchen«. Er soll einen Herzinfarkt er-



litten haben, als ihn auf einer Pazifikinsel ein Einsiedlerkrebs attackierte.

Erst das Riff von Mopelia beendete am 2. August 1917 die Kaperfahrt. »Das Schiff gehört zu den mächtigen Zeitzeugen eines der größten Konflikte des 20. Jahrhunderts«, sagt Huber. »Uns ging es darum, die Fundstelle genau zu dokumentieren, bevor die letzten Reste des Schiffs zerstört werden.«

Huber und seine Kollegen zählen zu den besten Forschungstauchern Deutschlands. Um das Wrack der »Seeadler« zu untersuchen, flogen die Deutschen über Tahiti nach Raiatea in Französisch-Polynesien. Dort bestiegen sie die 16-Meter-Jacht zweier französischer Weltenbummler. Im Gepäck: Pressluftflaschen, Flossen, Tauchermasken und einen Kompressor für Druckluft, dazu Laptops, Unterwasserkameras und Drohnen.

28 Stunden dauerte der Segeltörn nach Mopelia. Das Atoll, ein glitzern des Kleinod am Ende der Welt, gehört zu den »Inseln unter dem Winde«. Die Lagune »türkisblau, fast kitschig«, notierte Huber ins Tagebuch, ringsum Palmen auf flachen Sandbänken; nach der Ankunft »kurzes Baden mit Haik im 28 Grad warmen Wasser, dann Besuch bei Marcello und seiner Familie, den einzigen Inselbewohnern, die dort Kokosnüsse ernten.«

Die Position des Wracks ist lange bekannt, Luckner selbst hatte sie auf einer Karte festgehalten. Die Überreste der »Seeadler« liegen direkt am Zugang der Lagune zum Meer.

Am folgenden Morgen machten sich die Forscher im Dingi auf den Weg, nach 30 Minuten ankerten sie knapp außerhalb der Lagune über dem Riff. Zwischen Schildkröten und Riffhaien ließen sie sich direkt in der Brandungszone hinab ins Wasser. Der Anker der »Seeadler« war sofort zwischen den Korallen zu erkennen, bald sahen die Taucher dann auch Granathülsen und eine der beiden mächtigen Kanonen, in mehr als 100 Jahren fest mit dem Riff verbucken.

Die Fahrt der »Seeadler« gehörte zu einem der letzten, verzweifelten Versuche, den Ersten Weltkrieg doch noch für das Deutsche Reich zu entscheiden. Nach Ausbruch am 28. Juli 1914 hatte die deutsche Generalität tatsächlich erwartet, dass der Krieg bis zum Jahresende zu gewinnen sein müsste. Doch es kam bekanntlich anders: An Land begann ein zäher, grausamer Stellungskampf. Zur See standen sich mit der deutschen Hochseeflotte und der britischen »Grand Fleet« zwei hochgerüstete Feinde gegenüber.



Archiv / picture alliance

## Luckner war der Baron Münchhausen unter den Seeleuten.«

**Florian Huber,  
Unterwasserarchäologe**

»Vor dem Ausbruch des Krieges hatten sich Großbritannien und Deutschland ein erbittertes Wettrüsten geliefert«, so Stephan Huck, Leiter des Deutschen Marinemuseums in Wilhelmshaven. Die Großmächte ließen monströse »Dreadnought«-Großkampfschiffe (wortwörtlich: Fürchtenichts) für bis zu 1000 Mann Besatzung bauen. Zum Einsatz seien die Schiffe allerdings zunächst nicht gekommen. Zu riskant erschien beiden Kriegsparteien die direkte Konfrontation.

Stattdessen riegelten die Briten ab 1914 die Nordsee ab. Die Seeblockade hatte Erfolg. Deutschland wurde weitgehend von der Versorgung mit Lebensmitteln, Baumwolle und anderen Rohstoffen abgeschnitten. Die Krise gipfelte in der Hungersnot des »Steckrübenwinters« von 1916/17. Schon zuvor wuchs der Druck auf das Deutsche Reich allerdings so stark, dass die deutsche Marineführung doch noch versuchte, die britische Seeblockade zu durchbrechen.

Vom 31. Mai auf den 1. Juni 1916 trafen westlich des dänischen Festlandes die beiden Hochseeflotten aufeinander. Etwa 250 Schiffe, bemannet mit rund 95 000 Soldaten, waren an der Skagerrak-Schlacht beteiligt, die als größte konventionelle Seeschlacht der Weltgeschichte gilt. Jedes zehnte Schiff wurde versenkt, mindestens 8500 Soldaten verloren ihr Leben, darunter auch der deutsche Marinemaler Gorch Fock. »Am Ende lagen die britischen Verluste deutlich über den deutschen«, sagt Huck, »als strategischer Erfolg für den Kaiser konnte die Schlacht dennoch nicht gewertet werden.«

Denn das Hauptziel, die Seeblockade der Briten zu brechen, war nicht erreicht. »Damit begann eine neue, kritische Phase des Krieges«, sagt der Historiker. Kleine Kreuzer sowie Hilfskreuzer wurden ausgesandt; gewöhnliche, aber bewaffnete Schiffe, die durch die Blockade geschleust werden sollten, um anschließend so viele alliierte Handelsschiffe wie möglich aufzubringen und zu versenken.

»Mit den gekaperten Gütern sollte auch die eigene Versorgung verbessert werden«, sagt Huck. Vor allem aber habe man den Gegner provozieren wollen, Jagd auf die Hilfskreuzer zu machen und so seine Kräfte zu zerstreuen.

Der Vorschlag, ein Segelschiff zu bewaffnen, erschien da nur folgerichtig. Es hatte bessere Chancen, die Seeblockade zu durchbrechen. Wer würde schon einen alten Windjammer verdächtigen? Zudem konnte ein Segelschiff monatelang auf hoher See bleiben, ohne anlegen und auftanken zu müssen.

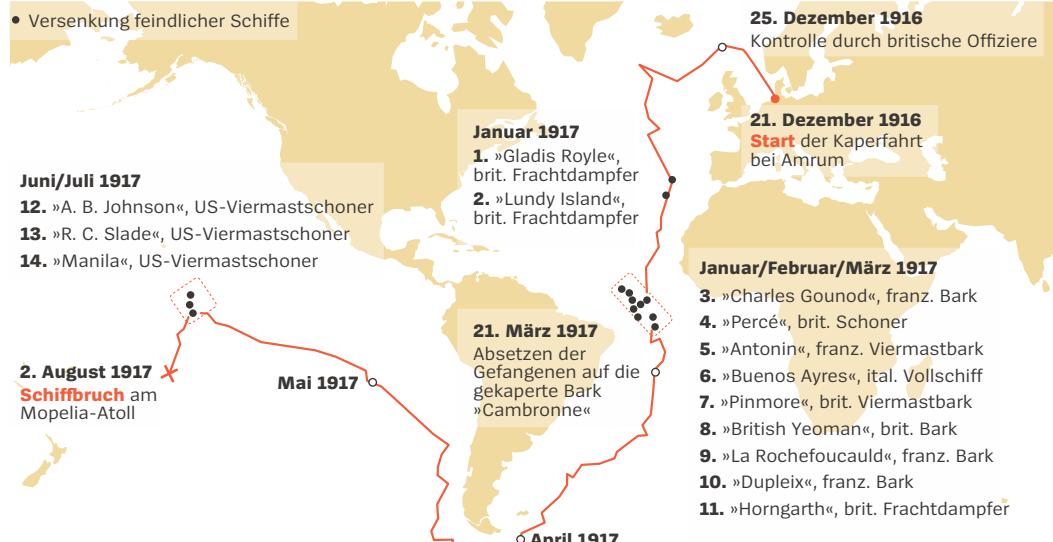
Genau mit diesem Kalkül machte sich die S.M.S. »Seeadler« am 21. Dezember 1916 bei der Nordseeinsel Amrum seeklar, an Bord eine Ladung dutzend Kiefernholz. Luckner hatte das Schiff in »Hero« umbenannt, den alten Heimathafen in den Schiffspapieren »mit Tintentot« getilgt und das norwegische »Arendal« eingetragen, wie im Kriegstagebuch festgehalten.

Die Kanonen an Deck waren durch Verschläge getarnt, die aussahen wie Schweineställe.

Die List gelang. Am ersten Weihnachtsfeiertag traf die »Seeadler« zwischen den Färöern und Island auf

## Feindfahrt unter Segeln

Ungefährte Route des deutschen Hilfskreuzers S.M.S. »Seeadler« 1916/17



\* Schwungrad des Hilfsmotors.



WZ Bilddienst / picture alliance

**Hilfskreuzer »Seeadler«:** »Hätte Luckner besser aufgepasst, wäre das Unglück nicht passiert«

ein Blockadeschiff der Engländer. Zwei britische Offiziere kamen an Bord, schöpften jedoch keinen Verdacht, zumal ein Teil der Besatzung Norwegisch sprach. Die Briten ließen die Deutschen ziehen, nicht ohne frohe Weihnachten zu wünschen. Das Verhalten der eigenen Crew sei ein »hervorragend kaltblütiges« gewesen, notierte Luckner.

Damit war der Weg frei für die »Seeadler«. Mit Chuzpe und Fortüne ging das Schiff fortan auf Kaperfahrt. Der Törn dürfe keinesfalls mit Piraterie verwechselt werden, urteilt der Historiker Huck. Tatsächlich stand Luckner in der Tradition berühmter staatlich lizenzierte Seeräuber wie dem Weltumsegler Francis Drake.

Auch noch im Zweiten Weltkrieg galt es als völkerrechtlich legitim, feindliche Handelsschiffe aufzubringen und die Ladung zu beschlagnahmen, solange strikte Regeln befolgt wurden.

Die Strategie war immer ähnlich. »Durch Flaggensignal und Schuss vor den Bug Befehl zum sofortigen Stoppen erteilt«, heißt es beispielsweise am 11. März 1917 im Kriegstagebuch der »Seeadler«, nachdem ein britischer Dampfer namens »Horngarth« gesichtet worden war. Der Fluchtversuch des Schiffes wurde durch Geschützfeuer vereitelt. Die »Horngarth« hisste »eine weiße Flagge«, dann wurde das Schiff »für aufgebracht erklärt und die Mannschaft mit ihren Privateffekten auf S. M. S. ›Seeadler‹ eingeschifft«. Vier Sprengpatronen schickten den englischen Maistransporter gen Atlantikgrund.

Oder die »Cambronne«, von Chile kommandiert mit 2900 Tonnen Salpeter auf dem Weg nach Brest: Nach dem Aufbringen entschloss sich Luckner, das französische Segelschiff als Transporter für 203 Seeleute zu nutzen, die sich bereits als Gefangene auf der »Seeadler« befanden. Das Kommando übertrug er dem ältesten Kapitän der Gefangenen. »Er verpflichtete sich an Eides statt, das Schiff nach Rio de Janeiro zu überführen«, notierte Luckner.

So navigierte sich der Deutsche um die halbe Welt, bis die »Seeadler« nach rund 18 000 Seemeilen am 31. Juli 1917 Mopelia erreichte, wo sie kurz darauf auf das Riff lief. Am 23. August stach Luckner, so beschrieb er es später selbst, mit einem kleinen Beiboot in See, erreichte nach 22 Tagen und 2300 Seemeilen die Fidschi-Inseln, wurde dort gefangen genommen und nach Kriegsende zurück nach Deutschland entlassen. Der Rest der Crew und die Gefangenen bauten sich ein Zeltlager auf dem Atoll, konnten sich jedoch nach einigen Wochen ebenfalls retten und kehrten schließlich zurück in die Heimat.

Der Kieler Unterwasserarchäologe Huber will die Geschichte der »Seeadler« nun wissenschaftlich aufarbeiten. Noch gibt es viel Seemannsgarn zu entwirren. »Luckner war der Baron Münchhausen unter den Seeleuten«, sagt Huber. Der Graf, so viel ist heute sicher, war ein umstrittener Meister der Manipulation.

Die einen verklären ihn zum Kriegshelden – Bundespräsident Theodor Heuss verlieh ihm 1953 das Große Bundesverdienstkreuz. So soll Luckner im April 1945 mit einem forschen Besuch bei einem US-General seine Heimatstadt Halle an der Saale vor der Bombardierung bewahrt haben.

Andere halten ihn für einen Diener der Nazis, weil er in den 1930er-Jahren auf Propagandaseefahrt um die Welt ging.

## »Schiff schwante um 9 Uhr 25 nach Land zu. Die Maschine wurde klar befohlen. Inzwischen hatte das Schiff auf Korallen gestoßen.«

Eintrag in Kriegstagebuch der »Seeadler« 1917

Und es liegen noch schlimmere Anschuldigungen vor. 1939 musste sich Luckner vor einem »Sonderehrengericht« wegen »Blutschande« rechtfertigen. Der Vorwurf: Er habe im Berliner Hotel Excelsior seine erwachsene Tochter sexuell bedrängt. Zudem habe er das achtjährige Kind seines Anwalts zweimal missbraucht. Angeblich gab Luckner die Taten zu, so der Abschlussbericht des NS-Sonderehrengerichts.

Hat Luckner zudem die Geschichte der »Seeadler« verklärt? Nach seiner glücklichen Rückkehr schlachtete der Graf seine Abenteuer aus und verfasste zusammen mit einigen Weggefährten das Buch »Seeteufel«, ein Bestseller, der ihn weltberühmt machte.

Die Funde aus der Südsee sollen nun dabei helfen, den Wahrheitsgehalt der Freibeuter-Saga zu überprüfen. Und für Florian Huber ist die »Seeadler« noch mehr. Zusammen mit rund 30 anderen deutschen Wracks aus der Zeit zwischen 1860 und 1917 im Indischen Ozean, im Pazifik und im Südatlantik hält er die Überreste des Dreimastschoners für »wichtige Artefakte des deutschen Kolonialismus und Imperialismus«.

Die kolonialen Interessen des Kaiserreichs seien nur mit einer schlagkräftigen Flotte durchsetzbar gewesen, sagt der Forscher. Deutsche Wracks beispielsweise vor den Falklandinseln, vor Samoa, vor den Küsten Chinas und Guams zeugten als bedeutende Überreste von dieser »äußerst kontroversen und noch unzureichend aufgearbeiteten« Epoche.

Weitere Expeditionen der Kieler Forscher sind also zu erwarten. Vom Mopelia-Atoll in der Südsee bringt das Tauchteam eine genaue Karte des »Seeadler«-Wracks und Beschreibungen von 29 Fundstücken mit, unter ihnen ein Teil des Stahlrumpfs, der sich im tieferen Lagunenzugang fand, sowie Schwungrad, Zylinder, Welle und Pleuel des massiven Hilfsmotors.

Genau dieser Schiffsmotor spielte auch beim Untergang des Schiffs eine entscheidende Rolle. Bis zu seinem Tod im April 1966 behauptete Luckner, ein gewaltiger Tsunami habe die »Seeadler« auf das Riff von Mopelia geworfen.

Doch es war alles viel ehrenrühriger. »Die Seeadler war einfach schlecht verankert«, sagt Huber. Der Kapitän und seine Crew hätten das Schiff nicht ordentlich abgesichert und seien trotzdem an Land gegangen. Nur wenige Wachen blieben an Bord.

»Schiff schwante um 9 Uhr 25 nach Land zu«, heißt es im Kriegstagebucheintrag zum Unglückstag. »Die Maschine wurde sofort klar befohlen, konnte indes erst nach vier Minuten anspringen.« Zu spät. »Inzwischen hatte das Schiff auf Korallen gestoßen. Der Heckanker ging durch und das Ausbringen eines zweiten erforderte zu viel Zeit.«

Eine Bö »NW in Stärke 3/4« reichte schließlich aus, um den Dreimaster auf das Riff zu treiben. Um drei Uhr nachmittags war das Schicksal der »Seeadler« besiegelt.

Philip Bethge

# Impfstoff für Arme

**CORONA** Billig, wirksam, leicht herzustellen: Texanische Forscher haben eine Vakzine für die Dritte Welt entwickelt. In Indien ist bereits die Massenproduktion angelaufen.

Peter Hotez zählt zu den sehr wenigen Menschen, die bestens vorbereitet waren auf Corona. Als das Virus die Welt erstmühte, hatte der Biologe und Mediziner vom renommierten Baylor College of Medicine in Houston, Texas, schon einen halbfertigen Impfstoff parat.

Vor rund zehn Jahren hatte er, zusammen mit der Mikrobiologin Maria Elena Bottazzi, die Vakzine gegen das erste Sars-Virus, einen engen Verwandten des jetzigen Peingers, probeweise hergestellt. Am Menschen testen konnte er seinen Prototyp damals nicht, Sars war schon lange wieder verschwunden. Doch Hotez ahnte, dass er in seinem Leben noch weiteren Coronaviren begegnen würde.

Und so kam es. Die beiden Wissenschaftler haben ihren Impfstoff inzwischen mit einem kleinen Team an Sars-CoV-2 angepasst – und damit hoffen sie, die Impfstoffknappheit vor allem in den armen Ländern massiv lindern zu können: Die Vakzine aus Texas ist nach bisherigem Wissenstand wirksam und, anders als mRNA-Impfstoffe, auch in weniger entwickelten Staaten in großen Mengen leicht herstellbar.

Das Impfmittel erfordert nicht viel Aufwand bei Transport, Kühlung und Lagerung. Billig und sicher ist es obendrein, denn es basiert auf einer seit Jahrzehnten etablierten Technologie. Und außerdem verzichten Hotez und seine Mitstreiterin auf jedwede Patentansprüche. »Das machen wir ganz bewusst so«, erzählt Hotez, 63, der sich vorgenommen hat, »die weltweite Gesundheit zu entkolonialisieren«.

Ein erster Produzent ist bereits am Start. Der indische Pharmahersteller BioE aus Hyderabad, ein Spezialist für die Massenfertigung kostengünstiger Vakzinen für arme Länder, hat nach der Hotez-Bottazzi-Rezeptur schon 150 Millionen Dosen hergestellt. Von Februar an sollen Monat für Monat mehr als 100 Millionen weitere folgen; den Kredit für die Ausweitung der Produktion steuerte die staatliche Entwicklungsbank der USA bei.

Ende Dezember erteilte Indien eine Notzulassung für das Impfmittel, das BioE künftig eigenverantwortlich unter dem Handelsnamen Corbevax verkaufen will, der Preis pro Doppeldosis: voraussichtlich weniger als 500 Rupien, was kaum sechs Euro entspricht. Die Weltgesundheitsorganisation WHO begrüßt die Existenz einer Open-Source-Vakzine, eine Sprecherin allerdings sagt, dass die WHO noch zu wenig über das Mittel wisse, um es auf der Liste der akzeptierten Notfallvakzinen zu führen. Zehn Impfstoffe haben diesen Status bisher.

Für Hotez und Bottazzi ist dies nur der Beginn. Sie haben ihre Technologie schon kostenlos an Pharmafirmen in Bangladesch, Indonesien und Botswana übertragen, die ihrerseits bald in die Produktion einsteigen dürfen. Weitere Länder werden vermutlich folgen. Wenn alles gut geht, könnte die jährliche Gesamtauflage der Texas-Vakzine in die Milliarden gehen.

Der neue Impfstoff ist eine Abwandlung eines seit den Achtzigerjahren bekannten Totimpfstoffs gegen Hepatitis B. Dieser enthält ein Protein von der Oberfläche des Coronavirus, das von gentechnisch veränderten Hefezellen in großen Stahltanks produziert wird.

Hotez und Bottazzi haben »in einem unkomplizierten Prozess« die Hefe genetisch so angepasst, dass sie einen Teil des Spike-Proteins von Sars-CoV-2 herstellt, welcher dann gereinigt und aufbereitet wird. Ein mit diesem Präparat geimpfter Mensch wird also nicht dem ganzen Coronavirus ausgesetzt, sondern nur einem Stück des Oberflächeneiweißes, mit dem das Virus sich Zugang zu den Zellen verschafft. Die Proteinspritze soll die Immunabwehr auf Touren bringen und die Produktion von Antikörpern gegen den Erreger anregen.

Der erfahrene Impfstoffentwickler Hotez ist von der Wirksamkeit seiner Vakzine überzeugt. Immerhin hat BioE gerade zwei Phase-

3-Studien abgeschlossen, an denen insgesamt rund 3000 Menschen teilgenommen haben. Nach internationalen Standards sind das indes noch zu wenige Probanden.

Auch hat BioE seine Studien bisher noch nicht veröffentlicht. Bislang ist über die Wirksamkeit von Corbevax daher nur das wenige bekannt, was die Firma in ihren Pressemitteilungen behauptet. Diesem Anschein nach ist die Vakzine aber nicht schlecht: Corbevax, so BioE, sorge für eine bessere Immunantwort als die in Oxford entwickelte Vakzine von AstraZeneca bei noch selteneren Nebenwirkungen. Der Infektionsschutz gegen die Delta-Variante liege bei über 80 Prozent. Sechs Monate nach der zweiten Impfung habe der Impfschutz weniger als ein Drittel eingebüßt. Was der Impfstoff angesichts von Omikron ausrichten kann, ist allerdings bislang unbekannt.

Die texanischen Impfstoff-Philanthropen haben für die Entwicklung ihrer Vakzine rund sieben Millionen Dollar aufgewendet, die ihnen hauptsächlich als Spenden zugeflossen waren, unter anderem von einem Wodkahersteller. Staatliche Hilfen gab es kaum für sie – was Hotez wütend macht: »Wir wurden ignoriert«, sagt er. Alles Geld sei an die High-tech-Labore der Großkonzerne gegangen, die raffinierte Impfmittel für die reiche Welt entwickelten und sich wenig um das Wohl und Wehe der restlichen Bewohner des Planeten gekümmert hätten.

»Wenn wir auch nur einen Bruchteil der Unterstützung gehabt hätten, wie sie Moderna oder Pfizer bekommen haben«, so zürnt der Mediziner, »dann hätten wir die Welt vielleicht schon durchgeimpft.« Eine weitreichende Immunität auch in den armen Ländern hätte der Entstehung neuer Mutanten entgegengewirkt – »und dann hätten wir von Omikron nie gehört«. Hotez appelliert an die G-7-Staaten, diesen Fehler nicht zu wiederholen.

Marco Evers



Baylor College of Medicine



Enno Kaufhold

Gerhardstraße in Hamburg 1977

## Exzess und Tristesse

**ZEITGESCHICHTE** Ein Bildband von Enno Kaufhold zeigt das St. Pauli der Siebziger- und Achtzigerjahre.

**S**ollte irgendwann das Wörterbuch der alten Bundesrepublik erstellt werden, darf der »zweite Bildungsweg« nicht fehlen. Der Inbegriff des sozialdemokratischen Traums vom Aufstieg, der das Land geprägt und verändert hat: raus aus den Fabriken, rein in die Studierstuben. Auch der junge Maschinenschlosser Enno Kaufhold, Jahrgang 1944, machte sich auf diesen Weg. Er holte das Abitur nach, schrieb sich in Kunstgeschichte und Soziologie ein, arbeitete an seiner Promotion über Fotografie – und landete schließlich an einem Ort, der denkbar weit weg gewesen sein dürfte von dem, was die Gesellschaftsreformer der Nachkriegszeit im Sinn hatten, auf St. Pauli.

Mit verdeckter Kamera streifte Kaufhold zehn Jahre lang über den Kiez. Er fotografierte Obdachlose am Millerntor, Säuferinnen im Elbschlosskeller am Hamburger Berg, Prostituierte auf dem Straßenstrich beim Fischmarkt oder am Hans-Albers-Platz. Und, wie könnte es anders sein, deren Kunden, mal im virilen Überschwang der Jugend, mal in geradezu klischehafter Tar-

nung mit Hut und hochgeschlagenem Kragen. Heute lebt Kaufhold in Berlin.

Die Bilder, die er damals auf dem Kiez aufgenommen hatte, blieben über Jahrzehnte unveröffentlicht, aus rechtlichen Gründen. Nun erst hat er einen Bildband daraus gemacht: »St. Pauli. Fotografien 1975–1985« (Junius). Kaufholds Schwarz-Weiß-Bilder sind beeinflusst von der dokumentarischen sozialkritischen Fotografie dieser Jahre. Sie zeigen eine Welt, in der das leichte Leben schwere Folgen zeitigt, in der Sex harte Arbeit ist und die Geschlechter vor allem eines verbindet: Alkohol. Erst kommt der Exzess, dann die Tristesse. Und der Stadtteil, der weltberühmt ist als Amüsiermeile, sieht auf einigen Fotos fast wie ein Elendsviertel aus. Der Kiez war schließlich noch nicht cool, als Kaufhold hier unterwegs war. Seitdem ist St. Pauli oft verklärt worden, auch seine Abgründe wurden überhöht, und so mancher Absturz wirkt im Nachhinein malerischer, als er tatsächlich war. Doch wer genau hinschaut, dem könnte heute noch der Kopf brummen. Auch ein Beitrag zur Geschichte der alten Bundesrepublik. SHA

## Flucht ins Netz

**BELLETRISTIK** Zwei Monitore leuchten vor Fannis Augen. Ekstatisch beobachtet sie einen Einbruch und fiebert mit dem maskierten Täter mit. Auf einem anderen Bildschirm schaut sie einer Familie beim Abendessen zu. Es ist die Sucht nach Grenzüberschreitung, der Philipp Winkler in seinem Roman »Creep« nachgeht. Ihr stellt er den tief verwurzelten Wunsch nach Kontrolle in einer hypermodernen Welt gegenüber – und entlarvt ihn als illusorisch.

Ähnlich wie in seinem Debüt »Hool« sind seine Figuren wütend und fühlen sich ausgesetzt. »Creep« hat zwei Protagonisten, die sich im Laufe der Geschichte nie begegnen, aber viel im Darknet unterwegs sind: die Deutsche Fanni und den Japaner Junya. Beide fremdeln mit der Realität und suchen Erlösung im Internet. Als Mitarbeiterin einer Sicherheitsfirma wertet Fanni Tag für Tag intimes Videomaterial von Kundinnen und Kunden aus und entwickelt für eine bestimmte Familie eine Obsession. In Japan hegt Junya derweil Rachegefühle: Rückblicke in seine Schulzeit offenbaren alte Schmerzen, die er durch physische Gewalt zu lindern hofft. »Sie nannte mich einen herausstehenden Nagel, und dass man mich einschlagen müsse, damit ich passe«, erinnert sich Junya an die Worte seiner Mutter.

Obwohl man ohne Affinität zu Computertechnik oder IT-Jargon beim Lesen bisweilen über sprachliche Hindernisse stolpert, entwickelt das Buch eine Sogwirkung. Die perfiden Stalkingszenen sind zuweilen fast unerträglich – Winkler schildert das verzweifelte Leben

seiner Protagonisten aber so eindringlich, dass man sich ihnen gern aussetzt. STG

Philipp Winkler:  
»Creep«. Aufbau; 342 Seiten; 22 Euro.



## Schmerhaft gedehnte Zeit

**AUSSTELLUNGEN** »Das ist wie eine Zeitkapsel«, sagt der Künstler Bogomir Ecker lachend und deutet auf eine große Gefriertruhe. In ihr befinden sich Gegenstände, die eigentlich nicht eingefroren gehören, etwa ein Stuhl, eine Fernbedienung oder ein Mikrofon. Auf seltsame Weise scheinen sie dem Wandel der Zeiten entzogen zu sein. Gemeinsam mit Brigitte Kölle kuratiert Ecker in der Hamburger Kunsthalle die Ausstellung »Futura«, die sich bis zum 10. April mit der Frage beschäftigt, was Zeit eigentlich ist – und wie sie sich darstellen lässt. Die Schau, die Werke von 30 Künstlerinnen und Künstlern versammelt, nutzt unterschiedliche Ausdrucksformen, von der Soundmontage bis zum Ausdruckstanz. Eine Bilderreihe veranschaulicht die Zeitlichkeit der menschlichen Existenz, mit jedem Foto altert ein Mann um mehrere Jahre. Auf einer Kino-

leinwand schmilzt ein Eisblock, eine weitere Fotoreihe zeigt gigantische Gletscher – alles erinnert an die Vergänglichkeit von Eis. Immer wieder geht es um die Veränderungen, die sich mit der Zeit ereignen, aber unter Umständen kaum wahrzunehmen sind. »Der Prozesscharakter ist wichtig«, betont Künstler Ecker und meint damit auch das Herzstück der Ausstellung: seine Tropfsteinmaschine. Mit jedem fallenden Tropfen bildet sie langsam Stalagmiten und Stalaktiten, nach 500 Jahren sollen sie um fünf Zentimeter gewachsen sein. »Kunst und Natur gehen hier ineinander über«, sagt Kölle über das Konzept der Ausstellung. Wer sie besucht, wird von einem leisen Hintergrundsound begleitet, einem pfeifenden Orgelton, der aus einer Kirche per Livestream in die Kunsthalle übertragen wird. Das ist nicht gerade angenehm, aber gerade darin besteht für Ecker der Sinn: »Wenn man die Zeit so dehnt, muss es ein bisschen wehtun.« STG



Blanchett, Cooper in »Nightmare Alley«

## Tödlicher Jahrmarkt

**KINO** In den Thrillern des Film noir geht es nicht selten um Männer mit krimineller Energie, die sich für besonders schlau halten und auf Frauen treffen, denen sie nicht gewachsen sind. Stanton Carlisle (Bradley Cooper), der in den Vierzigerjahren durchs ländliche Amerika irrt, ist so ein Kerl. Er sieht gut aus und ist sich seiner Verführungs-kunst ein bisschen zu sicher. Er heuert bei einer Kirmes an und lernt schnell, wie man dem Publikum mit allerlei Tricks das Geld aus der Tasche zieht. In seinem neuen Film »Nightmare Alley« (Start: 20. Januar) folgt der mexikanische Regisseur Guillermo del Toro, der vor vier Jahren für sein großartiges Horrormärchen »Shape of Water – Das Flüstern des Wassers« gleich mit mehreren Oscars ausgezeichnet wurde, seiner männ-

lichen Hauptfigur zunächst auf dem Weg nach oben.

In prachtvollen Bildern feiert del Toro den Jahrmarkt als eine elementare Form der Unterhaltung und einen direkten Verwandten des Kinos. Zugleich scheint der Film in einer endlosen Nacht zu spielen, die Sonne macht sich rar. Dafür tritt mit einem Mal die mondäne Blondine Lilith (Cate Blanchett) ins spärliche Licht und überstrahlt alles. Es ist ein Vergnügen zu beobachten, wie sie den Helden umgarnt und blendet, wie sich die Machtverhältnisse umkehren und immer unklarer wird, wer wen auf welche Weise betrügt. Obwohl der Film deutlich zu lang geraten ist und ein paar Haken schlägt, die man als halbwegs wacher Zuschauer kommen sieht, macht diese Hommage an das Hollywood-kino der goldenen Ära über weite Strecken Spaß. LOB

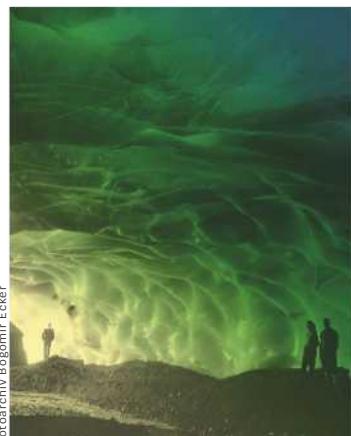
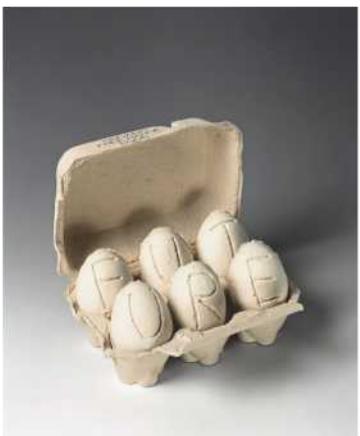


Foto einer Eishöhle, 1963, Sarah-Lucas-Exponat »Future«, 1996



Sarah Lucas / Contemporary Fine Arts Berlin / Foto: J. Littkemann

## Liebe zum Drama

**POP** Die Kunst der Coverversion kennt zwei Wege. Man kann einen Song nehmen und neu interpretieren. Das ist der ausgetretene Pfad, den viele Künstlerinnen und Künstler gehen. Meist sind es bekannte Songs, die auf diese Weise bearbeitet werden, die neuen Versionen reihen sich dann neben den alten ein. Oder man geht so vor wie die amerikanische Sängerin Chan Marshall, 49, alias Cat Power. Sie verwandelt Songs, die sie liebt, in ihre eigenen. »Covers« heißt

ihr neues Album, es ist schon ihre dritte Platte mit Coverversionen, zwölf Lieder, eher unbekanntere Stücke von bekannten Songwritern wie Bob Seger, Iggy Pop, Nick Cave oder Lana Del Rey.

Eines der wenigen bekannten Lieder ist gleich am Anfang von »Covers« ihre Version von Frank Oceans »Bad Religion«. Das Original ist einer der großen Coming-out-Songs der Popgeschichte. Er überblendet das Gefühl, nicht zurückgeliebt zu werden, mit dem Gefühl, von den großen Religionen wegen Homosexualität verdammt zu



Cat Power

werden. Cat Power macht daraus ein Lied über universelle Verzweiflung – und darüber, aus dem Glauben doch eben keinen Ausweg zu finden, auch wenn er »bad« ist. »Covers« funktioniert wie eine Reise durch die Popgeschichte, jedes Jahrzehnt seit den Vierzigern kommt vor, ebenso alle möglichen Stile: Jazz, Rock, Pop, R&B. So vielfältig das alles ist, Cat Power gibt den Songs einen Soul-Folk-Sound, und mit ihrer Liebe zum Drama macht die Sängerin aus ihnen ein Mixtape der großen Gefühle. RAP

# Voll krass Zeichen

**ESOTERIK** Von der Schmuddelecke auf die Smartphones: Bei jungen Frauen booms die Astrologie. Influencerinnen und Literatinnen posten Horoskope und schauen in die Sterne. Warum?

**K**ein Wunder, dass ich mich melde, sagt er. Meine Venus und mein Berufspunkt stünden im Sternzeichen Fische. Und die seien transzendent orientiert, also spirituell, immer auch mit dem Jenseits verbunden. Klar also, dass ausgerechnet ich eine astrologische Beratung für eine Recherche bei ihm anfragte. Clemens Ludwig sitzt in seinem senfgelben Pullover vor einer bunt bestückten Bücherwand und schaut ernst.

Der Astrologe ist seit Neuestem wieder besonders gefragt. Forderten früher meistens Frauen über 50 ein persönliches Horoskop bei ihm an, sind es nun zunehmend Menschen unter 30, die Fragen ans Universum stellen. Das geht nicht bloß Ludwig so. Astrologie und esoterische Verfahren sind populär wie lange nicht, vor allem bei Millennials und den noch Jüngeren aus der Generation Z. Wer Sinn sucht oder Antworten darauf, was das Leben bringt, findet die heute offenbar nicht allein in der Wissenschaft oder in der Religion, sondern auch in der Astrologie.

Verlage veröffentlichen deshalb Sonderausgaben von Astrologiemagazinen; die »Vogue« bringt eine Modellinie voller Sternzeichendrucke auf den Markt; Horoskop-Apps wie Co-Star boomen. Auch die Warentische in Buchhandelsketten spiegeln die Rückkehr der Irrationalität. Auf Nachfrage erklärt Thalia, größtes Buchhandelsunternehmen in Europa, dass es deutliche Zuwächse in diesem Bereich verzeichnet habe – vor allem während des Lockdowns.

Irgendetwas hat sich also grundsätzlich verändert. Galt es lange Zeit als verpönt und tantenhaft, sich für die Sterne zu interessieren, ist es plötzlich cool – vor allem in den sozialen Medien. Auf Instagram werden zahlreiche Horoskope gepostet, häufig von jungen, gebildeten Frauen. Frauen, die wissen müssten, dass es keine wissenschaftliche Evidenz für den Wahrheitsgehalt von Horoskopen gibt.

Dennoch teilen Literatinnen, Podcasterinnen, Unternehmerinnen, was die Sterne für sie vorgesehen haben. Manchmal mit einem Augenzwinkern, meistens ziemlich ernst, häufig auf Englisch. Sogar Rapperinnen wie Badmómzjay, hart auf der Bühne, hart in ihren Texten, werden weich, wenn sie auf ihr Sternbild schauen: Die Sängerin aus Brandenburg an der Havel erzählte in einem populär gewordenen Interview, dass sie ein »triple air sign« sei, also ihr Sonnenzeichen, Mond-

zeichen und Aszendent in drei Luftzeichen stünden. »Und das ist voll krass.« Was ist mit uns los?

Für das Comeback der Irrationalität muss es Gründe geben. Einer liegt auf der Hand, er ist allerdings weniger spirituell als materiell: Die Gesamtsituation ist mal wieder unsicher. Die Miete frisst das Gehalt und eine Coronavariante nach der anderen die Hoffnung auf das Ende der Pandemie. Viele leiden unter einem hohen Stresslevel und genereller Unzufriedenheit. Da wächst die Sehnsucht nach ein bisschen Orientierung, nach ein bisschen Eskapismus und spiritueller Träumerei, nach Lebenshilfe light. Kein schlechter Nährboden für Astrologie.

Immer wieder lässt sich ihre Konjunktur am Glücks- und Wohlstandspegel der Nation festmachen. Schon in den 1920er-Jahren erlebte sie eine Renaissance. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs kollabierte nicht nur traditionelle Weltbilder, sondern auch staatliche, wirtschaftliche und religiöse Vorstellungswelten. Diese Leerstellen wurden mit Esoterik gefüllt. Auch in den Achtzigern, als der Kalte Krieg heiß zu werden drohte, Menschen auf den Straßen gegen die atomare Aufrüstung demonstrierten, waren spirituelle Weltflucht- und Sinnangebote gefragt. Die Popularität von Esoterik kommt in Wellen.

»Wir sind in einer heftigen Zeit«, sagt Paulina Rojinski auf Instagram und schaut mit großen grünen Augen in die Kamera. Und die werde noch anhalten. »Weil wir immer noch in diesem Saturn-Quadrat-Uranus sind.« Es sei, erzählt die Moderatorin und selbst berufene Sternendeuterin feierlich weiter, eine transformierende Energie zu spüren. Sie lässt ihre mit vielen goldenen Ringen besetzten Finger durch die Luft schweben.

Wenn Rojinski, die früher neben Joko und Klaas moderierte und in Komödien von Simon Verhoeven spielt, ins Firmament guckt und damit auch ein bisschen in die Zukunft, schauen ihr mehrere Zehntausend Menschen zu. Sie versehen ihre Videos mit Herzen und Kussmund. »Es passt mal wieder genau. Und

weil du es aussprichst, wird es leichter«, schreibt eine Nutzerin unter Rojinskis Video.

Wer auf Instagram nach seinen Sternen sucht, landet bei ihr oder vielen anderen »Sinnfluencerinnen« wie Julia Topaz, Chani Nicholas oder Lori Haberkorn. Ihnen ist es nicht nur gelungen, Astrologie von der New-Age-Haftigkeit zu befreien, sie haben auch ein lukratives Geschäft aus der astralen Sinnsuche gemacht. Für Seminare und Horoskopanalysen werden schnell Hunderte Euro verlangt. Podcasts, Apps, Bücher, Mode ergänzen das Repertoire.

»Verbinde deine starke Intuition vor allem zwischen März und Juli mit einer Extrapolation Disziplin.«

»Der Jahresvibe des Optimismus und der Erweiterung steht vollkommen in deiner Energie, und nutzt du ihn smart, so rast du 2022 an allen anderen schnurstracks vorbei.«

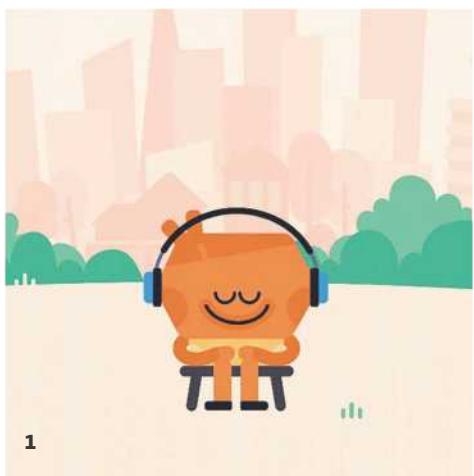
»2022 braucht dich in deiner wahren Essenz, denn dieses Jahr gilt als große Vorbereitung für deinen Karrieredurchbruch.«

Geht es nach Lori Haberkorn, einer selbstsicher dreinblickenden Sternendeuterin mit blonder Wallemähne, haben Löwen, Krebs und Schützen in diesem Jahr viel vor. Sie müssen sich bloß anstrengen. Ein bisschen schneller, etwas konzentrierter oder einfach mehr bei sich. Denn, so Chani Nicholas: »There is no competition. There's only allowing yourself to bring more of you into all you do« – es gibt keinen Wettbewerb, sondern nur die Erlaubnis, mehr von dir in die Dinge zu geben, die du tust.

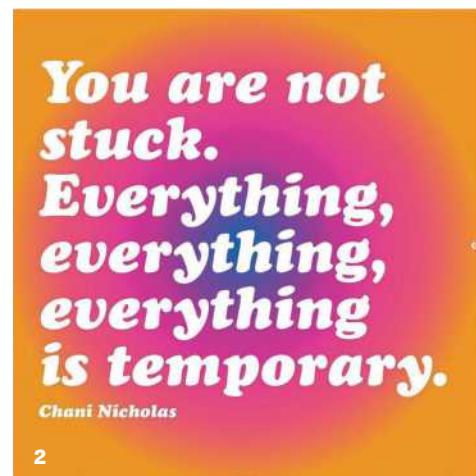
Haberkorn und ihre Kolleginnen lassen ihre Voraussagen clever zwischen Selbstverwirklichung und Selbstakzeptanz, Feminismus und neoliberaler Selbstoptimierungslust mäandern. Ihre Astrologie verurteilt nie, sie bestätigt bloß, was längst da ist, und sie appelliert an das Echte, Wahre, »die Essenz«. Bloß worin die genau besteht, müssen Followerinnen selbst herausfinden. Plakativ mit Psychosprech aufgeladen, optisch eingängig aufbereitet, mit Duftkerzen arrangiert oder zu ulkigen Memes verwurstet – sie haben die Astrologie von der Schmuddelseite der Tageszeitung auf die Smartphones katapultiert.

»Die Astrologie setzt Rahmen und Grenzen in einer relativ grenzenlosen Welt«, sagt Mirna Funk. Die Schriftstellerin und Publizistin sitzt, die langen, schwarzen Haare fließen über ihre Schultern, in einem Berliner Restaurant. Sie schreibt unerschrockene

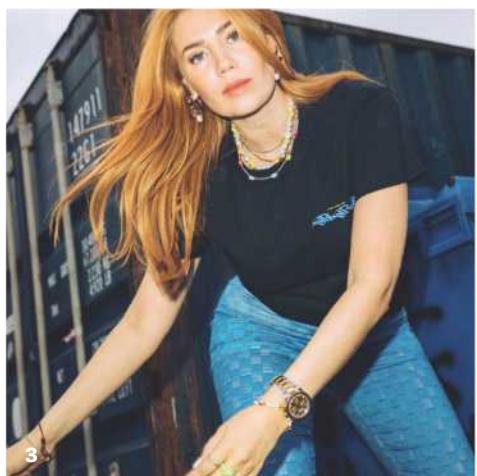
## Zwischen Sex-kolumnen, Essays und Sternendeutung



1



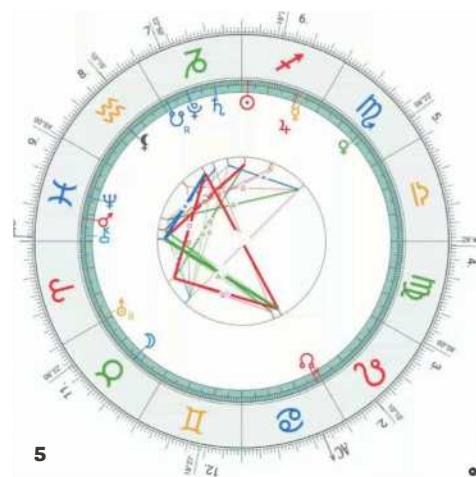
2



Chani Nicholas / Instagram



4



5



Felix Krüger / astrolinski.com

Lori Haberkorn



7



Stephie Braun / astrolinski.com



Co-Star Astrology / Instagram

Sexkolumnen, Essays und Romane, studiert Philosophie, sammelt Kunst. Und beschäftigt sich leidenschaftlich mit Astrologie. Was sich wie ein Gegensatz anhört, zeigt, wie weit es die Sterndeutung gebracht hat. Raus aus der Eso-Ecke, rein nach Berlin-Mitte.

Für Funk ist die Astrologie Psychologie, Kommunikationsratgeber und Selbstverortung in einem. Ihr Wochenhoroskop liest sie nicht, zieht allerdings anhand von Sternzeichen und Planetenstellungen Rückschlüsse auf Verhalten und Charakter. Vor dem Freiheitsdrang von Schützen hat sie etwa Respekt, Widder findet sie schwierig, Wasser- und Luftzeichen sind ihr sympathisch. Sie verstaut ihre Welt in Horoskopshubladen. Wer einmal drin ist, kommt nur schwer wieder raus. Für Funk scheint das kein großes Problem zu sein.

»Wir leben in einer wahnsinnig globalisierten und komplexen Welt«, sagt sie. »Und je individualisierter und größer diese Welt für uns wird, desto mehr sehnen wir uns nach einer Möglichkeit, die Menschen zu kategorisieren.« Dass auch das zu Stereotypen führt, wird von Astrologieanhängerinnen nicht infrage gestellt. Es wird nicht einmal als seltsam wahrgenommen, dass die Geburt an einem bestimmten Tag, an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit über das restliche Leben entscheiden soll.

Wie hat sich das, gerade in den sozialen Medien, durchgesetzt? »Weil die Typisierung durch Astrologie politi-

#### Screenshots:

- 1 | Meditations-App Headspace
- 2 | Statement der Astrologie-Influencerin Nicholas
- 3 | Schauspielerin Rojinski
- 4 | Lifecoach Laura Malina Seiler
- 5 | Horoskop der App AstroWorx
- 6 | Tarotkarte
- 7 | Steinbock-Hoodie aus Rojinski-Shop
- 8 | Social-Media-Astrologin Haberkorn
- 9 | Astrologie-App Co-Star

tisch korrekt ist«, meint Funk. Den Sternen ist es egal, welche Hautfarbe man hat oder welchem Geschlecht man sich zugehörig fühlt.

Soziales Milieu, Bildungsstatus, Sexualität, das alles ist nicht wichtig. Vor dem Horoskop gelten andere Kriterien. Das erklärt vielleicht auch, warum die Astrologie in der an Identitätsarbeit so gewohnten LGBTQ-Szene sehr populär ist.

Am Kiosk kaufe ich mein Jahreshoroskop. Das portemonnaiegröße blaue Büchlein gibt damit an, mehr über mein 2022 zu wissen als ich. Mit vielen Konjunktiven und einigen rhetorischen Fragen verästelt, erzählt es mir, dass es schön werden könne, aber eben auch nicht. Eine große, bequeme Uneindeutigkeit. Wir Wassermanns seien kapriziös, erzählt es weiter. Rätselhaft wie eine Sphinx und mit Autoritätsproblemen bepackt. Aber wir seien konfliktfreudig. Wer mich kennt, wird spätestens jetzt mit dem Kopf schütteln.

»Diese Jahreshoroskope sind eine lustige Unterhaltung, aber keine ernsthafte Deutung«, meint Ludwig. Ich habe den Astrologen angerufen, um mir von ihm erklären zu lassen, was die Sterne für mich vorgesehen haben. Und um herauszufinden, worin der Reiz ihrer Deutung liegt.

Dafür muss ich ihm Geburtsort, -tag und -zeit nennen. Ludwig sitzt vor einer Bücherwand und hält ein kompliziertes Diagramm in seine Computerkamera. Wie auf einem Ziffernblatt sind Sternzeichen kreisförmig angeordnet und durch Linien wild miteinander verbunden. So in etwa standen die Planeten wohl am Firmament meiner Geburt.

Es wundere ihn nicht, dass ich als Journalistin arbeite, sagt er schließlich. Sonne, Mond, Merkur und Saturn stünden im Wassermann. Das deute auf geistige Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit hin. Wassermenschen seien tolerant, frei, manchmal arrogant. Mars stünde zudem im Zwilling. Noch so ein Journalistenzeichen. Denn Mars-Zwillinge glaubten an die Kraft der Worte. Er könne sich vorstellen, dass ich in Redaktionskonferenzen gern lang diskutiere, sagt er. Ich schüttle den Kopf. Ludwig lässt sich nicht beirren.

Dann liege das, klar, an den anderen Planeten. Nach einer Fehlprognose liefert die Astrologie gleich deren Berichtigung mit, das macht sie so verführerisch. In meiner Seele liegen zwei Energien gegeneinander, führt er fort. Der Aszendent und Planeten im Krebs- und im Fische-Zei-



Mirna Funk / DER SPIEGEL

**Publizistin Funk:** »Die Astrologie setzt Rahmen und Grenzen in einer relativ grenzenlosen Welt«

chen machten mich sensibel und introvertiert. Menschliches sei mir nicht fremd. Vermutlich sei ich auch spirituell. Es passe, dass ich diesen Artikel schreibe. Für einen Moment fühle ich mich ertappt. Ludwig hat mich nie getroffen. Dennoch hat er einen Teil von mir gesehen.

1948 teilte der Psychologe Bertram R. Forer seinen Studierenden die Ergebnisse einer Persönlichkeitsanalyse mit. Diese sei, sagte er, individuell für sie angefertigt worden. Fast alle Studierenden sahen sich in den Aufzeichnungen gut getroffen. Sie bemerkten nicht, dass alle dieselbe Charakteristik erhalten hatten. Forer hatte lediglich ein Horoskop aus der Tageszeitung kopiert. Das Experiment wurde vielfach wiederholt, das Ergebnis bestätigt.

Dass Verhaltenszüge durch die Tierkreiszeichenmetaphorik so weit verallgemeinert werden, dass wir uns gar nicht erst anstrengen müssen, um uns in ihnen wiederzuerkennen, wird der Astrologie immer wieder vorgeworfen. Auch dass sie durch unpräzise, weitläufige Begriffe bloß bestätigt, was jeder in sich trägt. Experimente wie das von Forer werden herangezogen, um sie endgültig als Spinnerei zu enttarnen. Viel interessanter ist jedoch, was sie über uns offenbaren: Wir glauben Beschreibungen unserer Persönlichkeit, weil wir uns in ihnen erkennen wollen. Genau das bietet die Astrologie. Sie ist die perfekte Identitätsmaschine.

Das allerdings trifft auch auf andere esoterische Praktiken zu. Steine, Pendel, Tarotkarten, alle bieten die Chance, sich darin wiederzuerkennen. Das Schicksal hängt immer von der eigenen Interpretation ab. »Die Astrologie hat aber einen großen Vorteil«, sagt Karl-Heinz Göttert. »Sie erscheint wahnsinnig komplex.« Es sei die kulturell und intellektuell am intensivsten entwickelte Esoterik. Der Kölner Kulturhistoriker hat sich gründlich mit ihr beschäftigt. Er schätzt sie – als einen Bildungsfundus zum Beschreiben menschlichen Verhaltens, nicht als ein Orakel der Zukunft. In einem Buch über die Geschichte der Astrologie erläutert er, wann sie Mode wurde (in der Antike) und warum sich die Sterndeutung trotz vieler Fehlprognosen bis heute als so widerstandsfähig erwies.

»Man denkt ja häufig: je mehr Wissenschaft, desto weniger Esoterik. Dabei ist es genau andersherum«, sagt er am Telefon. Die Erkenntnisse der Wissenschaft wirkten heute so komplex, dass vielen Menschen immer klarer sei, wie wenig sie verstehen. »Und diese Unsicherheit halten viele nicht aus.« Die einfachste Form der Kompensation ist der Rückzug auf sich selbst – und in einfache Welterklärungen. Doch Astrologie ist auch soziale Praxis, die Gemeinschaft stiftet. Und gerade in einer durch Lockdowns bedingten Isolation düsstet es viele danach.

Dass sie so viele junge Frauen anspricht, verwundert höchstens auf den ersten Blick. Zum einen knüpft die Beschäftigung mit der eigenen Innenwelt an tradierte Bilder von Weiblichkeit an. Zum anderen haben sich Frauen oft mehr mit ihrer Identität und ihrem Platz in der Welt befasst. In einer Zeit, in der Frauenbilder neu verhandelt und gesellschaftlich ausgelotet werden, ist die Astrologie womöglich sogar ein Mittel dieser Selbstreflexion.

Vielleicht geben Frauen aber auch einfach nur offener zu, dass sie sich für Astrologie interessieren. Mirna Funk hat jedenfalls keine Angst, für ihr Interesse belächelt zu werden. Früher habe dergleichen vielleicht noch als Indiz für geringes intellektuelles Potenzial gegolten. Diese Abwertung sei aber längst verschwunden. Und wenn ihr dennoch jemand vorwerfe, Scharlatanerie aufzusitzen? »Diesen Widerspruch halte ich gerne aus«, sagt Funk jovial. »Dann erwidere ich: Vielleicht hast du sogar recht. Aber es macht mir einfach Spaß.«

Elisa von Hof

## Astrologie, eine perfekte Identitätsmaschine



Zertifizierte



Corporation

WIR SIND STOLZ B CORP™  
ZERTIFIZIERT ZU SEIN

*Begleiten Sie uns auf dem Weg  
zu nachhaltigem Wohlbefinden*

„Wir haben schon immer daran geglaubt, den Einfluss unseres Unternehmens nutzen zu können, um Mensch und Erde nachhaltiges Wohlbefinden zu schenken. Die B Corp™ Zertifizierung ist eine große Anerkennung unserer Bemühungen. Aber dies ist erst der Anfang. Von nun an verpflichten wir uns, mehr denn je die Kosmetikindustrie als treibende Kraft für das Gute zu nutzen. Wir hoffen, dass Sie uns auf dieser bedeutenden Reise begleiten werden.“

**RAYMOND CLOOSTERMAN**  
Gründer & CEO von Rituals Cosmetics

RITUALS.COM/CERTIFIEDBCORP

THE  
RITUAL OF JING

靜

RELAX

soothing body cream  
sacred lotus & jujube

Escape the hectic pace  
of everyday life through  
relaxation and restful sleep.

7.4 FL OZ / 220 mL

# Die mit dem Plan

**KINO** Kaum eine anspruchsvolle TV- oder Filmproduktion kommt ohne Saskia Rosendahl aus. Mit ihrer provokanten neuen Rolle empfiehlt sich die Schauspielerin für noch viel mehr.

**M**an macht sich sofort Sorgen um Christin, Saskia Rosendahls Figur aus dem neuen Film »Niemand ist bei den Kälbern«. Ohne Geld, nur mit einem Handy, dessen Akku bald leer ist, steigt sie ungefragt in das Auto des Fremden ein. »Wo willst du denn hin?«, fragt Windkraftingenieur Klaus (Godehard Giese), der für Wartungsarbeiten in Nordwestmecklenburg unterwegs war. »Wo fahren Sie hin?«, fragt Christin von der Rückbank aus. »Hamburg.« – »Passt.«

Unbestimmte Zeit später, Christin war zwischenzeitlich eingenickt, will Klaus genauer wissen, wohin sie will. Nun soll es eine Lkw-Tankstelle am Hafen sein, »gleich die erste«. Es wirkt wie eine Notlüge. Trotzdem lädt Klaus Christin an der Tankstelle ab. Es ist dunkel, die junge Frau allein, und außer Geld und einem geladenen Handy fehlt ihr jetzt auch eine Jacke gegen die Kälte.

Was dann passiert, ist eine grandiose Überraschung und setzt das Spiel in Gang, das »Niemand ist bei den Kälbern« (Kinostart: 20. Januar) zu einem faszinierenden Film macht: Ständig rätselt man, wie gut sich Christin ihr Handeln überlegt hat, wie viel Kontrolle sie über ihr Leben hat. Am Ende brennt es, und die Frage, ob alles so schlimm kommen musste, erhält eine provozierende Antwort.

»Ich habe krass Glück gehabt mit meinen Rollen«, sagt Rosendahl, die für »Niemand ist bei den Kälbern« in Locarno als beste Darstellerin ausgezeichnet wurde. Die 28-Jährige für ein Gespräch zu erwischen ist nicht so leicht. Die ersten Tage des neuen Jahres verbrachte sie mit Drehvorbereitungen, danach stand ein ganz-tägiges Casting an, außerdem stapeln sich Drehbücher, die sie noch lesen will. Keine Ausnahme, sondern Normalzustand: Rosendahl hat in »Weisensee« und »Werk ohne Autor« gespielt, in »Babylon Berlin« und »Fabian, oder: Der Gang vor die Hunde«, in »Das Verschwinden« und

»Wild«. Man könnte sagen: In den vergangenen Jahren hat es kaum eine anspruchsvolle deutsche Film- oder Fernsehproduktion ohne sie gegeben.

Mittlerweile ist ihr Ansehen so groß, dass sie Rollenangebote bekommt, ohne vorher zum Casting zu müssen. Für andere womöglich ein Traum, Rosendahl aber besteht immer öfter selbst auf ein Casting. »Ich muss ein Gefühl für die Beteiligten bekommen, vor allem für die Regie. Sonst fehlt mir ein wichtiger Zugang zum Projekt«, sagt sie. Sie trifft sich gern mit Regisseurinnen und Regisseuren, egal ob etablierter Profi oder noch Studentin, und wählt ihre Rollen unter anderem danach aus, wie gut die Verständigung zwischen ihnen klappt. »Ob jemand erfahren in seinem oder ihrem Beruf ist, sagt nichts darüber aus, wie gut wir zusammenarbeiten können.«

Mariko Minoguchi war eine der Berufsanfängerinnen, mit denen Rosendahl gedreht hat; Sabrina Sarabi, die Autorin und Regisseurin von »Niemand ist bei den Kälbern«, eine weitere. In deren Debütfilm »Prélude« von 2019 war Rosendahl in einer Nebenrolle zu sehen. Obwohl sie letztlich nur zwei gemeinsame Drehtage hatten, waren beide von der Zusammenarbeit so angetan, dass der

**Hauptdarstellerin Rosendahl in »Niemand ist bei den Kälbern«:** Spannung zwischen Passivität und explosiver Wut



Max Riedl / Weitemann Bros. / FILMWEIT Verleihagentur

nächste Film fast eine Selbstverständlichkeit war. »Die Natürlichkeit und Lebendigkeit ihres Spiels ist einfach bemerkenswert«, sagt Sarabi über Rosendahl.

Wie viele in der Branche ist sie durch »Lore«, Rosendahls ersten großen Kinoauftritt aus dem Jahr 2012, auf die Schauspielerin aufmerksam geworden. Obwohl Rosendahl vom Ballett kam und keine Schauspielausbildung hatte, erhielt die gebürtige Hallenserin aus dem Stand die Hauptrolle. In »Lore« spielt sie eine 15-Jährige, die allein mit ihren Geschwistern durch Nazideutschland reist, das Meter für Meter von den Alliierten eingenommen wird. Es ist auch eine Reise in die Erkenntnis, wie sehr die Eltern in die Verbrechen der Nazis verstrickt waren.

Auf der Berlinale 2013 wurde Rosendahl dafür als »Europäischer Shootingstar« ausgezeichnet. Burhan Qurban besetzte sie im Anschluss in seinem Rostock-Lichtenhagen-Drama »Wir sind jung. Wir sind stark« als das eine Mädchen in einer Jungsriege, die sich rassistischen Ausschreitungen anschließt. Danach spielte sie im Melodram »Werk ohne Autor« von Florian Henckel von Donnersmarck eine schizophrene Frau, die in den Gasräumen der Nazis stirbt.

Einige der einprägsamsten Szenen in »Werk ohne Autor« gehören Rosendahl: Einmal genießt ihre Figur das Hupkonzert mehrerer Autobusse wie eine Sinfonie, ein anderes Mal setzt sie sich nackt und verwirrt vor ihrer Familie ans Klavier. Vor allem letzteres ist ein bizarres, aber durchaus typisches Bild von der Schauspielerin Rosendahl. In vielen Filmen ist sie nackt zu sehen. »Wenn ich die ganzen Drehbücher, die mir angeboten wurden und in denen Nacktheit gefordert war, angenommen hätte, würde das noch viel häufiger vorkommen«, sagt sie. Überhaupt sei es krass, wie oft Nacktheit von weiblichen Figuren gefragt sei, aber auffällig weniger von männlichen, und wie selten dies inhaltlich ausreichend begründet sei. »Meine Forderung an künftige Projekte ist: mehr Sensibilität im Umgang mit Nacktheit im Film.«

Sie befürwortet auch die Einführung von »Intimacy Coordinators« am Set, die bei intimen Szenen sicherstellen, dass sich alle Beteiligten wohl fühlen. Rosendahl hat – ohne Namen zu nennen – auch schon bei einem Dreh erlebt, dass ihr eine Liebesszene unangenehm wurde. »Aus der Situation herauszukommen, fand ich im konkreten Moment sehr schwierig. Zum Glück habe ich mich mit meinem

Spielpartner sehr gut verstanden, und in dem Fall ging es ihm ähnlich wie mir, sodass wir nicht allein waren und uns gegenseitig gut unterstützen konnten.«

Auch in »Niemand ist bei den Kälbern« ist Rosendahl in einer heiklen Sexszene zu sehen. Fast nimmt die bedrohliche Züge an, denn wieder ist bei Christin nicht klar, wie viel sie davon herausfordert und was sie nur erduldet. Das zu drehen, fand Rosendahl aber unbedenklich, denn mit Sarabi und ihrem Spielpartner Giese war die Szene genau und vertrauensvoll durchgesprochen. »Außerdem war ich für jede Szene, die ich mit jemand anders zusammen drehen konnte, dankbar«, sagt Rosendahl lachend.

Tatsächlich ist sie über weite Strecken allein im Bild zu sehen. Das entspricht sowohl den Lebensumständen als auch dem psychischen Zustand ihrer Figur. Die Mutter der 24-Jährigen ist weg, der Vater (Andreas Döhler) schwer alkoholkrank. Ohne Ausbildung und Einkommen wohnt Christin mit ihrem langjährigen Freund Jan (Rick Okon) auf dem Bauernhof von dessen Vater. Wenn sie nicht gerade die Kühe melkt oder den Stall ausmistet, schaut sie bei ihrem Vater vorbei und bringt dessen verwahrloste Wohnung in Ordnung. In den Momenten mit ihrem Vater zeigt Christin Verantwortungsgefühl und Tatkraft. Für ihr eigenes Leben gelingt ihr das nicht, weshalb ihre Ausbruchsversuche immer erratischer werden.

Die Spannung zwischen Passivität und explosiver Wut in Christin ist bereits in der Romanvorlage »Niemand ist bei den Kälbern« von Alina Herbing angelegt. Als einen »hintergründigen Anti-Landlust-Roman« lobte die »Süddeutsche Zeitung« das Buch bei dessen Erscheinen 2017. Anti-Landlust, weil Herbing Christins Dilemmata buchstäblich vorortet: in einem Kaff irgendwo in Nordwestmecklenburg. Im ermüdenden Wechsel von Melken, Mähen und Ausmisten stellt sich die Frage, wie viele Optionen man im Leben hat, noch einmal konkreter, drängender.

Rosendahl habe ein Praktikum in einem Milchviehbetrieb gemacht, erzählt Sarabi. Sie selbst ist einen Monat lang allein durch Mecklenburg gefahren, um ihr Gefühl für die Menschen und die Orte zu schärfen. »Na ja, ich habe Melken gelernt«, sagt Rosendahl. Diese Art der Vorbereitung klingt nach »Method Acting«, dem buchstäblichen Einleben in eine Figur, aber wichtiger als das Melken waren die Outfits, um Christin zum Leben zu erwecken. Über mehrere Wochen hinweg suchten Sarabi, Rosendahl und Kostümildnerin Ulé Barcelos die knappen Shorts, BHs und Trägertops zusammen, die Christin im Film trägt.

»Es sieht zwar nach einem Sommerfilm aus, aber eigentlich war es gefühlt nur an circa fünf Tagen heiß genug, um so dünn bekleidet zu sein«, sagt Rosendahl. »Den Rest der Zeit habe ich gefroren.« Oft ist Christin beim Umziehen zu sehen, aus ihren Schubladen quellen neue Klamotten, die sie noch gar nicht ausgepackt hat. In einem Umfeld, in dem we-



**Künstlerin Rosendahl:** »Ich muss ein Gefühl für die Beteiligten bekommen«

nig geredet wird und schon gar nicht über Gefühle, sind Kleider Christins Art zu kommunizieren. Das zu zeigen und ernst zu nehmen ist eine der großen Stärken des Films, und vielleicht seine feministischste.

Rosendahl ist es wichtig, so früh wie möglich in die Entwicklung des Stoffs eingebunden zu werden. Derzeit allerdings erhalte sie immer öfter Angebote für Rollen, bei denen ihr noch nicht einmal das Drehbuch vorgelegt werde, erzählt Rosendahl. Ihre Ansprüche an den kreativen Prozess sind auch der Grund, warum es sie nicht in die USA zieht. »Ich habe mal einen Serienpiloten in den USA gedreht und war überrascht, wie wenig Mitsprache man hatte.«

Das heißt nicht, dass sie gern selbst einmal Regie führen würde. Was ihr vorschwebt, geht eher in Richtung ausführende Produzentin, wie es zum Beispiel die Schauspielerinnen Nicole Kidman und Reese Witherspoon bei vielen ihrer gefeierten Serienprojekte sind. In dieser Funktion sind die Stars etwa an der Wahl der Regie beteiligt. »So etwas ist bei uns noch nicht so üblich wie in anderen Ländern«, sagt Rosendahl. »Aber ich hätte auf jeden Fall Interesse daran.« Man kann nur hoffen, dass die Branche ihren Wünschen nachkommt. Saskia Rosendahl hat schon viele tolle Sachen gedreht, aber anscheinend noch mehr zu geben.

Hannah Pilarczyk

# »Immer hieß es, ihr seid von vorgestern. Aber wir sind immer noch da«

**SPIEGEL-GESPRÄCH** Klaus Meine über Hardrock in der UdSSR und den USA, eine Milliarde Streamingabrufe für »Wind of Change« – und darüber, warum die neuen Songs der Scorpions auch heute noch wie aus den Siebzigern klingen

Seit Jahrzehnten gelten die Scorpions um Sänger Klaus Meine als erfolgreichster Hardrock-export Deutschlands, ihre Ballade »Wind of Change« wurde 1991 neben David Hasseloffs »Looking for Freedom« zur inoffiziellen Hymne der deutschen Wiedervereinigung. Normalerweise reist die Band für Studioaufnahmen in die USA. Ihr demnächst erscheinendes 19. Album »Rock Believer« haben die Scorpions aber während der Pandemie im ehemaligen belgischen Pavillon auf dem Expo-Gelände in Meines Heimatstadt Hannover aufgenommen, wo auch das Gespräch stattfindet. »Das war die richtige Entscheidung«, sagt Meine abgeklärt: »Die Leute hier sind gut drauf. Hannover ist herzlich und entspannt – die perfekte Stadt für Hardrocker.« Er hat es sich auf einem riesigen Ledersofa bequem gemacht, das direkt hinter dem Mischpult des Studios steht, und redet in einem entspannten Mix aus Deutsch und Englisch, der sich offenbar in den vergangenen Jahrzehnten durch sein Jetsetleben herausgebildet hat.

**SPIEGEL:** Herr Meine, Sie sind jetzt 73 Jahre alt, seit mehr als 50 Jahren sind Sie mit den Scorpions unterwegs. Wie fremd ist Ihnen die heutige Zeit mit ihren dauerhaften Krisen und der digitalen Revolution?

**Meine:** Die Zeiten haben sich definitiv verändert, aber wir sind als Band immer mitgegangen. Wir haben alle Entwicklungen mitgenommen, von der Vinylschallplatte bis zum Streaming, auch was die sozialen Medien angeht. Deswegen fühlt sich das alles für mich heute ganz gut und entspannt an. Wir brennen immer noch für dieselbe Musik wie früher. Nur deshalb veröffentlichten wir jetzt ein neues Album und gehen auch wieder auf Welttournee. Obwohl wir das als Ü-70-Band gar nicht mehr müssten.

**SPIEGEL:** Sie haben bereits eine sehr lange Abschiedstournee hinter sich.

**Meine:** Da haben Sie recht. Diese Art Fehlentscheidungen passieren hin und wieder. Heute reden wir nicht mehr von Abschied.

**SPIEGEL:** Sie persönlich auch nicht?

Das Gespräch führte der SPIEGEL-Mitarbeiter Max Dax.

**Meine:** Nachdem wir unsere vorige Tournee hinter uns hatten, fiel ich in eine Art Loch. Weil die Rituale weg waren. Tournee bedeutet: Man ist permanent in Bewegung und weiß morgens oft nicht, in welcher Stadt man aufwacht. Und bei der Show sind die Regler auf elf gedreht. Ich vermute, dass Sie als Journalist auch nicht von einem Tag auf den anderen mit dem Schreiben aufhören könnten. Und so geht es mir eben auch.

**SPIEGEL:** Die Pandemie hatte Ihnen eine Art Ruhestand gewissermaßen zwangsverordnet.

**Meine:** Vor Corona waren wir ein Jahrzehnt lang ununterbrochen auf Welttournee. Irgendwie hat uns die Entschleunigung auch ganz gutgetan. Es war ein Segen, dass wir im Studio so lange und so eng als Band zusammenarbeiten konnten, nur wir Musiker, zwölf Monate. Frei von jedem Druck, frei vom Ballast, wir mussten an nichts als die reine Musik denken. Es war wie ganz früher, als wir in den Achtzigerjahren mit »Blackout« unsere ersten internationalen Erfolge feierten.

**SPIEGEL:** Warum gründet man eigentlich eine Hardrockband? Will man Anerkennung? Geld? Liebe? Sex?

**Meine:** Von allem etwas. Ich folgte einfach meiner inneren Stimme. Ich war damals so jung und ahnte, dass in der Musik meine Zukunft liegt. Ich wollte zur weltweiten Rock-Family gehören! Und das hatte nichts mit Geld zu tun. Es hat damit zu tun, dass man etwas gefunden hat, das einen antreibt und glücklich macht. Dazu kam der Wunsch, Freunde zu finden, die ähnlich Bock auf Rock haben. Wenn du das Gefühl hast, dir wurde etwas in die Wiege gelegt, dann verfolge diesen Weg.

**SPIEGEL:** Seit Ende der Siebziger spielen Sie Konzerte auf der ganzen Welt. Wie hat der Erfolg Ihr Leben verändert?

**Meine:** Mein lieber Freund H. P. Baxxter von der Band Scooter hat auf diese Frage mal geantwortet, dass sich durch den Erfolg vor allem die Menschen, die einen umgeben, verändern. Sie begegnen dir nicht mehr unvoreingenommen, nichts ist mehr so unkompliziert wie vorher. Da dachte ich nur: H. P., das ist verdammt weise! Ich sehe es ja an mir

selbst. Als ich mal Paul McCartney traf, war ich auch wieder der große Beatles-Fan und ein bisschen devot.

**SPIEGEL:** Wie hat McCartney damals auf Ihre Unsicherheit reagiert?

**Meine:** Ach, der war total cool. Er fragte, wie es bei den Scorpions so laufe, und brach das Eis. Das war freundlich von ihm. Einmal sah ich auch Bob Dylan in einem Restaurant in Los Angeles. Aber völlig klar: Da geht man nicht an den Tisch und sagt: »Hi, ich bin's, der Klaus von den Scorpions.«

**SPIEGEL:** Gibt es nicht doch Idole, bei denen Sie die Scheu überwinden würden?

**Meine:** Ehrlich gesagt: Die meisten sind leider schon tot, wie John Lennon. Aber mit H. P. würde ich tatsächlich gern mal wieder essen gehen.

**SPIEGEL:** H. P. Baxxter pflegt seit Jahren eine medienwirksame Freundschaft mit dem international erfolgreichen Maler Albert Oehlen. Sammeln Sie auch?

**Meine:** Nein. Ich gehe auch nicht oft in Ausstellungen. Aber ich interessiere mich für Kunst. Gerhard Richter zum Beispiel halte ich für einen großen Maler.

**SPIEGEL:** Sie könnten es sich sogar leisten, einen Richter zu kaufen.

**Meine:** Vielleicht mache ich das ja sogar eines Tages? Aber ich sage Ihnen ganz ehrlich: Ich bin die letzten Jahrzehnte nur unterwegs gewesen. Ein echtes Ölbild zu Hause hätte ich gar nicht genießen können.

**SPIEGEL:** Dass Sie fast jedes Jahr monatelang auf Tournee gingen, begann in den Siebzigerjahren. Als eine der ersten Bands des Westens sind Sie 1988, noch vor dem Mauerfall, in Sankt Petersburg, damals Leningrad, aufgetreten. Erinnern Sie sich gern zurück?

**Meine:** Das Besondere war ja: Wir waren zu diesem Zeitpunkt in Amerika bereits Stars, spielten mit Van Halen in großen Stadien. Und andererseits durften wir als eine der ersten westlichen Bands in der Sowjetunion auftreten. Es war, als würden wir von einem Planeten zum anderen reisen. In Leningrad 1988 war alles sehr grau, ganz anders als heute. Damals war das ein Kulturschock.

**SPIEGEL:** Sie haben dort zehn Konzerte hintereinander gespielt.

»Am verrücktesten ist ja, dass behauptet wurde, die CIA hätte den Song in Auftrag gegeben.«



**Meine:** Wir kannten nur den Weg vom Hotel zur Konzerthalle und zurück. Wenn man vom Flughafen in Sankt Petersburg heute in die Stadt fährt, kann man das Hotel immer noch sehen, am Siegesplatz mit dem riesigen Kriegsmahnmal für den Völkermord der Deutschen in Russland. Ich weiß das so genau, weil ich zwei Wochen lang von meinem Hotelfenster aus draufgestarrt habe. Wenn wir in Leningrad nach dem Gig nachts, begleitet vom KGB, zurückkamen, blockierten Fans die Zufahrtswege. Es erging uns wie den Beatles während der Beatlemania. Alleine rausgehen war keine Option.

**SPIEGEL:** Sie verließen wirklich nie das Hotel?

**Meine:** Doch, aber es musste eben immer organisiert werden. Einmal besuchten wir den Leningrader Rockklub. Dieser Rockklub war für die jungen russischen Untergrundmusiker von allergrößter Bedeutung, weil es der einzige Ort war, an dem sie problemlos auftreten konnten. Was sie – und wir – allerdings nicht wussten: Der KGB hatte ihn ins Leben gerufen, um die Szene besser kontrollieren zu können.

**SPIEGEL:** Danach fuhren Sie noch nach Moskau.

**Meine:** Dort waren unsere Konzerte leider vom Kulturministerium abgesetzt worden. Wir hatten geschenkte Zeit. Als wir vom Roten Platz wieder in unser Hotel zurückkamen, waren alle unsere Koffer durchwühlt. Und zwar in einer Art und Weise, dass klar war: Hier wurde keinerlei Mühe darauf verwendet, diesen Akt zu kaschieren. Auf der Straße sah ich einen amerikanischen Truck, auf dem ein Plakat montiert war: »The first pizza truck in the U.S.S.R.«.

**SPIEGEL:** Und, hat die Pizza geschmeckt?

**Meine:** Wir haben russisch gegessen. Sobald wir nachts im Hotel eintrafen, erwarteten uns lange, bereits gedeckte Tafeln, an denen wir Soljanka und Borschtsch, Hering, Kartoffeln und Gurken serviert bekamen. Das war rustikales, gutes russisches Funktionsessen. Vor allem die Suppen, da waren die richtig gut am Start. Und natürlich gab es reichlich Wodka.

**SPIEGEL:** Ende 1990 veröffentlichten Sie schließlich den Song, der die Scorpions endgültig weltweit berühmt machte – »Wind of Change«. In Ihrer Ballade singen Sie vom Wind, der das Alte wegbläst und Veränderungen möglich macht. Zwei Monate nach der Veröffentlichung fiel die Mauer.

**Meine:** Am verrücktesten ist ja, dass dann 2020 behauptet wurde, die CIA

hätte »Wind of Change« bei uns in Auftrag gegeben. Das passt in unsere Zeit, in der viele Menschen an Verschwörungstheorien glauben. Aber der Song beschreibt einfach, was wir in Leningrad und Moskau mit eigenen Augen gesehen haben: Die Sehnsucht nach Veränderung lag förmlich in der Luft. Im Sommer 1989 haben 100 000 Fans unsere Songs mitgesungen. Sie mussten sich, um unsere Musik hören zu können, heimlich treffen und Kassetten tauschen. Wer aufflog, wurde bestraft, konnte dafür sogar ins Gefängnis kommen. Da gehört Mut dazu, und diese Fans haben die Gefahr auf sich genommen, nur um westliche Rockmusik zu hören. Auf unserer ersten Pressekonferenz in der Sowjetunion sagte ich: »Unsere Eltern sind mit Panzern gekommen, wir kommen mit Gitarren.«

**SPIEGEL:** Das ist der vielleicht am häufigsten zitierte Satz von Ihnen.

**Meine:** Ja, vielleicht. Aber glauben Sie mir, das war mir damals – und wäre es heute immer noch – sehr wichtig zu sagen. In der Musik liegt eine sehr große Kraft. In Amerika haben wir den ganzen Glamour erlebt, den man als Rockstar erfahren kann. In der Sowjetunion erlebten wir, wie Musik hochemotional von Menschen empfunden wird. Das hat mich sehr berührt.

**SPIEGEL:** Fühlten Sie sich als Botschafter eines neuen Deutschland?

**Meine:** Das ist interessant, dass Sie das so fragen. Tatsächlich haben wir uns bald als internationale Band gefühlt. Aber in Leningrad fühlten wir uns 1988 als Deutsche.

**SPIEGEL:** Es gibt den schönen Satz: Berühmt zu werden ist leicht, aber berühmt zu bleiben ist schwer.

**Meine:** Das ist wohl richtig. Wiedererkennbarkeit ist wichtig. Donald Duck oder Bart Simpson haben sich über die Jahrzehnte nicht wirklich verändert. Sie werfen immer noch die

**»Die Outfits waren immer ziemlich schlimm. Wie konnten wir damit auf die Bühne gehen?«**

gleichen Schatten. Ich trage für Fotos und auf der Bühne stets mein Barett. Aber diese Dinge entstehen eher nebenbei und verfestigen sich dann. Wir machen nichts, weil uns das ein Spindoktor empfohlen hätte. Auch unsere Choreografien auf der Bühne sind natürlich entstanden – und haben sich durch Wiederholung bei den Leuten eingeprägt. Und ganz sicher gibt es einen unausgesprochenen Dresscode unter Rockern. Man geht nicht mit Bügelfaltenhose auf die Bühne, sondern in Leder.

**SPIEGEL:** Wie blicken Sie auf Ihre Bühnenkleidung in den Achtzigern?

**Meine:** Da waren wir, aus heutiger Sicht würde ich sagen, leicht overdressed.

**SPIEGEL:** Etwas genauer, bitte.

**Meine:** Wenn ich mir die Bilder von damals anschau, sage ich zu mir selbst: Wie konnten wir diese Spandexhosen allen Ernstes vor Hunderttausenden Fans tragen? Egal welches Stadion – die Outfits waren immer ziemlich schlimm. Wie konnten wir in Gottes Namen damit auf die Bühne gehen?

**SPIEGEL:** Nur Sie kennen die Antwort.

**Meine:** Es mag crazy klingen, aber der Dresscode hat sich in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre vom schwarzen Leder in Richtung bunte Klamotten verschoben. Die Shows wurden größer, und die Entourage umfasste plötzlich auch Stylisten. Die hatten ihre Ateliers in Los Angeles und kleideten nicht nur uns ein, sondern auch die Kollegen von Van Halen oder Motley Crüe. Und eins ist ja klar: Was du auf der Bühne trägst, hat mit dem normalen Leben wenig zu tun. Im Scheinwerferlicht müssen die Klamotten maximal auffällig und zugleich belastbar und sehr bequem sein. Deshalb die pink-schwarz gestreiften Spandexhosen, die Riegengürtel und die Muscle-Shirts. Alle sahen 1988 so aus wie wir, nur Metallica nicht. Die spielten in den US-Stadien der Monsters-of-Rock-Tour ja als unser Anheizer und kamen ganz entspannt in Jeans und T-Shirt auf die Bühne. Man spürte schon damals, dass die wahnsinnig ehrgeizig waren. Die haben vor uns gut abgeräumt.

**SPIEGEL:** Heute verkaufen Sie, wie fast alle Musikerinnen und Musiker, viel weniger Platten. Sind die Auftritte als Event dafür noch wichtiger geworden?

**Meine:** Klar sind die Konzerte immer noch wichtig. Außerdem: Die Plattenverkäufe mögen eingebrochen sein, aber schauen Sie doch mal auf unsere plattformübergreifenden Streaming-



Sänger Meine (2. v. r.) mit Scorpions-Mitgliedern 1977

Rainer Drechsler / Everett

zahlen! Allein »Wind of Change« steht kurz vor einer Milliarde Klicks.

**SPIEGEL:** Fühlt sich das für Sie normal an?

**Meine:** Nein. Aber das sind die Zahlen, die heute wichtig sind. Du postest irgendein Thema auf einem Social-Media-Kanal, und sieben Millionen Fans interagieren mit dir. Wir haben heute einen viel engeren Kontakt zu unseren Fans als je zuvor. Das haben wir gerade auch in der Zeit der Lockdowns so erlebt.

**SPIEGEL:** Das neue Album der Scorpions trägt den Titel »Rock Believer«. Glauben Sie an Gott? Oder wie ist das zu verstehen?

**Meine:** Ich glaube an Gott. Aber trotzdem ist der Titel nicht religiös gemeint. Über die Jahrzehnte haben wir immer wieder gelesen, dass der Rock angeblich tot sei, a thing of the past. Eine Saison war es Hip-Hop, eine andere Saison war es Alternative. Immer hieß es, ihr seid von vorgestern. Aber wir sind immer noch da! In Wahrheit wächst immer eine neue, jüngere Generation nach, die über ihre älteren Geschwister oder über die Eltern an den Hardrock herangeführt wird. Das erleben wir auf unseren Konzerten, aber auch wenn wir tief in die Metadaten von Spotify eintauchen.

**SPIEGEL:** Das machen Sie also, wenn der Tag lang ist, durch die Metadaten von Spotify scrollen?

**Meine:** Ich finde es total faszinierend, dass ich aufgeschlüsselt auf Länder und sogar Städte nachvollziehen kann, wer wo welchen Song von uns hört und wie alt unsere Hörer dort sind.

**SPIEGEL:** Und? Irgendwelche überraschenden Erkenntnisse?

**Meine:** Ich finde es sehr erfreulich, dass Deutschland unter den Top-5-Regionen ist, in denen wir am häufigsten gehört werden. Die USA und Lateinamerika belegen die ersten beiden Plätze. Mich treibt diese Frage um: Für wen machen wir eigentlich unsere Musik? Und die Antwort lautet: für die Rock Believer auf der ganzen Welt. Denn die sind nicht dead, sondern well and alive. Die sind auch jung, die sehen wir vor unserer Bühne abhängen. Die Älteren sitzen heute auf den Rängen, da ist es nicht ganz so laut.

**SPIEGEL:** Was den Sound betrifft, klingen die Scorpions heute schon nach Vergangenheit – Ihr neues Album könnte auch aus den Siebzigerjahren stammen.

**Meine:** Das hat vor allem mit Haltung zu tun. Man kann ja nicht einfach beschließen, ein Album so aufzunehmen wie früher. Aber man kann versuchen, Musik mit einer ähnlichen Attitude wie damals aufzunehmen. Außerdem haben wir mit dem ehemaligen Motörhead-Drummer Mikkey Dee einen fantastischen Schlagzeuger. Er erinnert uns immer an das Tier in der »Muppet Show«.

**SPIEGEL:** Wer wären Sie selbst in der »Muppet Show«?

**Meine:** Keine Ahnung. Hoffentlich noch nicht einer der beiden Alten in der Loge.

**SPIEGEL:** Herr Meine, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■

# SPIEGEL Bestseller

## BELLETRISTIK



Die Fantasyautorin erzählt von einer großen Liebe in einer magischen Welt, in der Statuen zu sprechen anfangen und Skelettschädel grinsen. | Platz 9

## SACHBUCH



Wenn Eltern versuchen, ihre Kinder zu optimieren, tun sie ihnen keinen Gefallen, schreibt der Psychologe und Unternehmensberater. | Platz 19

### 1 (1) Nele Neuhaus

In ewiger Freundschaft Ullstein; 24,99 Euro

### 2 (2) Sebastian Fitzek

Playlist Droemer; 22,99 Euro

### 3 (4) Bernhard Schlink

Die Enkelin Diogenes; 25 Euro

### 4 (3) Jussi Adler-Olsen

Natrium Chlorid dtv; 25 Euro

### 5 (9) Edgar Selge

Hast du uns endlich gefunden Rowohlt; 24 Euro

### 6 (6) Juli Zeh

Über Menschen Luchterhand; 22 Euro

### 7 (13) Susanne Abel

Stay away from Gretchen dtv; 20 Euro

### 8 (7) Ken Follett

Never – Die letzte Entscheidung Lübbe; 32 Euro

### 9 (5) Kerstin Gier Vergissmeinnicht – Was man bei Licht nicht sehen kann

S. Fischer; 20 Euro

### 10 (11) Diana Gabaldon Outlander – Das Schwärmen von tausend Bienen

Knaur; 28 Euro

### 11 (8) Dirk Rossmann/Ralf Hoppe

Der Zorn des Oktopus Lübbe; 20 Euro

### 12 (10) Abdulrazak Gurnah

Das verlorene Paradies Penguin; 25 Euro

### 13 (16) Matt Haig

Die Mitternachtsbibliothek Droemer; 20 Euro

### 14 (12) Carsten Henn

Der Buchspazierer Pendo; 14 Euro

### 15 (17) Hervé Le Tellier

Die Anomalie Rowohlt; 22 Euro

### 16 (15) Anne Gesthuysen

Wir sind schließlich wer Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro

### 17 (14) Jonathan Franzen

Crossroads Rowohlt; 28 Euro

### 18 (20) Cecelia Ahern

Sommersprossen – Nur zusammen ergeben wir Sinn Fischer Krüger; 20 Euro

### 19 (18) Michael Hjorth/Hans Rosenfeldt

Die Früchte, die man erntet Wunderlich; 24 Euro

### 20 (-) Ursula Poznanski

Shelter Loewe; 19,95 Euro

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin »buchreport« (Daten: media control); Informationen unter [spiegel.de/bestseller](http://spiegel.de/bestseller)

# Die Brillanz der Bösen

**FERNSEHEN** »Wannseekonferenz« und »München« widmen sich Schreckensstationen der Naziherrschaft – und führen zur Frage: Wie menschlich sollten Geschichtsfilme die schlimmsten Verbrecher darstellen?

**I**m trauten Zwiegespräch zeigen selbst Massenmörder deutliche Anzeichen von Charme.

Vor den Fenstern kreischen Raben in winterlicher Uferlandschaft, als der oberste Holocaust-Organisator Reinhard Heydrich, dargestellt vom österreichischen Schauspieler Philipp Hochmair, im Film »Die Wannseekonferenz« beim Salongeplauder über den Plan zum Mord an Millionen Juden im Januar 1942 verkündet: »Denken ist schön, aber Handeln ist besser.« Sein Gegenüber, ein von Godehard Giese gespielter furchtbarer Nazijurist, röhmt sich stramm, dass er »zehn Pfund Judengesetze verfasst« habe – aber dann werden die Gesichter und Stimmen der Herren ganz weich. Sie sprechen über ihre Kinder, die in naher Zukunft doch gemeinsam im Berliner Wannsee plauschen könnten. »Ein schöner Gedanke«, findet Heydrich.

Im Film »München« knarzen die Dielen in Adolf Hitlers Wohnung in München-Bogenhausen, wenn der Führer, gespielt von Ulrich Matthes, im September 1938 einen jungen deutschen Englischübersetzer (Jannis Niewöhner) während seiner Teestunde empfängt. Erst schreit er noch, er sei »von Feigheit umgeben«, doch dann wird Hitler zutraulich. Er könne »Menschen lesen«, sagt er, springt vom Leseplatz auf und rückt dem Besucher mit glühendem Blick auf den Leib. »Es gibt hier nur Sie und mich«, schmachtet er den Gast an. »Was denken Sie?«

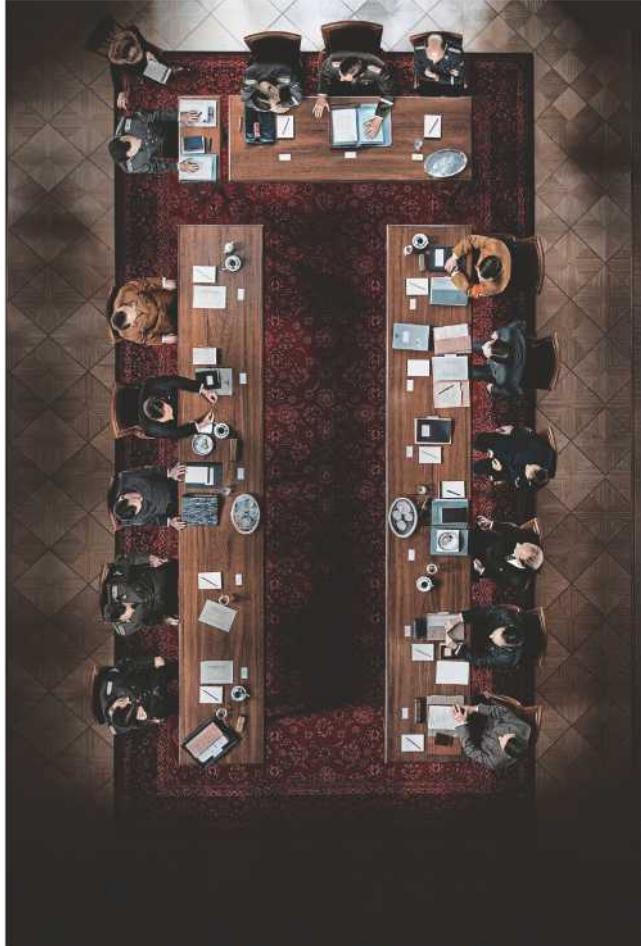
Das Brillante und das Obszöne liegen vermutlich immer eng beieinander, wenn herausragende Schauspieler moralisch verkommene Figuren der Weltgeschichte darstellen. Wenn deutschsprachige Darsteller in Filmen deutscher Regisseure mit wil-

dem Einsatz Protagonisten der Naziherrschaft spielen, mischt sich die Bewunderung für ihr Können besonders zuverlässig mit Beklemmung.

Das ist in den 18 Jahren, seit Bruno Ganz im Film »Der Untergang« als Hitler im »Bonker« schnarrte und Nudeln mampfte – Matthes gab damals den Goebbelns –, kaum besser geworden.

Gut, die kluge Denkerin Hannah Arendt lehrte die Deutschen, dass die Dämonisierung der schlimmsten Täter verkehrt sei, weil sie denen, die ihnen beim Morden zur Hand gingen, ein falsches Alibi liefere. Aber ist es deshalb gleich richtig, Nazigrößen in

**Szene aus »Die Wannseekonferenz«:**  
Absprache zum Massenmord



Matthias Bothor/ZDF

»München – Im Angesicht des Krieges« läuft ab 20. Januar auf Netflix, »Die Wannseekonferenz« ist ebenfalls ab 20. Januar in der ZDF-Mediathek zu sehen und wird am 24. Januar um 20.15 Uhr im ZDF-Hauptprogramm ausgestrahlt.

Filmen als zu allerlei Freundlichkeiten fähige, psychologisch irgendwie schillernde, letztlich banal menschliche Charaktere darzustellen?

Die Regisseure Matti Geschonneck, 69, und Christian Schwochow, 43, haben nun zwei sehr unterschiedliche Spielfilme gedreht, die beide von historischen Stationen der Naziherrschaft erzählen.

Geschonnecks »Wannseekonferenz« ist eine Arbeit fürs ZDF. Sie schildert mit eisiger Akribie ein Bürokratenmeeting mit Frühstück, das der Verabredung zum millionenfachen Mord und dessen möglichst effizienter Organisation diente. Auf Einladung von Reinhard Heydrich, zu jener Zeit unter anderem Chef der Sicherheitspolizei und stellvertretender »Reichsprotektor« in Böhmen und Mähren, trafen sich vor 80 Jahren, am Vormittag des 20. Januar 1942, hochrangige NS-Funktionäre in einer Villa am Rande Berlins zu einem anderthalbstündigen Termin. Das Thema war, wie es im Beamtendeutsch hieß, die »Endlösung der Judenfrage«.

Die Sitzungsteilnehmer, viele von ihnen im Rang von Staatssekretären, erörterten die Deportation und den Mord an, so das angestrebte Ziel, elf Millionen europäischen Juden. Sie beredeten den Transport der Opfer in Zügen, den damals bereits begonnenen Bau von Vernichtungslagern in von den Deutschen besetzten Ländern Osteuropas – und den Plan, Giftgas in jene Todeskammern zu leiten, in die fast sämtliche jüdischen Menschen getrieben werden sollten.

Protokoll führte Adolf Eichmann, ein leitender Mitarbeiter Heydrichs. Der Chef ließ die Mitschrift in 30 Kopien hinterher an die Sitzungsteilnehmer verteilen, im Film sieht man den von Hochmair verkörperten Heydrich zur Begründung sagen: »Nicht dass es nachher wieder heißt, dass keiner was wusste.«

Schwochow hat seinen Film »München – Im Angesicht des Krieges« für Netflix gedreht. Er beruht auf einem 2017 veröffentlichten Roman des britischen Schriftstellers Robert Harris und erzählt vom Zustandekommen des Münchener Abkommens vom Herbst 1938. Es wurde damals als eine Großtat gefeiert, die einen unvermeidlichen europäischen Krieg verhindert habe.

Unmittelbar vor einer angekündigten Mobilmachung der Deutschen einigten sich die Regierungschefs Neville Chamberlain (Großbritannien), Édouard Daladier (Frankreich) und Benito Mussolini (Italien) mit Hitler darauf, dass die an den Verhandlungen nicht

beteiligte Tschechoslowakei das Sudetenland an Deutschland abtreten musste.

Den Stoff des Films nennt der Regisseur Schwochow »genau recherchiert«. Die Buchvorlage des Autors Harris, der in den Neunzigern mit dem Thriller »Vaterland« bekannt wurde, schildert die frei erfundene Geschichte zweier junger Männer, die versuchen, in das weltgeschichtliche Geschehen einzugreifen. Der deutsche Nachwuchsdiplomat Paul von Hartmann (Jannis Niewöhner) und Chamberlains Privatsekretär Hugh Legat (George MacKay) kennen sich vom Studium in Oxford und möchten mithilfe eines Geheimpapiers, das angeblich Hitlers wahre Kriegspläne offenbart, die Unterzeichnung des Münchner Vertrags verhindern. Bei aller historischen Akkuratesse scheint sich Filmmacher Schwochow des Kolportagecharakters der Story bewusst zu sein. »Im Grunde sind die beiden Helden Spione.«

»Es bleibt eine Fiktion«, sagt auch Regisseur Geschonneck über sein Werk »Die Wannseekonferenz«. Wenngleich seine Darsteller in weiten Teilen dokumentarisch verbürgte Sätze sprächen, gehe es ihm keinesfalls um »nachempfundene Physiognomie oder naturalistische Charakterzeichnung der dargestellten Figuren«.

Vor ihm haben schon andere Regisseure Spielfilme über die Wannseekonferenz gedreht. In einem deutschen Film aus den Achtzigerjahren sieht man Schauspieler wie Dieter Mattausch, Robert Atzorn und Peter Fitz erstaunlich aktionistisch durch Sitzungszimmer spazieren und herumtelefonieren. In einem amerikanisch-britischen Fernsehfilm von Anfang der Nullerjahre nutzt der Star Kenneth Branagh die Rolle des Heydrich zu einem beißend schneidigen Schurkenauftritt; passend dazu röhmt sich Branagh in einem Interviewclip zum Film, er habe hier »die schwerste Rolle meines Lebens« gespielt.

Den Nazistarstellern in »Die Wannseekonferenz«, aber auch in »München« scheint im Vergleich zu den Protagonisten vieler früherer Filme das Geifernde, Auftrumpfende völlig zu fehlen. Vermutlich hat es mit den Moden der Schauspielerei, vielleicht auch mit einer veränderten Berufsauffassung und sicher mit dem größeren historischen Abstand zu tun. Hochmairs Heydrich in Geschonnecks Film ist ein in sich ruhender Erfolgsmensch und Sonnyboy, der keine Tobsucht kennt. Er könnte auch ein Unternehmer der Sorte Elon Musk sein, wenn er nicht gerade Mord zu seinem Business gemacht hätte – bei diesem Kerl reicht schon ein ungeduldiger Blick, um Termin- oder Kompetenzstreitigkeiten unter seinen Zuhörern zu beenden.

Die Hitlerfigur, die Ulrich Matthes in »München« spielt, spricht in vielen Situationen mit sonor sanfter Stimme. Er habe sich mit seiner Darstellerarbeit »um eine Art von Anti-Monsitität« bemüht, hat Matthes, der beim Dreh in letzter Minute anstelle eines in der Rolle bereits bewährten Kollegen – Martin Wuttke – eingesprungen ist, in einem Interview mit der



Chamberlain-Darsteller Irons in »München«: Hingeschlurft Eleganz

»Süddeutschen Zeitung« berichtet. Er müsse mit diesem Auftritt niemandem beweisen, welche Haltung er zur Schreckengestalt Hitler einnehme, so Matthes. Angeregt habe ihn ein selten erwähnter Aspekt, nämlich Hitlers angeblich verbürgtes »Spottbedürfnis seiner Umgebung gegenüber«.

»München – Im Angesicht des Krieges« ist kein herausragend glücklicher, ein manchmal verblüffend spannungsarmer, aber doch über weite Strecken unterhaltsamer Film. Er zeigt ein Geschichts- und Menschenbild, wie es den aufgeweckten Betreibern von Netflix offenbar gefällt. Die Hitlerfigur des Schauspielers Matthes, der mit leicht struppiger Perücke, schlotternden Schultern und frechen Blicken spielt, scheint auf äußere Ähnlichkeiten weitgehend zu pfeifen und ist trotzdem ein kriegstreiberischer Bösewicht.

Der Politiker Chamberlain, den Jeremy Irons mit hingeschlurfter Eleganz darstellt, ist ein zur Weltrettung entschlossener Philanthrop und Genussmensch; einer wie er würde heutzutage mit einer Stiftung das globale Gute befördern. Stark und gut sind auch die Frauen, die in »München« dem Bösen und den Männern Einhalt gebieten.

Da merkt man Schwochow, der zuletzt unter anderem an der britischen Erfolgsserie »The Crown« mitgearbeitet hat, eine notfalls auch ahistorische Chuzpe zur Geschlechteraufwertung an. Sandra Hüller in der Rolle einer deutschen Widerständlerin und Anjli Mohindra als gewitzte britische Staatsdienerin trumphen jedenfalls mit überraschender Schlagfertigkeit

auf – die nicht unbedingt ins Europa der Vorkriegszeit passt, aber für heutige Zuschauerinnen und Zuschauer herzerfrischend ist.

Matti Geschonnecks »Die Wannseekonferenz« ist ein strenges, finster entschlossenes Meisterwerk. Der Regisseur verschafft der einzigen weiblichen Figur, einer von Lilli Fichtner dargestellten Sekretärin, nicht mehr Raum als plausibel. Den Männern vor der Kamera gestattet er gerade so viel psychologisch differenzierte Heutigkeit wie nötig. Mit maximaler Konzentration legt er das Prosaische und Grausame eines fast gewöhnlichen Beamtentreffens offen. In mal gestresster, mal zum Scherzen gelockerter Runde reden seine Protagonisten mit deutscher Gründlichkeit über die technischen Details der Auslöschung von Menschen, als handelte es sich um Baugenehmigungen.

Es gibt kleine Eifersüchteleinien unter den großteils nicht besonders unsympathischen Menschen im Raum; auch sind von einem Rechtskundigen mal pathetisch formulierte Einwände zu hören, »weil die Menschen doch Regeln und Normen brauchen«. Doch über das zentrale gemeinsame Anliegen, die, wie es einmal heißt, »vollständige biologische Ausmerzung des Judentums bis zum Ural«, herrscht unter den fleißigen Bürokraten in der Wannseevilla nicht der geringste Meinungsunterschied.

»Das war mal Gegenwart und vor gar nicht so langer Zeit. Dessen sollten wir uns bewusst sein«, sagt der Regisseur. Geschonnecks Vater Erwin, ein Schauspieler, war in drei Konzentrationslagern inhaftiert und wurde später in der DDR ein berühmter Film- und Theatermann. Sein Sohn sagt, er habe mit dem Film »Die Wannseekonferenz« einen »ungeheuerlichen Vorgang« darstellen wollen, »mit meinen Mitteln«. Ganz genau aber wisst er: »Ein fiktionaler Film kann niemals einen Wahrheitsanspruch stellen.«

Wolfgang Höbel

**Strengh wird das  
Banale und Grausame  
eines Beamtentreffens  
offengelegt.**

# Flexibles Jubiläumsangebot

Lesen Sie den SPIEGEL,  
solange Sie möchten.

**Ohne Vertragsbindung.** DER SPIEGEL ohne Mindestlaufzeit, jederzeit kündbar

**25 % Jubiläumsrabatt.** Die ersten 52 Ausgaben **für nur € 4,20** statt € 5,60 pro Ausgabe

**Kostenloser Versand.** Wöchentliche Lieferung frei Haus innerhalb Deutschlands

**Noch mehr.** Inklusive der Beilagen SPIEGEL Bestseller und SPIEGEL Geld

**Einfach jetzt anfordern:**

 [abo.spiegel.de/flexibel75](http://abo.spiegel.de/flexibel75)

oder telefonisch unter 040 3007-2700

(Bitte Aktionsnummer angeben: SP22-059)



**25 %**  
sparen im  
ersten Jahr

# Mixtape gegen Coronablues

**POPKRITIK** Die gefeierte Musikerin FKA twigs hat ein neues Album aufgenommen, das kein Album sein soll. Es knackt und rauscht.

Jemand legt die Kassette ein und drückt auf eine Taste. Es klickt und klackt altmodisch in den ersten Sekunden dieses Albums – das kein Album sein soll. »I made you a mixtape«, sagt eine Stimme.

Ein Mixtape also, eine oft für Freunde auf Kassette zusammengeschnittene Auswahl unterschiedlicher Songs. Nur kann man die hier gerade streamen. Was soll das?

Die Stimme gehört der britischen Sängerin FKA twigs. Es passt zu ihr, dass sie ihr neues Album als Mixtape anpreist. Sie ist selbst ein Mischwesen des Pop.

Schon der Künstlername der 33-jährigen Tahlia Debrett Barnett lässt Härte auf Zerbrechlichkeit treffen: Die Buchstaben »FKA« habe sie sich ausgesucht, weil die »stark und maskulin« klängen, sagte sie mal. Sie wählte »twigs«, englisch für »Zweige«, weil ihre Gelenke ähnlich knackten wie dünne Äste, die brechen. Die Tochter einer Britin mit spanischen Wurzeln und eines Jamaikaners ist nicht nur Sängerin, sondern auch professionelle Tänzerin, Produzentin und Schauspielerin. Mit ihr arbeiten Avantgardekünstler wie Arca und ein Weltstar wie The Weeknd.

FKA twigs' Musik ist von jener Sorte Pop, die bislang wenig mit den Charts zu tun hatte und viel damit, vor den Freunden mit einem guten Musikgeschmack anzugeben. Ab und zu mit dem Mainstream liebäugelnd, aber dafür zu sehr an Subkulturen und Untergenres interessiert. Eine Art Kate Bush der Millennials. Auf »Caprisongs«, ihrem dieser Tage veröffentlichten Mixtape – dem dritten Album, wenn man so will –, widmet sich FKA twigs den Zwischen tönen so genau wie kaum zuvor: Mal sehnt sie sich nach der Liebe eines »baby boy«, mal lässt sie einen Song in der Zeile »It's a woman's world« münden. Dazu unterkühlte Beats, die aus Londoner Klubs dringen könnten, neben karibischen Rhythmen. Alte Drumcomputer, Synthie-Pop der Gegenwart und etwas Jazz auf dem



Warner Music Group

Klavier, dem die Zeit egal zu sein scheint. FKA twigs' Stimme wechselt dabei stetig die Rollen. Hier Rappe rin, da nahezu Opernsängerin.

Mit ihrem Mixtape reiht sie sich in eine Retrowelle ein, die 2021 ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. In dem Jahr, über das die »New York Times« schrieb, es sei das Jahr gewesen, in dem »wir nicht aufhören konnten zurückzublicken«: Abba kamen zurück. Die Schicksale ehemals populärer Sängerinnen wie Britney Spears oder Janet Jackson wurden neu bewertet. Ebenso die »500 besten Songs aller Zeiten« des US-»Rolling Stone«. Die CD-Verkäufe in den USA stiegen zum ersten Mal seit 17 Jahren wieder, Vinylalben verkauften sich dort so gut wie seit 30 Jahren nicht mehr. Da liegt das Mixtape nicht weit.

Die Pandemie-Nostalgie klingt auf »Caprisongs« nicht bloß nach Klick oder Klack. Sie klingt nach Bändern, die rauschen. Die zurückgespult werden. Die so ausgeleiert wirken sollen, so häufig gehört, dass sie FKA twigs' Gesang etwas stottern lassen. In Sprachaufnahmen, auch mal wie mit dem Kassettenrekorder aufgezeich-

**Künstlerin Barnett**

Die alten Hits aus der Anlage der Eltern. Die DVD-Abende. Die Partynächte.

net, reden offenbar FKA twigs und Freunde über Selbstliebe und Selbstzweifel, übers Rockstar-Dasein und Familiengrillfeste, Gott und die Welt. Und irgendwo im Hintergrund knistert noch was. Eine Nadel auf Vinyl?

Eine Geräuschkulisse jedenfalls, die FKA twigs wohl mit Kindheit und Jugend verknüpft. Als Millennial hat sie den Machtwechsel zwischen analoger und digitaler Vorherrschaft erlebt. Für sie, wie für viele ihrer Fans, dürften solche Sounds Gefühle von Geborgenheit, von Sorgenfreiheit, von heiler Welt verstärken.

Der Drang nach Nostalgie zeigt sich nicht nur in den Geräuschen, sondern auch in den Zitaten: Ursprünglich sollte das Mixtape »Capri Sun« heißen. Doch auch im Titel »Caprisongs« schwingt die »Capri-Sonne« mit, jenes zuckrige Fruchtsaftgetränk, das nach Kindheitserinnerungen schmeckt. Ein anderes süßes Getränk, das FKA twigs vor Kurzem auf Instagram in Verbindung mit dem neuen Album nannte, sind Alcopops. Für Jugendliche in den Nullerjahren oft der Erstkontakt mit Alkohol. Der Geschmack davon, sich nicht mehr wie ein Kind zu fühlen, aber auch noch nicht erwachsen sein zu müssen.

Im Song »Darjeeling« covert FKA twigs den Refrain des Neunzigerhits »You're Not Alone«; im Coronakontext leicht lesbar als Empowerment-Hymne für diejenigen, die sich einsam fühlen. In »Papi Bones« fällt der Titel des Stanley-Kubrick-Films »Eyes Wide Shut« aus dem Jahr 1999. Wo anders ist die Rede von »the world« als »your oyster«, die Welt ist deine Auster, eine Anlehnung an die Achtziger-Popgruppe Frankie Goes to Hollywood (»The World is My Oyster«).

Die alten Hits aus dem Radio oder der Anlage der Eltern. Die DVD-Abende mit Freunden. Die Partynächte. »Im Lockdown haben mir meine Freunde gefehlt«, sagte FKA twigs vor einem Jahr über das Album. »Ich wollte Musik machen für die Menschen, die mir am nächsten stehen.« Ein Mixtape, für Freunde.

2020 brachten Popmusikerinnen wie Kylie Minogue oder Róisín Murphy Alben raus, die wirkten, als wollten sie die Wohnzimmer zu Tanzflächen erklären: Discokugel statt Kronleuchter, gegen den Coronablues.

»Caprisongs« wirkt anders. Das ist Pop der vierten pandemischen Welle, der seine Kraft, seine Nähe zu den Fans, im Blick zurück sucht. Zurück in Zeiten, in denen das Wohnzimmer noch schlicht der Raum mit dem Kassettendeck war.

Jurek Skrobala

# DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · Mail spiegel@spiegel.de

## Impressum

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923–2002)

**CHEFREDAKTION** Steffen Klusmann (V.i.S.d.P.), Dr. Melanie Amann, Thorsten Dörting, Clemens Höges

**STRATEGIE & OPERATIONS** Susanne Amann; Philipp Löwe, Anne Seith

**BLATTMÄCHER** Juliane von Mittelstaedt, Oliver Trenkamp

**NACHRICHTENCHEF** Stefan Weigel

**MANAGING EDITORS** Birger Menke, Dr. Susanne Weingarten

**CREATIVE DIRECTORS** Judith Mohr, Nils Küppers (stellv.)

**REDAKTIONELENTWICKLUNG** Matthias Streitz; Friederike Freiburg, Bente Kirschstein, Maximilian Rau, Ole Reiffmann

**CHEFREDAKTION WIRTSCHAFT** Print: Anke Jensen, Jörn Sucher. Online: Patricia Dreyer, Anselm Waldermann; Melanie Ahlemeyer, Lisa Erdmann, Björn Hengst, Olaf Kanter, Nicolai Kwasniak, Jonas Leppin, Florian Merkel, Malte Müller-Michaels, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Radu, Daniel Raecke, Martin Wolf

**REPORTER** Ullrich Fichtner

**HAUPTSTADTBÜRO** Dirk Kurbjuweit

Leitung: Dr. Melanie Amann, Sebastian Fischer, Martin Knobbe, Philipp Witrock, Wulf Wiedmann-Schmidt (Teamleitung Innere Sicherheit). Redaktion: Maik Baumgärtner, Sophie Madelaine Garbe, Florian Gathmann, Kevin Hagen, Milena Hassenkamp, Valerie Höhne, Tim Lehmann, Veit Medick, Ann-Katrin Müller, Anna Reimann, Sven Röbel, Jonas Schäible, Sven Scharf, Christoph Schulz, Christian Teives, Severin Weiland. Autoren, Reporter: Susanne Beyer, Markus Feldenkirchen, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein, Christoph Hickmann, Fidelius Schmidt, Politik Hamburg; Benjamin Schulz (Nachrichtenchef); Marc Röhl, Alwin Schröder

**DEUTSCHLAND/PANORAMA** Leitung: Jörg Diehl, Cordula Meyer, Hendrik Ternieden, Dr. Markus Verbeet, Simone Salden (stellv.). Redaktion: Birte Bredow, Katrin Elger, Silke Fokken, Maike Grofekathöfer, Hubert Kudrin, Kristin Haug, Armin Himmelpoth, Philipp Kolbenbroich, Annette Langer, Gunther Latsch, Roman Lehberger, Benjamin Maack, Peter Maxwell, Miriam Olbrisch, Christopher Piltz, Alexander Preker, Ansgar Siemens, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler. Autoren, Reporter: Jürgen Dahlkamp, Annette Großbongardt, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Katja Thimm, Alfred Weinzierl, Dr. Klaus Wiegrefe. Berlin: Guido Mingels, Hannes Schrader

**WIRTSCHAFT/NETZWELT** Leitung: Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Judith Horchert (Netzwelt), Isabell Hülsen, Stefan Kaiser (stellv.). Redaktion: Benjamin Bidder, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Gürke, Simon Hage, Dr. Claus Hecking, Henning Jauernig, Alexander Jung, Dr. Matthias Kaufmann, Nils Klawitter, Janne Knödler, Matthias Kremp, Alexander Kühn, Maria Marquart, Martin U. Müller, Anton Rainer, Stefan Schultz.

Berlin: Patrick Beuth, Simon Book, Markus Dettmer, Max Hoppenstedt, Michael Kröger, Cornelia Schmergal, Gerald Traufetter. Autoren, Reporter: David Böcking, Alexander Neubacher, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

**AUSTRALIA** Leitung: Mathieu von Rohr, Britta Kollenbroich (stellv.), Katrin Kuntz (stellv.).

Maximilian Popp (stellv.). Christian Schewermann (stellv.), Özlem Topcu (stellv.). Redaktion: Monika Boliger, Fiona Ehlers, Lena Greiner (Teamleitung Globale Gesellschaft), Muriel Kalisch, Steffen Lüdke, Katharina Graca Peters, Jan Petter, Jan Puhl, Alexandra Rojko, Anna-Sophie Schneider, Lina Verschwele. Autoren, Reporter: Marian Blasberg, Susanne Koelbl, Christoph Reiter. Berlin: Julia Amalia Heyer, Aleksandar Sarovic

**WISSEN** Leitung: Michail Hengstenberg, Olaf Stampf, Kurt Steinberg. Redaktion: Dr. Philip Bethge, Marco Evers, Susanne Götzte, Johann Grolle, Dr. Veronica Hackenbroch, Arvid Kaiser, Viola Kiel, Guido Kleinheubert, Julia Koch, Julia Köppé, Julia Merlot, Jörg Römer, Nik-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität), Felix Wedewitz. Autoren, Reporter: Rafaela von Bredow, Christoph Seidler.

Berlin: Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Frank Thadeusz. Autor: Jörg Blech

**KULTUR** Leitung: Sebastian Hammelhele, Stefan Kuzmanov, Eva Thöne, Laura Baekes (stellv.). Redaktion: Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Buß, Xaver von Cranach, Nora Gantenbrink, Elias von Hof, Oliver Kaevel, Ulrike Knöfel, Carola Padberg, Jurek Skrobola, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt. Autoren, Reporter: Lothar Gorris, Wolfgang Höbel. Berlin: Lars-Olav Beier, Philipp Oehme, Hannah Pilarczyk, Tobias Rapp. Autoren, Reporter: Andreas Borchert, Elke Schmitter

**REPORTER** Leitung: Özlem Gezer, Hawke Goos (stellv.), Britta Stoff (stellv.). Redaktion: Barbara Hardingham, Timofey Neshitov, Dialma Neufeld, Jonathan Stock. Autoren, Reporter: Uwe Buse, Marc Hujer, Frauke Hunfeld, Alexander Osang, Alexander Smolczynski, Barbara Supp

**SPORT** Leitung: Udo Ludwig, Lukas Rilke, Jörn Meye (stellv.). Redaktion: Peter Ahrens, Anne Armbrücht, Matthias Fiedler, Michael Fröhlingdorf, Jan Göbel, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Daniel Montazeri, Thilo Neumann, Gerhard Pfeiffer, Stefan Wohlmann

**INVESTIGATION** Teamleitung: Rafael Buschmann; Sven Becker, Roman Höfner, Theresa Locker, Nicola Naber, Sara Wess, Christoph Winterbach. Koordination SPIEGEL-TV: Thomas Heise

**MEINUNG & DEBATTE** Anna Clauf, Lothar Gorris, Stefan Kuzmanov

**LEBEN** Leitung: Anke Dürr, Frauke Lüpke-Narberhaus, Janko Tietz. Redaktion: Irene Berres, Antje Blinda (Teamleitung Reise), Franziska Bulban, Markus Deggerich, Maren Keller, Heike Klovert, Nike Laurentz, Dr. Helke Le Ker (Teamleitung Gesundheit), Eva Lehnen, Katherine Rydlink, Sandra Schulz, Julia Stanek, Nina Weber. Autoren: Enrico Ippolito, Jule Lutteroth, Marianne Wellerhoff

**JOB & KARRIERE (BEREITGESTELLT VON MANAGER MAGAZIN NEW MEDIA)** Leitung: Helene Endres. Redaktion: Tanya Falenczyk, Helene Flachsenburg, Florian Gontek, Katharina Höller, Maren Hoffmann, Sebastian Maas, Sophie Schirmer (Teamleitung Start), Markus Sutera, Verena Töpper

**GESCHICHTE** Leitung: Jochen Leffers, Dr. Eva-Maria Schmurr. Redaktion: Dr. Felix Bohr, Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Dr. Danny Kringel, Frank Patalong, Martin Pfaffensteller

**DEIN SPIEGEL** Leitung: Bettina Stieber. Redaktion: Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Alexandra Klaußner, Marco Wedig

**SCHLÜSSERAKTION** Christian Albrecht, Gartrad Alfeis, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Driedrichs, Ursula Junger, Birte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Frank Patalong, Martin Pfaffensteller

**PRODUKTION** Leitung: Petra Thormann; Kathrin Beyer, Michele Bruno, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Britta Romberg, Martina Treumann, Katrin Zabel

**BILDERAKTION** Leitung: Mascha Zuder, Mareile Mack (stellv.); Claudia Apel, Jose Blanco, Tinka Dietz, Sabine Dörling, Torsten Feldstein, Philine Gebhardt, Thorsten Gerke, Nilas Hauser, Daniel Hofmann, Andrea Hüss, Rosa Kaiser, Jan Kappelman, Petra Konopka, Matthias Krug, Charlotte Lensing, Therese Lettner, Natascha Manouchehri, Ansgar Nenz, Nicole Neumann, Peer Peters, Jörg Ressing, Oliver Schmitt, Irene Schubial, Erik Seemann, Maxim Sergienko, Martin Trifk, Anne Wellnitz. Mail: foto@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

**LAYOUT** Leitung: Reinhard Wurst, Dagmar Nöthling (stellv.); Michael Abke, Lisa Debacher, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Fabian Greve, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Jens Kuppi, Annika Loebel, Barbara Rödiger

**TITELBLATT** Teamleitung: Johannes Unseth; Suze Barret, Alexandra Grüning, Pia Pritzel

**GRAFIK & INTERACTIVE** Leitung: Ferdinand Kuchlmayr, Dr. Matthias Stahl (stellv.); Cornelie Baumermann, Alexander Epp, Linna Grage, Guido Grigat, Thomas Hammer, Max Heber, Frank Kalinowski, Anna-Lena Kornfeld, Chris Kur, Aida Marquez Gonzales, Gernot Matzke, Lina Moreno, Klaas Neumann, Michael Niestedt, Dawood Ohdah, Bernhard Riedmann, Hanz Sayami, Alexander Trempler

**DESIGN/UX** Katja Braun, Anna van Hoeve

**KORREKTORAT** Sebastian Hofer

**TEXTGRUPPE** Leitung: Helke Grasdus;

Christoph Brüggemeier, Fabian Grimm, Angela Ölscher, Gesche Sager, Stefan Schütt, Holger Uhlig, Valérie Wagner

**DATENJOURNALISMUS** Leitung: Marcel Pauly; Holger Dambeck, Patrick Stotz, Achim Tack

**SOCIAL MEDIA & LESERDIALOG** Leitung: Ayla Kiran, Angela Gruber (stellv.), Johanna Röhr (stellv.). Redaktion: Kai Borte (Forum), Dennis Deumeir, Ariane Fries (Teambenteilung Community), Charlotte Klein, Petra Maier, Robert Schlosser

**SE** Teamleitung: Insa Winter; Alexandra Knape, Bastian Midasch, Heiko Stammel, Hanna Zobel

**VIDEO** Leitung: Frauke Böger, Anne Martin (stellv.). Redaktion: Thilo Adam, Benjamin Braden, Sven Christian (Leitung Technik), Andreas Evert, Birgit Grofekathöfer, Janina Hamäläinen, Martin Jäschke, Heike Janssen, Marco Kasang, Carolin Katschak, Eckhard Klein, Jonathan Miske, Fabian Pieper, Rachelle Pouplier, Dr. Isabella Reichert, Leonie Voss, Christian Weber, Katharina Zingerle

**CHEFS VOM DIENST WEGBETRIB** Bernd Czaya, Dirk Schulze, Martin Sümening

**AUDIO** Leitung: Sandra Sperber, Yasemin Yüksel, Olaf Hesser (Chef vom Dienst). Redaktion: Imre Balzer, Adrian Breda, Philipp Fackler, Robert Hausprung, Lenne Kaffka, Marius Meistermann, Sebastian Spallek, Regina Steffens, Martin vonwegen-Brückner

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

**BERLIN** Alexanderufer 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. 030 886688-100; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. 030 886688-200

**DRESDEN** Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0

**DÜSSELDORF** Markus Böhm, Lukas Eberle, Tobias Großkemper, Jägerhofstraße 19-20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Tim Bartz, Lisa Duhm, Fennlerstraße 7-9, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0712 22737

**LEIPZIG** Peter Maxwill, Postfach 310315, 04162 Leipzig

**MÜNCHEN** Jan Friedmann (Koordination Nachrichten), Martin Hesse, Thomas Schulz, Rosenthal 10, 80331 München, Tel. 089 4545950

## REDAKTIONSVERTRETUNGEN/KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND

**BANGKOK** Laura Höflinger

**MANILA** Maria Stöhr

**BRÜSSEL** Markus Becker (Büroleitung), Ralf Neukirch (Reporter Europapolitik), Michael Sauga (Autor), Rue Le Titten 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2306108, rv.brussels@spiegel.de

**KAPSTADT** Fritz Schappa, P. O. Box 15107, Vlaeberg 8018, Cape Town, South Africa

**LONDON** Jörg Schindler

**MEXIKO-STADT** Jens Glüsing,

Tel. +52 55 56630526

**MOSKAU** Christian Esch, Christina Hebel, Glasowski Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 387623

**NAIROBI** Heiner Hoffmann, Tel. +254 111 341478

**NEW YORK** Marc Pitzke, Bernhard Zand

**PARIS** Britta Sandberg, Tel. +33 158 625120

**PEKING** Georg Fahrion

**ROM** Frank Hornig, DER SPIEGEL, c/o Stampa Estera, Via dell'Umiltà 83/C, 00187 Rom

**SAN FRANCISCO** Alexander Demling

**SAO PAULO** Nicola Abé

**SYDNEY** Anna-Lena Abbott, Johannes Korge

**TAHITI/FRÖNZÖSISCHE POLYNESIEN** Charlene Opsteinene

**WARSCHAU** Tel. +48 22 6179295

**WASHINGTON** Roland Nelles, René Pfister, 1202 National Press Building, Washington, D. C. 20045, Tel. +1 202 3475222

**WIEN** Walter Mayer

**STÄNDIGE FREIE AUTOREN** Giorgos Christides, Arno Frank, Oliver Das Gupta, Jochen-Martin Gutsch, Leo Klimm, Jasmin Lörchner, Jan Moreno, Max Polonyi, Wiebke Ramm, Anja Rützel

**DOKUMENTATION** Leitung: Cordelia Freiwald, Kurt Jansson; Zahra Akhgar, Nikolai Antonamis, Dr. Susmita Arp, Lars Böhm, Eva Bräth, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltzschig, Klaus Häring, Catrin Fandja, Matthias Fett, Janine Große, Inka Haan, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bernd Hunger, Stefanie Jockers, Michael Jürgens, Kurt Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Anna Köster, Ines Köster, Anna Kovac, Mara Küpper, Peter Lakerme, Julia Lange, Rainer Lübbert, Sonja Maas, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moermann, Tobias Molt, Claudia Niesen, Sandra Öfner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Friederike Röhreke, Andrea Sauerbier, Marko Scharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schüller-Ahrens, Maria Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Staff, Tuisku Steinhoff, Dr. Claudia Stöde, Rainer Szimmo, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Wetter, Karl-Henning Wielandband, Anika Zeller, Malle Zeller

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles/Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Anzeigen: Hannes Engler

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 77 vom 1. Januar 2022

Mediaunterlagen und Tarife: www.spiegel.media

Vertrieb: Torben Sieb

Herstellung: Silke Kassuba

**INTERNET** www.spiegel.de

**TWITTER** @derspiegel

**FACEBOOK** facebook.com/derspiegel

## Service

### Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966, Mail: leserbriefe@spiegel.de

Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail eingegeben: hohlspiegel@spiegel.de

### Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ. Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet: 6177 6456 08CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

### Ombudsstelle

Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de. Sollten Sie als Hinweisegeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter hinweisegeber@spiegel@bmz-recht.de

### Redaktioneller Leserservice

Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966

Mail: leserservice@spiegel.de

### Nachdrucke in Medien aller Art

Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos Kontakt, Beratung: www.spiegelgruppe.de/syndication und Bestellung: syndication@spiegel.de, Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz. Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Mail: julie.ho@nytimes.com, Telefon: +1 212 556-5118 ISSN 0038-7452

### Nachbestellungen

SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter www.amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

### Historische Ausgaben

Historische Magazine Bonn www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

### Abonnement für Blinde Audioversion:

Deutsche Blindenstudienanstalt e.V., Telefon: 06421 606265; elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

### Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 291,20, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 160,60, Auslandspreise unter www.spiegel.de/auslandsabo, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

### Abonnementserfolg:

Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg

Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070

Mail: aboservice@spiegel.de

### Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

□ für € 5,60 pro gedruckte Ausgabe

□ für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.

Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar. Alle Preise inkl. MWSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)



## NACHRUE



### Ali Mitgutsch, 86

Er selbst hatte keine glückliche Kindheit, machte aber Millionen Kinder glücklich. Sie verdanken dem Münchener die Freude an Unordnung, kleinen Missgeschicken und einem pinkelnden Jungen, den der Illustrator gern in seinen XXL-Bildern versteckte. Alfons Mitgutsch, seit der Kindheit Ali genannt, gilt als Erfinder der Wimmelbücher, die sich millionenfach verkauften. Sein erstes Werk dieser Art, »Rundherum in meiner Stadt« von 1968, ist ein Klassiker des Genres. Fantasie spielte in seinem Leben schon früh eine zentrale Rolle. Seine religiöse Mutter nahm ihre Kinder auf lange Wallfahrten mit und hielt sie mit erfundenen Geschichten bei Laune. Wenn Mitschüler ankündigten, den schmächtigen Ali zu verprügeln, floh der Außenseiter in Gedanken zu zwei erdachten Rettern: dem starken Jumbo und dem listigen Fritz. Sein vielleicht schönstes Kindheitserlebnis nach dem Krieg war eine Fahrt mit dem Riesenrad. Von oben staunte Mitgutsch über »Bilder mit vielen Details«, wie er in seiner Autobiografie schrieb, »es passierte so viel gleichzeitig«. Diese Vogelperspektive auf das Gewusel übernahm er, angeregt vom Pädagogen Kurt Seelmann, in seinen Büchern. Sie lösten Kontroversen aus: Kritiker fürchteten, das Gewimmel überfordere Kinder. 2018 erhielt Mitgutsch das Bundesverdienstkreuz. Er arbeitete bis ins hohe Alter und bastelte dreidimensionale Wimmelbilder für Erwachsene: Guckkästen, die kleine Geschichten erzählen. Ali Mitgutsch starb am 10. Januar in München. CGU

### David Sassoli, 65

Er war der italienische »Mr. Tagesschau«, ein Journalist, der schon über die Mafia berichtete, als die noch Staatsanwälte in die Luft sprengte. Eine ähnliche Prominenz blieb David Sassoli im Europaparlament versagt. Der in Florenz geborene Sozialdemokrat war gerade ein halbes Jahr im Amt, als ihm die Coronapandemie die wichtigste Bühne nahm: die Straßburger Plenarsitzungen. Sie fanden meist virtuell statt. Nun bleibt Sassoli auch ein letzter großer Auftritt verwehrt. Kommende Woche hätte er die Sitzung leiten sollen, in der die Malteserin Roberta Metsola zu seiner Nachfolgerin gewählt werden soll. Dabei hatte Sassoli noch vor Kurzem, bereits angeschlagen durch eine schwere Lungenentzündung, eine Verlängerung seiner Amtszeit angestrebt. In seinen letzten Monaten setzte er noch Akzente. Kurz vor Weihnachten verlieh er dem inhaftierten Kremlkritiker Alexej Nawalny den Sacharow-Preis. Im Namen des Parlaments verklagte er die EU-Kommission, um sie zu zwingen, Rechtsstaatssünder wie Polen und Ungarn die Fördermittel zu kürzen. David Sassoli starb am 11. Januar im italienischen Aviano. MBE

### Herbert Achternbusch, 83

In seinem Film »Das Gespenst« ließ er 1982 eine Christusfigur vom Kreuz steigen und durch Bayern ziehen – die Folge war ein Skandal, den nicht nur die Springer-Presse und die katholische Kirche, sondern auch der frisch ernannte Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann (CSU) anheizte. Zahlreiche Intellektuelle verteidigten den Münchener Regisseur. Es ging um nicht weniger, als die Freiheit der Kunst vor der »geistig-moralischen Wende« zu schützen. Als Schriftsteller und Filmemacher hatte sich der Universalkünstler Achternbusch, im Bayerischen Wald aufgewachsen, da längst einen Namen gemacht. Seine Filme, so der 1976 auf dem Oktoberfest gedrehte »Bierkampf«, hatten einen ganz eigenen, anarchischen Witz – immer getragen von einem längst zum geflügelten Wort gewordenen Achternbusch-Zitat: »Du hast keine Chance, aber nutze sie.« Herbert Achternbusch starb Anfang der Woche in München. SHA

### Ronnie Spector, 78

Gemeinsam mit Schwester und Cousine gründete die Sängerin Veronica Bennett, genannt Ronnie, die Girlgroup Ronettes. Bald schnappte sich der Produzent Phil Spector die Gruppe und nahm mit ihnen »Be My Baby« auf. Ronnie hatte die Stimme, die durch Spectors »Wall of Sound« durchzudringen vermochte – eine Qualität, die Keith Richards würdigte, als er die Ronettes 2007 in der Rock and Roll Hall of Fame begrüßte. »Be My Baby« galt manchem als der größte Song aller Zeiten, Filme wie Scorseses »Mean Streets« oder »Dirty Dancing« eröffnen damit: Der Hit aus dem Jahr 1963 ist ein Meisterwerk des Pop als Ausdruck von Teenagersehnsucht – und Ronnie war deren Stimme, bis die Ronettes

sich auflösten. Phil Spector heiratete Ronnie und entzog sie der Öffentlichkeit. Erst 1972 befreite sie sich aus dieser Ehe, über die Missbrauchserfahrungen schrieb sie 1990 in ihrer Autobiografie; der Streit um Tantiemen dauerte noch deutlich länger an. Ronnie Spector starb am 12. Januar an Krebs. FEB

### Sidney Poitier, 94

Der in Miami geborene Schauspieler war einer der ersten Afroamerikaner, die in Hollywood Hauptrollen spielten. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren, als Drehbuchautoren und Regisseure anfingen, sich mit Rassismus zu beschäftigen, wurde er zum ebenbürtigen Partner weißer Stars. In »Flucht in Ketten« (1958) stellen Poitier und Tony Curtis zwei flüchtende Strafgefangene dar, die



Universal Image Group / dpa

mit einer Kette aneinander gefesselt sind. Poitier gab seinen Figuren Kraft, Würde, Intelligenz und eine gehörige Portion Stolz. Das großartige Duell mit Rod Steiger in dem Kriminalfilm »In der Hitze der Nacht« (1967) hat bis heute kaum etwas von seiner Wirkung verloren. Poitier spielt einen eleganten, gebildeten Ermittler, den es in den Süden der USA verschlägt, wo er auf den von Steiger dargestellten Redneck-Polizeichef trifft – gegenseitige Verachtung verwandelt sich mehr und mehr in Respekt. Poitier, der damals schon ein Star war, vermittelte in dieser Rolle ein starkes, bisweilen an Überheblichkeit grenzendes Selbstbewusstsein. Der Pionier für afroamerikanische Schauspieler gewann viele Preise, darunter einen Oscar, und war nach dem Ende seiner Filmkarriere zeitweise im diplomatischen Dienst. Sidney Poitier starb am 6. Januar in Los Angeles. LOB



Michael Ochs Archives / Getty Images

### Wieder bereit

Der Musiker **Stromae**, 36, hat sich Zeit genommen. Mehr als sechs Jahre ist es her, dass das belgische Multitalent nach zwei international gefeierten Alben von der Bildfläche verschwand. Auch wenn er hinter den Kulissen wirkte, für Videos von Billie Eilish oder Dua Lipa, war er als Künstler unsichtbar. »Mir hat der Gedanke geholfen, vielleicht überhaupt nie mehr auf die Bühne zu gehen«, sagte er dem SPIEGEL in Brüssel. Grund für seinen Rückzug war ein Burn-out während einer Tournee. »Ein Alarmsignal«, wie er sagt. »Danach wusste ich, dass ich erst einmal wieder ein normales Leben führen sollte.« Seit 2015 beschränkt Paul Van Haver, wie er bürgerlich heißt, seine öffentlichen Auftritte auf ein Minimum, er wurde Vater eines Sohnes, betreibt mit seiner Frau Coralie das Modelabel Mosaert. An neuer Musik arbeitet er seit 2018, im März wird mit »Multitude« sein drittes Album erscheinen. »Ich bin geheilt«, sagt Stromae. »Ich bin wieder bereit.« Die zweite Single, »L'enfer«, ein Chanson über Selbstmordgedanken, stellte er gerade in den Abendnachrichten auf dem französischen Sender TF1 vor. Für den sensationellen Auftritt zu diesem »schwierigen Thema« bedankte sich auf Twitter sogar der Generaldirektor der Weltgesundheitsorganisation. FRA



Michael Ferre / Universal Music

### Ein Sir zieht um

Die Zeit ist reif für Sir **Michael Caine**, 88: Der britische Schauspieler verkleinert seinen Haushalt. Er versteigert Teile seiner Kunstsammlung, darunter einen Chagall, außerdem eine Rolex und viele persönliche Erinnerungsstücke aus sechs Jahrzehnten Filmschaffen. Geldmangel scheint nicht zu bestehen, vielmehr haben Caine und seine Frau Shakira das Bedürfnis,

etwas gemütlicher zu wohnen. Das Paar lebte zuletzt in einem stattlichen Haus, das 1999 für angeblich eine Million Pfund in seinen Besitz gelangte. Heute beherbergt das über 1000 Quadratmeter große Gebäude unter anderem einen Pool und ein luxuriöses Privatkino. 2019 wurde die Immobilie für 3,75 Millionen Pfund zum Verkauf ausgeschrieben. Wegen des anstehenden Umzugs in etwas übersichtlichere Räumlichkeiten muss

Caine nun aussortieren. Bei der Anfang März stattfindenden Versteigerung bei Bonhams sollen sowohl Kunstsammler als auch Cineasten auf ihre Kosten kommen. Caine fällt der Schritt schwer: »Die Trennung von all diesen geliebten Dingen wird ziemlichen Abschiedsschmerz verursachen.« Er hofft, die Sachen könnten den neuen Besitzern genauso viel Freude bereiten wie bisher ihm und seiner Frau. ks



Julien Faure / opale photo / ddp

## Strenge Künstlerkolonie

Die britische Künstlerin **Tracey Emin**, 58, erfindet ihre Heimatstadt neu. Im Küstenort Margate will sie in einer alten Leichenhalle ein Museum und in einem viktorianischen Badehaus 30 Ateliers für Kunststudenten und -studentinnen unterbringen, denn Emin plant die Gründung einer Akademie. Sie kündigte an, die Mieten spottbillig zu halten und Strenge walten zu lassen: »Keine Untervermietung, kein Rauchen, keine laute Musik. Und wenn sich die Leute nicht an die Regeln halten wollen, werden sie dort keine Arbeitsräume haben«, sagte sie in einem Interview. Alle sollen

ernsthaft an ihrer Kunst arbeiten und das Geschaffene – als Leistungsnachweis – öffentlich präsentieren. Emin will weitere Einrichtungen dieser Art gründen und auch etablierte Kollegen dazu bringen, in der Stadt zu arbeiten, die sie selbst »nie losgelassen hat«. Margate mit seinen 65 000 Einwohnern könnte also zur neuen Künstlerkolonie werden. Bereits 2017 kaufte der Weltstar eine alte Druckerei und ließ sie als Wohnung und Atelier umbauen, um an den Ort seiner gar nicht so idyllischen Kindheit zurückzukehren. 2020 wurde bei Emin Krebs diagnostiziert, sie fürchtete um ihr Leben. Nun hofft sie auf einen Neuanfang für sich und für die Stadt am Meer. UK



Alun Gallo/PA Wire/CAMERA PRESS / laif



Xavier Collin / Image Press Agency / ddp

## Sterne für alle

»An meine jungen LGBTQAI-Babys: Wir sind hier, die Tür ist jetzt offen, greift nach den Sternen«, schrieb **Michaela Rodriguez**, 31, auf Instagram, nachdem sie den Golden Globe als beste Schauspielerin für die Dramaserie »Pose« gewonnen hatte. Mit der Auszeichnung hat sie sich in die Geschichte eingeschrieben – als erste Transfrau, die den Preis erhalten hat. In der Serie spielt Rodriguez die HIV-positive »Hausmutter« Blanca, die in New York Ende der Achtzigerjahre von ihrer Familie verstoßene queere Jugendliche aufnimmt. Die Rolle war der Durchbruch für sie und bescherte ihr voriges Jahr

eine Emmy-Nominierung. Sie wollte schon mit sieben Schauspielerin werden und kam im Alter von elf zum New Jersey Performing Arts Center. Ihr Vater arbeitete für den Paketdienst UPS, ihre Mutter in einem Krankenhaus. »Meine Mutter ist eine starke, hart arbeitende afroamerikanische Frau. Mein Vater stammt aus der Arbeiterklasse puerto-ricanischer Einwanderer. Ich habe das Gefühl, dass mir das harte Arbeiten in die Wiege gelegt wurde«, sagte sie dem »Guardian« in einem Gespräch über ihren Erfolg. Eine Auszeit gibt es für sie nicht: Als Nächstes wird Rodriguez in einer Comedy-Serie für Apple TV zu sehen sein, zugleich arbeitet sie weiter an ihrer Musikkarriere. IPP

## Kontrolliert natürlich

Es war im April 2004, als die ersten Fotos von **Kate Middleton** um die Welt gingen, sie waren während einer Schleppfahrt mit Prinz William entstanden, im gemeinsamen Skiurlaub in der Schweiz. Seitdem ist die Herzogin von Cambridge so häufig fotografiert worden wie wenig andere Menschen. Am vergangenen Sonntag nun feierte Kate ihren 40. Geburtstag und entschied sich aus diesem Anlass, drei neue Fotos von sich zu veröffentlichen. Es kann fest davon ausgegangen werden, dass die ehemalige Kunstsstudentin und Schirmherrin der National Portrait Gallery wirklich jedes Detail dieser offiziellen Aufnahmen genauestens geplant und kontrolliert hat. Seit die Fotos bekannt sind, auf denen Kate, um Natürlichkeit bemüht, wallende Haare und Roben von Sarah Burton (für Alexander McQueen) trägt, schießen Spekulationen darüber ins Kraut, welchen künstlerischen Vorbildern sie folgen. Ob sie eher von dem präraffaeli-

litischen Maler und Dichter Dante Gabriel Rossetti inspiriert wurden oder von Cecil Beaton, der vier Jahrzehnte lang immer wieder legendäre Aufnahmen von der Queen und Prinzessin Margaret machte. Manche erkennen in Kates Haltung auch Parallelen zu Queen Victoria. Womöglich wollte die Herzogin von Cambridge – die im Gegensatz zu ihrer Schwägerin Meghan Markle seit Jahren alles richtig zu machen scheint – genau dieses breite Spektrum an Vorbildern andeuten. Jeder dieser künstlerischen Bezüge liegt jedenfalls weit in der Vergangenheit, es ist eine rückwärtsgewandte Ästhetik, für die sich Kate entschieden hat. Umgesetzt wurde sie von dem 74-jährigen italienischen Modefotografen Paolo Roversi, der den Pirelli-Kalender 2020 aufgenommen hat und von Kate höchstpersönlich ausgewählt wurde. Auch dies – alles andere als eine avantgardistische Wahl. Roversi lieferte Porträts, die eine zukünftige Königin von England zeigen. Ein majestätisches Schwarz-Weiß-Bild zeigt Kate im Profil, es fehlt nur noch die Krone. CLV



Paolo Roversi / CAMERA PRESS / ddp

## BRIEFE



### Das ist wahre Liebe!

Zum SPIEGEL-Jubiläum haben uns sehr viele bewegende, persönliche, zustimmende wie kritische Zuschriften erreicht, sodass wir diese Seite ausnahmsweise nur diesem Thema widmen. Ein großer Teil der E-Mails und Briefe kommt von Leserinnen und Lesern, die eine besonders lange Geschichte mit dem SPIEGEL verbindet – und die ihn seit Jahren, Jahrzehnten oder gar seit der ersten Ausgabe lesen. Wir bedanken uns für Ihre Treue!

Während der SPIEGEL sein 75-jähriges Bestehen feiert, begehe ich im kommenden Monat stolz mein 17-jähriges SPIEGEL-Jubiläum. Eingestiegen mit einem Schülerabo als 16-Jährige, bin ich nun 33 Jahre alt und kann mir ein Leben ohne den wöchentlichen SPIEGEL nicht mehr vorstellen. Er hat mich durch das Ende der Schulzeit, mein Studium sowie den Berufsanfang und -alltag begleitet, und ich ließ ihn mir sogar zwei Jahre lang während eines Auslandsaufenthalts nach England schicken. In diese Zeit fällt auch die einzige Ausgabe, die ich nicht gelesen habe. Damals musste ich empört feststellen, dass die englische Post schon bei leichtem Schneefall ihre Arbeit einstellt, und eine Woche lang auf meinen geliebten SPIEGEL verzichten – heute noch stellt sich ein leichter

Anflug von Panik ein, wenn er nicht pünktlich im Briefkasten liegt. In diesem Sinne: ein großes Lob an die Redaktion und auf die nächsten 75 Jahre!

Sarah Ruhnau, Borken (NRW)

Ich bin 83 und habe fast 60 Jahre lang immer wieder den SPIEGEL gekauft und abonniert. Viele Jahre habe ich förmlich danach gefiebert, die neue Ausgabe zu lesen. Weil er keine politische Illustrierte war. Zu oft habe ich ihn aus Zeitgründen aber nicht geschafft und gestapelt mit schlechtem Gewissen weggelegt, um später noch einmal hineinzuschauen. Was natürlich meistens verblieb, denn dann war schon wieder ein neuer SPIEGEL mit neuen spannenden Themen da. Sie haben unseren kritischen Blick vor allem auf die Politik im besonderen Maße geschärft und uns fast immer spannend unterhalten. Sie haben mutig hinter die Vorhänge geschaut, uns miterleben lassen, was da so geschah oder geschehen sollte. Dafür meinen herzlichen Dank und noch einmal herzlichen Glückwunsch.

Wilhelm Klack, Wiesbaden

**Habe mich selbst schon einige Male in Leserbriefen kritisch zu Artikeln geäußert, aber heute nur Lob, mit dem Wunsch auf viele weitere erfolgreiche Jahre!**

Franz Koshorst, Kassel

75 Jahre SPIEGEL. Davon habe ich, bald 85, bestimmt 60 Jahre per Abo ganz regelmäßig, unter wechselnden Anschriften, bekommen. Immer interessiert, manchmal verärgert, aber ohne geht bis heute noch nicht. Mit Anmerkungen – die sicherlich ignoriert wurden – an Sohn weitergereicht und weiter gespannt auf die nächste Ausgabe wartend: eine der viel zitierten schwäbischen Hausfrauen.

Gertrud Fischer, Laupheim (Bad.-Württ.)

Der SPIEGEL zeigt sich in der Jubiläumsausgabe vermehrt als Wegbereiter für einen offenen Dialog mit seinen Leser:innen. Er will überzeugen, nicht mehr als »Sturmgeschütz der Demokratie«, sucht lieber die leisen Töne, auch im Streit, was ihm nicht immer gelingt. So ist er für mich zu einer Leuchtboje geworden, draußen in der rauen politischen See.

Karl-Heinz Groth, Goosefeld (Schl.-Holst.)

Unbequem sicherlich. Für Strauß und seine rechten Leute, für die Regierung, die Mächtigen. Der SPIEGEL war für das BRD-Establishment immer eine Reißzwecke auf der Sitzfläche. Für die AfD und Co. war er nicht nur unbequem, sondern boshaft, teilweise sogar gemein. Aber im Umgang mit den Grünen? Wohl eher ein sehr bequemes und angepasstes Magazin.

Gert Wölfert, Wedel (Schl.-Holst.)

Ich lese den SPIEGEL seit Anfang 1958 und habe in dieser Zeit nur die beschlagnehmte Ausgabe im Jahr 1962 nicht lesen können. Aber mir fällt auf, dass von der Prämisse des Gründers, »Sagen, was ist«, nicht mehr viel übrig, sondern zunehmend eine Berichterstattung im Konjunktiv entstanden ist. Es wird im SPIEGEL oft nicht mehr geschrieben, was ist, sondern was könnte, sollte, müsste et cetera, mit Ergänzungen wie »doch« oder »womöglich«. Als müsste nur ein SPIEGEL-Redakteur an die jeweils beschriebene Baustelle gesetzt werden, und alles wäre im Lot! Ich denke, solche Formulierungen tragen nicht zur Meinungsbildung bei. Verwirren lassen kann ich mich auch anderswo.

Hans Schuka, Waldkirch (Bad.-Württ.)

Mich begleitet der SPIEGEL seit dem 12.7.1992. Die damalige Ausgabe »Neue Goebbels-Tagebücher – Chronist der NS-Verbrechen« befassete sich mit den Tagebüchern des Chefpropagandisten der Nazis, und ich beschloss, die Meinung und Recherchen eines »linken« Nachrichten-Magazins zu diesem heiklen Thema auf mich wirken zu lassen. In dieser

Zeit interessierte ich mich als 15-jähriger Hauptschüler sehr für die Zeit des Nationalsozialismus. Jedoch bestand damals für mich die Gefahr, den perfide inszenierten Aufmärschen der Naziorganisationen, den Fahnenwäldern auf den Reichsparteitagen und dem »Führerkult« zu erliegen. Der Hitler-Biografie von Joachim Fest und dem SPIEGEL hatte ich es zu verdanken, dass ich diese furchtbare Zeit als das ansah, was sie wirklich war – ein monströser Zivilisationsbruch und der Verlust jeglicher Humanität. So lese ich seitdem das »Sturmgeschütz der Demokratie« mit großem Interesse. Ich entspreche nicht ganz Ihrer Leserstatistik – katholisch, kein Akademiker und konservativ-ländlich geprägt. Daher teile ich natürlich nicht jede Ihrer Meinungen. Manchmal sind Sie mir zu einseitig, vertreten Ihren Standpunkt zu undifferenziert. Ein kleiner Schuss Konservatismus täte Ihnen gut. Die Themen der Menschen in den Städten sind dem SPIEGEL wichtiger. Trotzdem danke ich Ihnen für die vielfältige Berichterstattung und Ihre investigativen Recherchen.

Klaus Wiegers, Marsberg (NRW)

**Ein Leben ohne SPIEGEL? Undenkbare. Den ersten kaufte ich vom Taschengeld 1951 mit 13 Jahren, mit 83 bin ich Abonnent.**

Klaus Wellhardt, Essen

Sie werden es kaum glauben, aber ich habe dem SPIEGEL sehr viel zu verdanken. Bis auf acht Jahre Volksschule habe ich keine Ausbildung genossen. Allerdings habe ich den SPIEGEL seit über 50 Jahren jede Woche gelesen. Meinen guten Freunden, ein Ehepaar, beide Oberstudienräte, habe ich immer gesagt: Wer den SPIEGEL regelmäßig liest, benötigt kein Studium, denn er ersetzt jeden Hochschulabschluss.

Kurt Trögner, Gronau (Nieders.)

Dass der treue SPIEGEL-Leser Jürgen Abraham schon mal zehn Kilometer gefahren ist, um ein Exemplar des Magazins zu ersteilen, ist verständlich, jedochmäßig. Während eines dienstlichen Aufenthalts Mitte 1990 bis April

1991 in den USA fuhr ich fast jeden Samstag von Clayton, Georgia, nach Atlanta zu einer Buchhandlung in der Peachtree Street, nur um den SPIEGEL zu erwerben. Hin- und Rückfahrt betrugen etwa 220 Meilen, also circa 350 Kilometer. Auf der Rückfahrt war der erste Stopp für eine Lesepause in der vermeintlichen »Schwarzwald-Idylle« Helen in Georgia bei einem deutschen Bier. Das ist doch wahre Liebe!

Erich Krappen, Wegberg (NRW)

Seit nun schon mehr als 60 Jahren lese ich Woche für Woche so gründlich, wie es mir meine Zeit erlaubt, Ihr Magazin und habe davon, auch wenn ich mal nicht einverstanden war, immer profitiert. Natürlich zuerst von der nationalen und internationalen politischen Berichterstattung, aber ebenso von Ihrem kritischen Kultur- und Sportteil. Es hat mich, wohl eher indirekt, stets in meiner atheistischen Haltung verstärkt, wofür ich dankbar bin.

Elmar Volk, Remshalden (Bad.-Württ.)

Das erste Mal habe ich Anfang April 1947, ich war Schüler am Gymnasium Brühl, den SPIEGEL am Kiosk der KBE-Haltestelle Brühl-Nord – für eine Reichsmark – gekauft. Seitdem habe ich, wann immer die geografische und pekuniäre Lage es mir ermöglichte, ein Exemplar erstanden. 1965 habe ich mir den SPIEGEL – jeweils die erste Monatsausgabe im Februar, März, April und Mai – nach Mt. Gambier in Australien schicken lassen, wohin ich als junger Ingenieur geschickt worden war. Die »Lieferzeit« Deutschland–Australien betrug in jener Zeit zwei bis drei Wochen. 1962 habe ich an einem Samstag mit zwei Freunden vor dem Gefängnis in Opladen gegen die Inhaftierung von Rudolf Augustin protestiert. Den höchsten mir in Erinnerung gebliebenen Preis für den SPIEGEL musste ich 1978 in Buenos Aires, Argentinien, bezahlen, es waren umge-

rechnet 18 DM. Da die Orte meiner weltweiten Tätigkeiten (insgesamt 82 Länder) selten große Flughäfen oder Hauptstädte waren, gab es relativ wenige Gelegenheiten, fündig zu werden. Wann immer ich mich in Deutschland befand, habe ich stets am Erscheinungstag ein Exemplar erstanden; ab dem 1. November 2001, dem Beginn meines Rentnerlebens, an diversen Tankstellen, seit April 2003 ist bei einem Kiosk in Krefeld jeden Samstag der SPIEGEL für mich reserviert. »Sagen, was ist...lesen werde ich, solange die Götter wollen!«

Alfred Schenkmann, Krefeld (NRW)

## 40 Jahre musste ich warten, ehe ich den SPIEGEL abonnieren durfte. Einzelne Exemplare erhielt ich ab und zu durch Gäste; sie wurden von vielen Menschen in meinem Freundeskreis mitgelesen und letztendlich zerlesen. Ich, 87, hoffe, noch einige Zeit Ihre Leserin bleiben zu können.

Helga Hülz, Leipzig

Ich wurde am letzten Oktobertag des Jahres 1944 als Arbeiterkind in Frankfurt am Main geboren und bin gefühlt seit diesem Tag SPIEGEL-Leserin. Nun muss ich allerdings zugeben, dass ich doch schon zwei Jahre und zwei Monate alt war, als ich mithilfe meines Vaters der ersten SPIEGEL-Ausgabe habhaft wurde. Einmal, auf einer Japan-Reise, musste ich im Irrgarten der U-Bahn von Osaka (einer Stadt unter der Stadt mit Wegweisern nur mit japanischen Schriftzeichen) ein wahres Abenteuer bestehen. Immer weiter musste ich hinein. Es ist mir bis heute ein Rätsel, wie ich da wieder rausgefunden habe. Meine einzige Erklärung dafür: Der SPIEGEL unter meinem Arm verlieh mir übersinnliche Kräfte. Sie haben mich mein (erfolgreiches und sehr buntes) Leben lang begleitet und mir Orientierung gegeben. Fragen bleiben bei mir keine offen, nur das Bedürfnis, danke, danke, danke zu sagen! Und meine Zusicherung, dass auch weiterhin der

Montag mein SPIEGEL-Tag bleibt. Die Liebe hat mich vor 20 Jahren nach Österreich verschlagen, und die Postzustellung hier bewirkt, dass mir der alte Erscheinungstag erhalten bleibt.

Anne Maisenberg, Klosterneuburg (Österreich)

Nun sollt Ihr auch wissen, was ich vom SPIEGEL halte: 1999 lernte ich jenen Mann kennen, mit dem ich dieses Jahr den 20. Hochzeitstag feiern werde. Mit ihm erschloss sich eine mir bis dahin unbekannte Welt, unter anderem Fußball, sogar Regionalfußball. Im Gegenzug erlebte mein neuer Partner erstmalig eine Theatervorstellung, ein Ballett und ein Musical. Ebenfalls neu für mich war die regelmäßige Einkehr in einer Stammkneipe, wenn ich jeden Mittwoch Uwe an seinem damaligen Wohnort besuchte. In der »Palette« machte ich die Bekanntschaft mit dem SPIEGEL. Weil mich anfänglich interessante Gespräche mit den »Kumpels« nach kurzer Zeit doch langweilten, begann ich im dort ausliegenden SPIEGEL zu lesen. Deswegen wurde es zum Ritual – mittwochs in die »Palette«: Uwe zu seinen Kumpels, ich zum SPIEGEL-Lesen. Nachdem Uwe zu mir gezogen war und einen neuen Freundeskreis aufgebaut hatte, versandeten die Besuche in der »Palette«, und ich abonnierte den SPIEGEL. Die einzige Fremdlectüre – ab und zu der »Stern« im Wartezimmer meines Arztes – bestätigt jedes Mal aufs Neue: Der SPIEGEL ist besser.

Heike Ritter, Damp (Schl.-Hol.)

## Liebe Redaktion, seit etwa 50 Jahren treuer Leser des SPIEGEL, bin ich in letzter Zeit enttäuscht über die politische Berichterstattung. Der Ton, weniger der Inhalt, Ihrer Kritik an den Grünen stört mich. Ich bin unsicher, wie lange Sie noch mein »Leitmedium« sein werden.

Peter Stein-Spitczok von Brisinski, Hameln (Niedes.)

Ich denke, dass das Format des SPIEGEL das beste und ausgewogenste ist, was die deutsche Zeitungslandschaft zu bieten hat. Deswegen war es für mich als 75-jährigen Neubürger ein Bedürfnis, mir jede Woche eine Printausgabe schicken zu lassen, die mich, da bin ich überzeugt, umfangreich unterhält und informiert. Eine Anregung auch von mir, wie der Beitrag des Chefredakteurs der »Freien Presse«, Sascha Aurich: Berichterstattung über Impfgegner, Nazis, AfD-Wähler im Osten, ja – aber auch die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die leise sind, die die Demokratie als Grundfeste der Gesellschaft sehen, müssen sich ausreichend repräsentiert fühlen. Wenn nicht im SPIEGEL, wo sonst?

Volker Dierschke, Schulzendorf (Brandenb.)

## Der SPIEGEL erhebt den Anspruch, alles besser zu wissen. Das »Schlimme« daran ist: Es stimmt, er weiß es besser! Herzlichen Glückwunsch zum 75. und weiter so.

Helmut Degethoff, Hofgeismar (Hessen)

Den SPIEGEL hatte mein Mann schon, lange bevor ich ihn kennlernte. Als er 2008 starb, kündigte ich sein Abo. Aber bald bemerkte ich meinen Irrtum, sodass ich ihn selbst neu abonnierte. Seitdem schätze ich Ihr Magazin sehr, schneide oft Artikel oder ganze Serien aus, wie etwa die vielen Etappen der Osteuropareise von Navid Kermani in den Jahren 2017 und 2018. In vielen Heften, die ich oft viel später wieder zur Hand nehme, finde ich Berichte zu den verschiedensten Themen, die mich interessierten und die es wert waren, aufgehoben zu werden. Mit Respekt und großem Mitgefühl las ich Ihre Reaktion auf den »Fall Relotius«. Ich finde es aller Ehren wert, dass Sie den Mut aufbrachten, schauderlos Fehler zu bekennen und echte Reue zu zeigen. Kein Grund für mich, das Abo zu kündigen.

Jutta Schettler, Heidelberg

**Leserbriefe bitte an [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)**  
Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter [SPIEGEL.de](http://SPIEGEL.de) zu archivieren.

### Korrektur

Zum Artikel »Die letzte Runde« in Heft 2/2022, Seite 141: Im Vorspann taucht der deutsche Regisseur Rainer Werner Fassbinder versehentlich mit dem falschen zweiten Vornamen Maria auf. Wir bedauern den Fehler.

Beschreibung einer Ferienwohnung auf Helgoland.de: »Die luxuriöse Wohnung hat ca. 58 qm Wohnfläche im Erdgeschoss. Der Wohnbereich verfügt über eine offene, komplett ausgestattete Küche mit Essplatz und Zugang zur Terrasse mit einem unverdauten Blick auf die Nordsee und das grüne Oberland.«



München - Moosach

**Esstisch mit 4 Stullen**

Angebot bei Ebay-Kleinanzeigen

Von SR.de: »Auch Dänemark, Norwegen, der Libanon und Andorra sind laut Robert Koch-Institut von Sonntag an Hochrisikogebiete. Damit sind künftig bis auf Luxemburg alle Nachbarländer Deutschlands als Hochrisikogebiete eingestuft.«



Vier Traumrouten verfügbar

**Bis zu 216 Prozent auf AIDA-Kreuzfahrten sparen »**

Anzeige auf T-online.de

Aus den Reise- und Sicherheitshinweisen des Auswärtigen Amtes für die Seychellen: »An einigen Küstenabschnitten gibt es äußerst gefährliche Strömungen. Urlauber sind hier bereits mehrfach ertrunken.«

**Hunde-Tipps für Silvester**

Aus der ARD-Mediathek

Aus der Tageszeitung »Die Glocke«: »Willingen in Hessen, direkt an der Grenze zu Westfalen gelegen und einer der beliebtesten Orte der Region, erhält 2022 eine weitere Attraktion.«

# SPIEGEL

## Akademie

In Kooperation mit der  
SRH Fernhochschule

### **Werden Sie Konflikt- und Verhandlungsmanager:in**

Weiterbilden mit E-Learning – wann und wo Sie wollen



#### Eine Auswahl der Inhalte:

- ✚ Perspektiven auf Konflikte und Kooperation
- ✚ Konfliktverhalten, -stile und -verlauf
- ✚ Konfliktprävention
- ✚ Grundlagen der Verhandlungsführung
- ✚ Sozialer Kontext von Verhandlungen
- ✚ Führungsethik und Personalmanagement

**Alle Kurse und Infos unter [akademie.spiegel.de](http://akademie.spiegel.de)**

### Zitate

Die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« blickt auf Erklärungsansätze zum Aufstieg der »Querdenker«-Proteste und auf die Impfskepsis:

Es wird wohl nicht mehr ganz zu klären sein, wer die Debatte darum, ob die Romantik schuld an der deutschen Impfskepsis ist, angestoßen hat. War es, wie der »Tagesspiegel« vermeldet, ein Artikel von Nils Minkmar in der »Süddeutschen Zeitung«, der den rätselhaften Impf-Unwillen in deutschsprachigen Ländern auf »Die deutsche Antimoderne« zurückführte? Oder war es, wie die »Neue Zürcher Zeitung« vermutet, ein Tweet des SPIEGEL-Journalisten Mathieu von Rohr, der am 11. November 2021 verkündete: »Spätfolgen der Deutschen Romantik: Anthroposophie, Homöopathie, Impfgegnertum?«?

Die britische Zeitung »The Guardian« greift SPIEGEL-Recherchen zu Angaben von Tennisstar Novak Djoković bei seiner Einreise in Australien auf (»Wurde sein positiver PCR-Test manipuliert?«, SPIEGEL.de am 11. Januar):

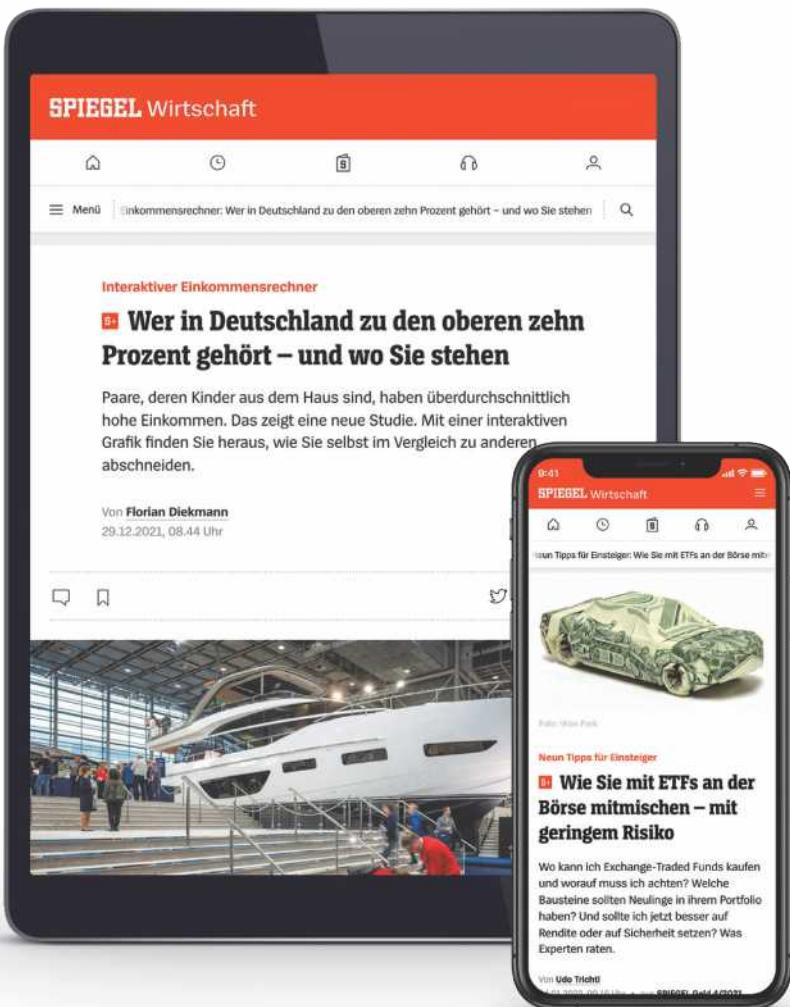
Die Reiseerklärung kommt zusätzlich zu den bereits berichteten Abweichungen auf der offiziellen Website, die Djokovićs positiven Covidtest zeigt, der die Grundlage für seine behauptete medizinische Befreiung von einer Impfung war. Der SPIEGEL berichtete, dass der QR-Code für Djokovićs Covid-19-Test vom 16. Dezember, der am Montag in Gerichtsdokumenten veröffentlicht wurde, zeitweise ein negatives Ergebnis anzeigen. Der Zugriff auf Djokovićs Testergebnis per QR-Code zeigte laut SPIEGEL am Montagabend australischer Zeit ein negatives Ergebnis, bevor ein weiterer Versuch ein positives Ergebnis zeigte.

### Der SPIEGEL berichtete ...

... über Aktenfunde, die das Selbstbild des FC Bayern München als Opfer des Nationalsozialismus korrigieren (Nr. 21/2016):

Am vergangenen Mittwoch stellte das Münchner Institut für Zeitgeschichte die Ergebnisse seiner Studie zum FC Bayern München im »Dritten Reich« vor, die durch den SPIEGEL-Artikel von 2016 angeregt wurde. Der FC Bayern habe »in seinem Verhältnis zum Nationalsozialismus keine Sonderrolle eingenommen, sondern war anderen Vereinen ähnlicher als bisher angenommen«. Zwar duldeten der Klub bis 1935 jüdische Mitglieder in seinen Reihen, »deshalb war der Verein aber kein liberaler ›Judenklub‹ – und wurde von den NS-Machthabern nach 1933 auch nicht systematisch benachteiligt«. Die These eines Dissenses zwischen Verein und Nationalsozialismus lasse sich »nicht erhäusern«.

# Digital jetzt noch mehr Inhalte für Sie



Zugriff auf alle SPIEGEL+-Inhalte auf SPIEGEL.de und in der App



Die digitale Ausgabe des SPIEGEL immer freitags ab 13 Uhr



DER SPIEGEL und weitere SPIEGEL-Titel als PDF zum Download



Archiv mit allen digitalen Ausgaben des SPIEGEL und weiteren Titeln



Jede Woche wird das Magazin von professionellen Sprechern vertont

**Starten Sie jetzt Ihren kostenlosen Probemonat!**

 [abo.spiegel.de/plus](http://abo.spiegel.de/plus)

Jetzt  
1 Monat  
gratis

„Es ist mir wichtig, Menschen mit meinen Stornorechnungen zu inspirieren.“

Karsten, Filmemacher

Liebe, was du machst.  
Nicht, was du machen musst.